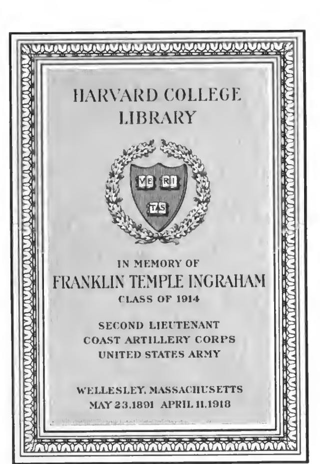

3 2044 011 393 865


HARVARD COLLEGE
LIBRARY
VE RI TAS
IN MEMORY OF
FRANKLIN TEMPLE INGRAHAM
CLASS OF 1914
SECOND LIEUTENANT
COAST ARTILLERY CORPS
UNITED STATES ARMY
WELLESLEY, MASSACHUSETTS
MAY 23,1891 APRIL 11,1918

Der Freihafen.

Drittes Heft.

Der



Freihafen.

Galerie von Unterhaltungsbildern
aus den Kreisen der Literatur, Gesellschaft
und Wissenschaft.

Drittes Heft.

Altona,
Johann Friedrich Hammerich.
1838.

Inhaltsverzeichniss.

I. Vergängliches und Bleibendes im Christenthum. Selbstgespräche. Von D. Straufs. . . . . S. 1

II. Streifzüge durch Belgien. Von D. Mügge. 49

III. Zur Jugendgeschichte der Königin Sophie Charlotte von Preußen. Nach französischen Berichten. Von D. Guhrauer. 94

IV. Vernunft und Leidenschaft. Eine Novelle von d. F. v. W. 131

V. Liebes-Duett. Elegieen von F. Gustav Kühne. 182

VI. Die Höhle von Antiparos. Von Semilasso in Griechenland. 197

VII. Literaturblätter.

1. Kühne's Klosternovellen und Charaktere. Von Th. Mundt. . 204

2. Niebuhriana. (Fortsetzung.) . . . 215

3. **Letzte Briefe Niebuhr's an Münch.** . . . . S. 223
4. **Delbrück über Schleiermacher.** = 230
5. **Erste und letzte Liebe.** Von L. Mühlbach. . . . . = 234

VIII. Correspondenzblätter.

Paris. (Mittheilungen über den Grafen Reinhard.) . . . . = 236
Prag. (Die böhmische Literatur.) . . . = 250
Hanau. (Hanauer Leben und Schriftsteller. Ein neuer Roman von H. Koenig.) = 255
Wien. (Anastasius Grün und Graf Auersperg.) . . . . = 258
München. (Münchener Jahrbücher für bildende Kunst.) . . . . = 258
Hamburg. (Wienbarg's neueste Schriften.) . . . . = 258
Leipzig. (Gasbeleuchtung. Bauten in der Stadt. Postgebäude. — Erleichterung des Aufenthalts der Preußen in Sachsen. — Eisenbahn. — Jacob Grimm in Leipzig. — Karl Beck's fahrender Poet. — Die Vossische Ausgabe von Kant's Werken.) . . . . = 259
Berlin. (Reiselust. Wollmarkt. Das Universitätsgebäude u. A.) . . . . . = 262

I.

Vergängliches und Bleibendes im Christenthum.

Selbstgespräche von Dr. **Strauß.**

Erster Theil.

1.

Nein! ich kann nicht, wenn ich auch wollte. Und könnt' ich's, so würd' ich's hoffentlich nicht wollen. Mir etwas vorspiegeln, nur um für mich Ruhe, mit Andern Frieden zu behalten.

Versöhnung von Glauben und Wissen, Offenbarung und Vernunft, — unsere Zeit, so sagen die Denkenden, sei nahe daran, sie vollbracht zu haben; die neueste Philosophie sei selbst eine christliche geworden.

Nie und nimmermehr, entgegnen die Gläubigen, werde es zu einem solchen Bunde Christi mit Belial kommen; Feindschaft zwischen ihrem Samen und deinem Samen! Das gelte auch für das Christenthum und den jeweiligen Zeitgeist, die Weltbildung und Weltweisheit, welche, als zur Brut der alten Schlange gehörig, niemals

aufhören könne, das Reich Christi zu befeinden, bis einst der Weibessame dem Schlangensamen den Kopf zertreten werde.

Ach, wäre es nur so, wie die Gläubigen sagen! Ein rüstiger Kampf, eine eifrige Feindschaft erhält auch den Gegner bei frischem Leben, bei regen Kräften. Aber ich sehe Schlimmeres: Gleichgültigkeit, Vergessen. Die Bildung unserer Zeit bewegt sich in einem Gedankenkreise, in welchem sie lange Strecken gehen kann, ohne auf das gewöhnliche Christenthum nur zu stoßen, ohne durch irgend ein Bedürfniß an dasselbe erinnert zu sein; Ueberflüssigwerden aber ist schlimmer als Ueberwundenwerden; es ist der schleichende Tod, der Tod der Entkräftung, der, je langsamer er herankommt, desto rettungsloser ergreift, desto ewiger festhält.

2.

Da bin ich im ersten Korintherbriefe wieder auf den Spruch gestoßen: „Wenn wir nur in diesem Leben auf Christum unsere Hoffnung gesetzt haben, so sind wir die bedauernswürdigsten unter allen Menschen. Wenn die Todten nicht auferstehen, wofür begeben wir uns jede Stunde in Gefahr? Habe ich ohne höhere Hoffnung in Ephesus mit den wilden Thieren gekämpft, was habe ich davon für Nutzen? Wenn es keine Auferstehung gibt, so lasset uns essen und trinken; denn morgen sterben wir."

Seit ich zu geistigem Bewußtsein gelangt bin, hat mir dieser Ausspruch immer durch die Seele geschnitten. Der große, geistvolle, edle Paulus! Meint er also wirklich, nur um eines künftigen Lohnes im andern Leben willen sich so vielen Mühen für die Sache Christi unter-

zogen zu haben? ohne jene Hoffnung wäre es Thorheit gewesen, sich so abzuarbeiten, und klüger, sich auf sinnlichen Lebensgenuß zu legen?

Welche Selbsttäuschung von dem erleuchteten Manne? welche Selbstverläumdung, möchte ich sagen, von dem hochherzigen! Wer sieht nicht, wenn er des Mannes Briefe liest, daß ihm der Lohn für seine Arbeiten schon gegenwärtig, nicht erst zukünftig, ja Eins und Dasselbe mit der Arbeit, war; daß er mit seinem Feuergeiste es gar nicht ausgehalten hätte im Schlamme sinnlichen Genusses; daß Christus sein Leben auch insofern war, als es ihm nur wohl werden konnte im Wirken und Kampf für seine Sache, als ihn das Bewußtsein, ein erkorenes Werkzeug Gottes zur Verbreitung der Wahrheit zu sein, in allen Stürmen emporhielt, in der Schmach stolz machte, und unter Schmerzen beseligte.

Hättest du bloß aus Hoffnung auf künftigen Lohn gewirkt, was du gewirkt hast — so möchten wir, großer Apostel, deine Worte umkehren — so könnten wir dich nur bedauern, daß du die Lohnsucht des Pharisäers in das Christenthum mit herübergenommen hättest! Aber ein Lohnsüchtiger, Engherziger bewirkt dergleichen nicht, wie du bewirkt hast; lebt, handelt, duldet, spricht, schreibt auch nicht so, wie du: darum, gewiß, du hast dich hier über dich selbst getäuscht, dich selbst geringer angeschlagen, als du uns giltst und gelten mußt.

3.

Gutes zu thun, das Uebel geduldig zu leiden, weil in Kurzem der gestorbene, auferstandene und gen Himmel

gefahrene Christus wiederkommen, die Todten auferwecken, und sammt den noch Lebenden vor seinem Richterstuhle versammeln werde, um dem Einen ewige Seligkeit, dem Andern ewige Pein, nach Maßgabe ihres Lebenswandels, anzuweisen — das war der Kern der apostolischen Ermahnung, die geistige Atmosphäre, in welcher die ersten Christen lebten und webten.

Noch einigemale zwar ist auch später noch der Gedanke an den jüngsten Tag und seine Nähe in der Kirche wieder aufgewacht: aber jetzt ist er auch in den Gemüthern der frömmsten Christen sehr zurückgetreten. Kaum denkt Jemand mehr an diese allgemeine Gerichtsscene, wenn er sich die Vergeltung vorstellt, die ihn im andern Leben erwarte; sondern der Einzelne denkt an seinen Tod, und unmittelbar hinter diesem sieht er der Entscheidung seines Schicksals entgegen.

Zwar redet Paulus, und redet der Herr selbst, neben dem Weltgericht auch von dem Loose, das dem Einzelnen — wie dem reichen Mann und armen Lazarus — gleich nach seinem Absterben werde zugemessen werden; und so könnte man sagen, jetzt sei nur, was damals die herrschende Form war, hinter einer andern zurückgetreten, die aber doch auch damals schon vorhanden gewesen.

Aber auch diese andere Form des Bewußtseins weiß ich — (und ich allein? Ich glaube kaum) — mir nicht anzueignen. Für mich liegt kein Antrieb zum Guten in der Aussicht auf die Gestaltung meines Schicksals nach dem Tode.

4.

Also läugnest du die Unsterblichkeit?

O stille mit den böswilligen Consequenzen! Ich läugne sie nicht; aber ich begründe sie auf etwas ganz Anderes, als auf die Nothwendigkeit einer Vergeltung, und fülle sie auch mit etwas ganz Anderem aus. Für Das, was ich etwa Gutes gethan haben mag in den Tagen meines Lebens, spreche ich keine Belohnung nach dem Tode an. Nicht bloß als Schuldigkeit nicht: sondern, selbst als Gnade gedacht, müßte ich darüber erstaunen, wie über etwas, das man in keinen verständigen Zusammenhang zu bringen weiß, wenn mir nach dem Tode ein Glück zu Theil würde, ausdrücklich um mich für etwas im Leben Gethanes zu belohnen. Aber ebensowenig erwarte ich dort Strafen für das, was ich hier gefehlt habe.

Ach! ich weiß aus eigener, schmerzlicher Erfahrung, wie schon hier die Strafe dem Vergehen auf dem Fuße folgt; aber ebenso aus freudiger, wie der Lohn der unabtrennbare Schatten des Verdienstes ist.

Wie? — rufen sie hier — bleibt denn nicht manches Verbrechen auf Erden unentdeckt, manche Tugend verkannt? verfolgt in diesem Leben nicht ebenso oft den Frommen das Unglück, als den Gottlosen das Glück mit seinen Gaben überschüttet?

O der geistigen Barbarei, der sittlichen Harthörigkeit und Fühllosigkeit, die solche Worte in den Mund nehmen mag! Habt ihr denn nie, nicht ein einziges Mal, in euer eigenes Innere geblickt, in euch selbst den Zusammenhang der Empfindung mit der Handlung, des Zu-

standes mit der Gesinnung, belauscht? habt ihr immer nur auf Andere, und auf die äußere Rinde der Dinge gesehen?

5.

Seit ich von mir selbst weiß, seit ich aufgehört habe, mich durch fremde Vorschriften und Meinungen mechanisch fortstoßen zu lassen und angefangen, in mich selbst schauend aus mir selbst zu leben, weiß ich als die sicherste meiner Erfahrungen, daß Verdienst und Schuld sich jederzeit baar bezahlen und alle Anweisungen auf erst künftige Ausgleichung unnöthig machen.

Thätigkeit, nämlich eine meinem Wesen und damit meiner Bestimmung, dem Willen Gottes mit mir, angemessene, erzeugt Gefühl der Kraftentwickelung, des geförderten Lebens, des sich vollziehenden Begriffes, mithin Lust; Unthätigkeit, oder falsche Thätigkeit, wenn ich, was mir, als Menschen und als diesem Menschen, gemäß ist, nicht thue, oder thue was mir nicht gemäß ist, hat Lebenshemmung, Unlust zur Folge. Und wie mich die letztere an die Tafel des Ueberflusses und zu den Festen der Freude verfolgt: so bleibt mir die erstere in äußerem Mangel, in Schmerz und Krankheit treu. Das weiß ich, das habe ich erfahren, daß diesem inneren Gerichte gegenüber die äußeren Zustände das Unwesentliche sind, deren Schwärze den Rosenschimmer inneren Glückes höchstens in rührendes Violett umfärben kann: während die innere Verdammniß das schreiendste Roth äußeren Wohlergehens unerbittlich mit ihrem Schmerz überzieht.

Oder sollte ein Paulus, unter Mühseligkeiten, Ent-

behrungen, Verfolgungen, mit dem Pfahl im Fleisch, in Ketten — aber emporgetragen auf den Flügeln seiner Idee, in der gewaltigen, gesunden Bewegung seines geistigen Lebens — er sollte nicht auch in diesem Leben schon glücklicher gewesen sein, als ein Nero auf dem größten Throne der Welt, unter allen, nur erdenklichen, Genüssen aller Sinne, jeden Wunsch zu befriedigen im Stande — aber in seines Nichts durchbohrendem Gefühle?

Den Elenden möcht' ich sehen, der das zu läugnen sich nicht entblödet.

6.

Hab' ich aber so Belohnung und Strafe in unmittelbarster Nähe: so werden (wenn ich außer dem innern Triebe meines Wesens noch anderer Beweggründe bedarf) sie, die nahen, und nicht die entfernte Vergeltung eines andern Lebens, meine Beweggründe sein.

So leb' ich; lebte so schon einen beträchtlichen Theil meines Lebens, und finde nicht, daß die Antriebe zum Guten schwächer oder weniger in mir geworden wären, seit ich so lebe.

Freilich, je frischer und reiner ich meine Kraft in jedem Augenblicke entwickle, desto mehr bereite ich mir auch für die Zukunft eine ähnliche freie Entfaltung derselben, und damit Lust und Glückseligkeit, vor; so wie jede jetzige Hemmung oder Mißbildung meines Wesens mit künftigen Hemmungen und Schmerzen, als ihren Folgen, schwanger geht. Diese Entwicklung, dieser Fortschritt im Guten oder Bösen, wird auch im künftigen Leben seinen Fortgang haben; nur daß man das nicht Lohn oder Strafe

für das in diesem Leben Begangene nennen darf, als ob dies nicht schon hier seine angemessene Vergeltung gefunden hätte: vielmehr wird es auch dort noch so sein, daß die Thätigkeit jedes Augenblicks in einer entsprechenden Empfindung ihren Wiederhall haben wird, welche Empfindung nur vermittelst jener Thätigkeit, als ihrer nächsten Ursache, Folge früherer in diesem Leben geübter Thätigkeiten ist.

Den Aposteln war das andere Leben Vergeltungszustand: uns ist es Fortentwickelung.

7.

„Wir glauben an Christum und ihr sollt an ihn glauben, weil ihn Gott von den Todten auferweckt hat; wäre er nicht auferstanden, so wäre unsere Predigt leer und euer Glaube vergeblich." Das ist die Grundlage der apostolischen Glaubenspredigt; aber auch sie tönt zu uns jetzt Lebenden ganz fremd herüber.

Es ist nicht nur das — wiewohl auch das etwas ist — daß wir, in so bedeutender Zeitferne, uns von der Auferstehung Christi und dem Hergange bei derselben keine zuverlässige Vorstellung mehr zu erwerben im Stande sind. Oder wie wollen wir es zur unumstößlichen Gewißheit erheben, — ich will nicht sagen, daß Christus wirklich wieder lebend aus seinem Grabe hervorgegangen ist, sondern, daß diese Wiederbelebung ein Wunder war, daß sie nicht möglicherweise aus natürlichen Ursachen, nach natürlichen Gesetzen erfolgt sein könnte? Wäre sie aber ein natürliches, wenn auch noch so ungewöhnliches und außerordentliches, Wiedererwachen gewesen: was ließe

sich dann aus ihr für die Grundlegung unseres Glaubens folgern?

Doch nicht dieß allein ist es; sondern, die Auferweckung Jesu als Wunder im strengsten Sinne, als eine unmittelbare That Gottes zugegeben: auch so würde sie es niemals sein, worauf ich meinen Glauben an Christum gründen möchte, oder sagen: wäre sie nicht erfolgt, so wäre mein Glaube ohne Grund. Das Ideal des Menschensohnes, die Herrlichkeit des Eingeborenen vom Vater, zeigte sich entweder im Leben Jesu, oder sie zeigte sich nicht darin. Im letztern Falle kann ihm nichts von außen Gekommenes den inneren Mangel ersetzen, die Wiederertheilung des leiblichen Lebens ist nicht im Stande, ihm das geistige Leben zu geben, das ihm abging; im ersteren Falle aber könnte ihm die Würde, die seinem Wesen und Leben innerlichst einwohnte, dadurch nicht entzogen werden, daß irgend welcher äußere Erfolg ihm fehlte.

8.

Oder sollte es etwa so stehen, daß derjenige, in welchem die menschliche Natur in ihrer vollen Reinheit und Güte sich darstellte, unmöglich im Tode bleiben konnte, und, wäre Christus im Tode geblieben, dieß uns ein Zeichen sein müßte, daß er es nicht gewesen wäre, sondern wir eines Andern zu warten hätten?

Aber wie schwierig ist dieser Beweis, und auf wie unsichern Voraussetzungen ruht er!

Vor Allem auf der, daß zur ursprünglichen Menschennatur der Tod nicht mitgehöre, sondern erst durch die Sünde zufällig an dieselbe gekommen sei; wer aber wollte

dafür einen Beweis führen, auf welchem sich mit einiger Sicherheit fußen ließe?

Dann aber, diese Voraussetzung selbst als erwiesen zugegeben: so möchte von ihr aus Christus gar nicht haben sterben können; nicht, wie uns erzählt wird, wirklich gestorben, und nachher durch den Vater wieder ins Leben gerufen worden sein. (N. Luc.) Lag es aber nicht in der inneren Nothwendigkeit der Natur Christi, nicht sterben zu können, sondern blos im Wohlgefallen Gottes, ihn dem Tode, der ihn bereits ergriffen hatte, wieder zu entreißen: so wird vollends unmöglich den Beweis zu führen, daß Gott dieß nicht auch hätte unterlassen können; oder daß, wenn er es unterlassen hätte, daraus folgen würde, wir hätten Unrecht, in Christo den Gegenstand unseres Glaubens zu sehen.

9.

Welcher aufmerksame und sinnige Beobachter seiner selbst und der Welt weiß nicht längst als etwas Ausgemachtes, daß der Werth von Personen und Sachen nicht nach dem äußeren Erfolge bemessen werden darf? Daß wir vielmehr in den Kern der Charactere und ihrer Ideen einzudringen suchen müssen, um ihre Schicksale richtig deuten zu können? Und je größer ein Character in sich selbst wirklich ist, desto leichter wird uns dieses Verständniß desselben aus ihm selbst werden, desto weniger werden wir in Versuchung gerathen, durch den Mangel oder die Ungunst des äußeren Erfolgs an dem Character selbst uns irre machen zu lassen. Nur bei Jesu sollten wir uns genöthigt finden, Alles an diese äußere Thatsache der Auferstehung zu hän-

gen, als ob bei ihm die inneren Merkmale seines Werthes zu undeutlich ausgeprägt wären, um sie an ihnen selbst erkennen zu können?

Genauer. Freilich ist es in gewisser Rücksicht wahr, daß Geschick und Erfolg ein Gottesurtheil über den Menschen sind. Der Erfolg: sofern, wer wirklich etwas Wahres und Großes, eine Idee, nicht blos einen Einfall, in sich trägt und für sie thätig ist, ein Solcher früher oder später, wenn auch vielleicht erst nach seinem Tode, die Freude und Ehre haben wird, dieselbe in Wirklichkeit treten zu sehen; das Geschick: sofern der Thätigkeit, und selbst der Aufopferung, für Wahres und Wesenhaftes, in der Empfindung Lust, ja Seligkeit, entsprechen muß.

Aber nicht wahr ist es, daß Erfolg und Geschick auch insofern ein Gottesurtheil über den Menschen seien, als daraus, wenn ihm ein einzelner Entwurf nicht glückt, dieses oder jenes äußere Glücksloos ihm nicht fällt, wenn ihn ein Unfall betrifft, ein früher, vielleicht gewaltsamer, Tod ihn abruft — daß daraus ein Schluß gegen seine innere Größe gezogen werden dürfte, oder im umgekehrten Falle für dieselbe. Dieses Einzelne ist und bleibt zufällig, und es ist der Standpunct der Kindheit und der Ausbildung, sich daran zu hängen, um das Wesen eines Menschen und einer Sache zu beurtheilen.

Zu diesen Einzelheiten des äußeren Geschickes gehört aber Jesu Auferstehung: und insofern kann sie für den Tieferblickenden keinen besondern Werth mehr haben.

10.

Wie die Auferstehung Jesum als Sohn Gottes be-

glaubigte: so soll er durch seinen Tod uns vom Zorne Gottes und den Strafen der Sünde erlöst haben. — Auch dieses Hauptstück der apostolischen Lehre hat in mir keine lebendigen Wurzeln mehr.

Zwar ist es Entstellung, wenn sie dem neuen Testamente vorwerfen, es lehre einen zornigen, rachgierigen Gott, der erst durch das Blut des Sohnes zu milderen Gesinnungen gegen die sündige Menschheit umgestimmt worden sei. Das ist nicht wahr; schon Jesus selbst, und ebenso seine Apostel, stellen Gottes Gnade und Barmherzigkeit nicht erst als Folge, sondern als vorausgehende Ursache des Todes Jesu dar: aus Liebe gab der Vater den Sohn dahin, um durch dessen freiwillige Strafübernahme die Begnadigung der Menschheit sich möglich zu machen.

Aber welche Vorstellung ist auch dieses! Sich die Begnadigung der Menschheit möglich zu machen! (N. Luc.) Die Sündenvergebung, wenn sie möglich sein soll, kann nur auf zwei Ursachen ruhn: auf dem Wesen der göttlichen Gerechtigkeit in ihrem Verhältniß zur göttlichen Güte an der einen, und auf der Beschaffenheit, der Stellung und Verfassung des menschlichen Gemüths an der andern Seite. Ist sie von Seiten des unveränderlichen Gottes möglich, so muß sie dieß von Ewigkeit her auf immer gleiche Weise gewesen sein; aber die menschliche Seite kann ein zeitliches Moment hereinbringen, und es läßt sich für den Einzelnen, vielleicht auch für das ganze Geschlecht, eine Zeit denken, in welcher die an sich mögliche Sündenvergebung sich noch nicht an demselben verwirklichen konnte.

Was aber soll diese vom Menschen geforderte Bedingung sein? Ist vom Geschlechte die Rede, so wird es etwas

sein müssen, das an allen, nicht bloß an Einem, vorgeht; ferner — und dieß auch in Bezug auf den Einzelnen — etwas, das vom Innern, dem Wurzelboden der Sünde, ausgeht, und von da nach außen dringt, nicht etwas, das rein von außen an den Menschen herantritt: als eine Umstimmung des Gemüthes, die sofort auch die Handlungen, und weiterhin selbst das Schicksal, umgestaltet, nicht ein Geschenk oder Schlag des Geschickes, der ohne Rücksicht auf die Stellung seines Innern den Menschen trifft.

11.

Und nur der Tod Jesu Bedingung von der Möglichkeit der Sündenvergebung für die Menschheit! Gerade also ein äußerer und nur einen Einzelnen betreffender Erfolg.

An welcher Seite söll der etwas verändern? An Gott, dem Unveränderlichen, doch wohl nicht. Also an den Menschen? Die läßt das, was mit Jesu vorging, zunächst wie sie waren; auch lehren ja Bibel und Kirche selbst: wenn der Tod Jesu den Menschen zugerechnet werden solle, so müsse auch von ihrer Seite etwas, nämlich Buße und Glaube hinzukommen. Aber ebenso soll diese Veränderung im Menschen noch nicht hinreichend sein, sondern nur im Tode Jesu ihre Ergänzung und Begründung finden.

Wird aber somit Jesu Tod von demjenigen, was zum Behufe der Sündenvergebung die Menschen zu leisten haben, unterschieden, und kann er doch ebensowenig in Gott als solchem eine Veränderung herbeiführen: so stellt ihn die Kirche zwischen beide Theile in der Art in die Mitte, daß er, stellvertretend für die Menschen, Gott ge-

nuggethan haben soll. D. h.: eigentlich sollte die ganze Menschheit für ihre Sünden Strafe treffen; statt dessen begnügt sich Gott damit, daß sie bloß den Einen, und zwar einen Schuldlosen getroffen hat, und verschont die übrigen. Oder genauer ausgeführt: Vermöge seiner Güte möchte Gott wohl ohne alle Vollziehung von Strafe allen Reuigen vergeben; aber seine Gerechtigkeit läßt dieß nicht zu, ohne daß wenigstens irgend etwas von Strafe vollzogen wird: und so vertragen sich beide dahin, daß die Güte der Gerechtigkeit Einen preis gibt, um ihn zu bestrafen, wofür dann die Gerechtigkeit der Güte die übrigen unbestraft losgibt.

Eine treffliche Ausgleichung von Gerechtigkeit und Liebe in Gott, welche keiner genugthut und beide verletzt! Denn die Güte ist dieß ebensobald nicht mehr, als sie auch nur Einen, und zwar gerade einen Schuldlosen, durch unmittelbare Veranstaltung schonungsloser Strafe überantwortet; ohnehin aber die Gerechtigkeit wäre in ihr Gegentheil verkehrt, wenn sie wissentlich ihrem Rächerarme einen Unschuldigen unterschieben, die Schuldigen aber entrinnen ließe.

Und das überdieß so, daß sie statt der ewigen Verdammniß, welche diese verdient hätten, über jenen zeitliche Strafe, irdisches Leiden, verhängte. Welch ein Werthverhältniß findet da zwischen den beiden Seiten statt? Die innere Unseligkeit des Sünders, welche der wahre Kern seiner Strafe ist, soll aufgewogen werden durch das äußere Unglück, das über den Unschuldigen kam. Als ob Jesus nicht in der Tiefe seiner Leiden doch seliger gewesen wäre, als der Sünder in der Fülle des Genusses!

12.

Längst haben deswegen denkende Christen einzugestehen angefangen, daß der Tod Jesu nicht hinreichen würde, Gott möglich zu machen, was an sich unmöglich wäre; daß vielmehr an sich betrachtet Gott der Menschheit ihre Sünden, unter der einzigen Bedingung der Reue und Besserung, ohne alles Weitere vergeben könnte; aber thäte er dieß, so möchten die Menschen es allzuleicht nehmen mit der Sünde; daher habe er an Jesu ein Strafexempel statuirt, um neben der Gnade uns doch zugleich seinen Ernst zu zeigen.

Ich gestehe, daß mir dieß als die allerniedrigste, Gottes am wenigsten würdige Vorstellung vom Tode Jesu erscheint. Noch eher wollte ich mir einen zornigen, eifrigen Gott denken, der Blut verlangte um versöhnt zu werden; noch eher einen solchen, der in der Collision zwischen Gerechtigkeit und Liebe den Ausweg einer Stellvertretung ergriffe; als einen Gott, der durch den Popanz eines Strafbeispiels die Menschen schreckt, der sie eine Weile beredet, ohne die Strafe des Einen hätte er die übrigen nicht begnadigen können, sie aber bald dahinterkommen lassen muß, daß zwischen jener Strafe und ihrer Begnadigung kein wirklicher Zusammenhang, sondern die Strafe nur ein Schauspiel gewesen sei, das ihnen zum Besten gegeben worden.

13.

Freilich ist der Tod Jesu Symbol der Sündenvergebung: nur nicht in dem Sinne, der Gott zum Veranstalter eines Schauspiels macht, sondern sofern der Mensch-

heit an diesem Tode zuerst das Bewußtsein von der Möglichkeit einer Sündenvergebung ohne Opfer und ähnliche Aeußerlichkeiten, aufgegangen ist.

An sich dagegen war der Tod Jesu durch den Zusammenstoß der Umstände mit dem Geist und Charakter Jesu herbeigeführt: er war geschichtlich durch das Verhältniß bedingt, in welches die Idee und der Plan Jesu zu der Gesinnung und Stimmung der damaligen Juden und ihrer Obern trat; sittlich bedingt aber durch die Reinheit und Stärke seines Willens, welche ihm in dem Kampfe für die erkannte Wahrheit und Aufgabe seines Lebens zu weichen verbot.

Nun aber, sofern eben in der damaligen Zeit und Welt auf der einen Seite das Bewußtsein der Schuld und Strafwürdigkeit zur höchsten Stärke erwachsen; auf der andern Seite die entsündigende Wirksamkeit der hergebrachten blutigen Opfer und äußeren Reinigungen zur tiefsten Schwäche herabgesunken war; sich aber frei aus sich selbst heraus, durch Buße und Besserung, seiner Bürde zu entlasten, das Gemüth sich noch nicht stark genug fühlte: so ergriff die Menschheit den Tod Jesu als etwas, das geistiger als die Opfer und substanzieller als die bloße Sinnesänderung, dem hochgestiegenen Bedürfniß zur rechten Zeit aufs Wirksamste entgegen kam.

Allmählig aber hat der Tod Jesu mit den Opfern, die er der Menschheit abgewöhnte, dieselbe auch von ihm selbst entwöhnt: wir wissen jetzt daß über den Erlaß unsrer Schulden zwischen unsrem Gemüth und Gott unmittelbar verhandelt werden darf und muß; daß Möglichkeit der Sündenvergebung nur der religiöse Name für die mensch-

liche Freiheit ist; daß demjenigen, der sich in seinem innersten reinsten Wesen, mit welchem er in der Tiefe der Gottheit wurzelt, zu ergreifen weiß, von da aus ein Lebensstrom entgegenquillt, welcher, wie er für künftig die Kraft zu allem Guten in sich trägt, so zugleich die Macht hat, alle alten Wunden und Schäden des Gemüths auszuheilen, alle Flecken abzuwaschen.

In diesen innerlichsten Wechselverkehr zwischen Gott und dem Menschen kann Jesus nur insofern eintreten, als in ihm dieser Wechselverkehr am innigsten, zartesten und lebendigsten sich darstellt; aber dieß gleicherweise in seinem Leben wie in seinem Tode, welcher letztere als äußere Thatsache nicht sowohl für die Religion selbst, als vielmehr nur für die Religionsgeschichte und die religiöse Bildersprache noch Werth hat.

14.

Gott hat Jesum als seinen Sohn erwiesen durch Wunder und Zeichen, die er durch ihn in eurer Mitte that; so sprach der Apostel Petrus am Pfingstfeste zu den Juden, und demgemäß gelten auch in der christlichen Kirche die Wunder Jesu als Beweise seiner Göttlichkeit.

Dieser Wunderbeweis wird entweder in die Form gefaßt, welche der angeführten Rede des Apostels zum Grunde liegt: Thaten, wie die Krankenheilungen, Todtenerweckungen, Einwirkungen auf die äußere Natur, welche Jesus vollbrachte, konnten nicht durch die natürliche Kraft eines Menschen, also auch des Menschen Jesus nicht, sondern nur unmittelbar durch Gottes Kraft und Willen, geschehen; daß aber Gott gerade dem Menschen Jesus solche Thaten

gelingen ließ, durch ihn gerade Dinge wirkte, die unverkennbar auf einen höheren Urheber hinwiesen: das kann nicht zufällig, vielmehr muß dabei die Absicht gewesen sein, ihn als einen solchen der Menschheit kenntlich zu machen, auf welchem Gottes besonderes Wohlgefallen ruhe. — Die andere Form desselben Beweises, wie sie gleichfalls im neuen Testamente angedeutet ist, versetzt die wirkende Ursache jener Thaten mehr in Jesum selbst, indem sie darauf hinweist, wie nur einem, in dem die Fülle der Gottheit wohnte, der als Mensch zugleich das fleischgewordene göttliche Schöpferwort war, dergleichen Werke haben gelingen können.

Allein auch dieser Beweis, in welche Form man ihn kleiden mag, fällt für uns bei weitem nicht mehr so schwer in's Gewicht wie für frühere Zeiten.

Für's Erste ist nicht zu läugnen, was namentlich Hume ausgeführt hat: daß das Wunder überhaupt mit der Zeit an Gewicht verliert; daß namentlich von einem Wunder durch dritte Personen hören oder lesen, bei Weitem nicht die Sicherheit gewährt, wie selbst es gesehen und beobachtet haben.

Sind es alte Schriften, aus welchen mir die Kunde eines Wunders wird: wer verbürgt mir, daß deren Verfasser, wenn sie auch allgemein dafür gelten, falls sie sich sogar selbst dafür ausgeben, wirklich Augenzeugen des erzählten Außerordentlichen gewesen sind? Es mag sich wahrscheinlich, in hohem Grade wahrscheinlich machen lassen: aber wer will es zur Gewißheit erheben?

Dann, gesetzt auch, sie waren Augenzeugen: wer versichert mich, daß sie richtig beobachtet haben? Sofern zum

Wunder vor Allem das negative Merkmal der Abwesenheit gewöhnlicher natürlicher Ursachen gehört! wie leicht können sie eine solche außer Acht gelassen, und damit eine Thatsache, die ganz natürlich vor sich ging, in das Reich des Uebernatürlichen erhoben haben?

15.

Doch, gesetzt sogar, wir wären selbst dabei gewesen: so haben wir in solchem Fall allen Grund, auch unserer eigenen Beobachtung zu mißtrauen. Auch uns, wie Andern kann eine natürliche Ursache entgehen, und dadurch unser Urtheil über die Thatsache auf ganz falsche Wege sich verirren. (N. Luc.) Ein Wunder ist nichts Unmittelbares, das auf den ersten Blick als solches zu erkennen wäre, wie der Vogel an seinen Federn: es wird immer erst durch Vermittlung einer Schlußreihe erkannt. Was im Wunder unmittelbar vorliegt, ist ein Vorgang in der Natur, der insofern ganz den natürlichen Vorgängen gleicht, und in hundert andern Fällen auch wirklich durch natürliche Ursachen bewirkt ist. Daß ein Kranker wieder gesund wird, ist etwas, das sich alle Tage auf die natürlichste Weise ereignet; wie mancher Blinde dankte schon natürlichen Mitteln die Wiederherstellung seines Gesichts; auch an Beispielen, daß Todtgeglaubte wieder erwachten, hat es zu keiner Zeit gefehlt. Ja selbst eine Himmelsstimme — sie ist vorerst eben nur eine Stimme, die an sich ebensogut von menschlichen Stimmorganen hervorgebracht sein kann; die Wasserverwandlung — wie oft wird aus einem Gefäße, in dem früher Wasser sich befunden hatte, später auf die natürlichste Weise Wein geschöpft; die Speisung —

wer mehr austheilt, als er von Einem empfangen hat, kann ja von Andern Empfangenes dazugefügt haben. Das unmittelbar Wahrzunehmende beim Wunder, das an's Licht tretende Gewächs, gleicht dem Natürlichen auf ein Haar; nur die Wurzeln des Gewächses sind es, wodurch sich beide unterscheiden: die Wurzeln aber liegen auch hier nicht unmittelbar zu Tage, sondern im Dunkel verborgen. Ich höre einen Ruf, ohne einen Rufenden zu sehen: darf ich um deßwillen sogleich behaupten, der Ruf sei vom Himmel gekommen? Ich sehe aus einem früher mit Wasser gefüllten Kruge nachmals Wein schöpfen: muß darum das Wasser in Wein verwandelt worden sein, und blieb mir nicht vielleicht nur unbemerkt, wie das Wasser aus-, und der Wein eingegossen wurde?

16.

Freilich kommt hier außer dem sinnlich Wahrnehmbaren noch das sittlich Annehmbare insofern in Betracht, als Jesus z. B. nicht nur Dank und Huldigung annahm, welche auf die Meinung der Leute, seine Wunderthaten seien nicht auf dem Wege des gewöhnlichen Heilverfahrens bewirkt, sich gründeten, sondern auch selbst sie als Ausflüsse einer ihm eigenthümlichen höheren Kraft bezeichnete, was die gröbste Unwahrheit gewesen wäre, wenn er sich bewußt war, sie durch die gewöhnlichen natürlichen, nur etwa im Verborgenen angewandten Mittel hervorgebracht zu haben. Dergleichen etwas nun aber von einem Charakter, wie der Charakter Jesu, anzunehmen, ist (abgesehen von dem Undenkbaren, daß die Täuschung den Zeitgenossen so durchaus verborgen geblieben sein sollte) keine geringere sittliche

Unmöglichkeit als die Annahme des Wunders im altorthodoren Sinn uns von Seiten des Verstandes unmöglich sein mag.

Aber — ist es denn richtig mit dem Dilemma, daß die Wunderthaten Jesu, sofern sie überhaupt als geschehen zugegeben werden, nur entweder durch die gewöhnlichen natürlichen, oder durch göttliche Kräfte bewirkt sein können? Gibt es zwischen beiden kein Mittleres?

Schon dem Wortlaute nach steht zwischen dem Gewöhnlichen und Natürlichen auf der einen, und dem Ungewöhnlichen und Uebernatürlichen auf der andern Seite, das Natürliche aber Ungewöhnliche in der Mitte. Es fragt sich nur: Ist dieß etwas? — Gewiß.

17.

So schwankend auch der Natur der Sache nach die Gränzlinie zwischen Gewöhnlichem und Ungewöhnlichem ist: so kommt man doch so ziemlich darin überein, für den Kreis, in welchem sich die Wunder Jesu bewegen, das Natürliche das zu nennen, wenn z. B. ein körperliches Leiden durch mechanische Operation oder durch Aufnahme chemisch wirkender Stoffe in den Organismus gehoben wird; wenn die Sättigung durch ein mit ihrer nährenden Kraft im Verhältniß stehendes Quantum von Speise bewirkt wird; wenn, wer von gewissen zufälligen Verhältnissen eine Kenntniß zeigt, diese entweder durch eigene Beobachtung oder fremden Bericht sich erworben hat.

Erhält ein Gelähmter auf mehrmaligen Gebrauch eines Bades die freie Bewegung wieder: so wird dieß von Jedermann als etwas Natürliches nicht nur, sondern auch

als nichts Ungewöhnliches angesehen werden; schon auf der Gränzlinie stünde der Fall, wenn die Hebung einer Lähmung plötzlich durch die Anwendung von Elektricität oder Galvanismus erfolgte: als entschieden ungewöhnlich aber und darum auch wohl unglaublich erscheint den Meisten das, wenn eine solche Heilung durch die Anwendung des thierischen Magnetismus vor sich geht. Bei der Electricität und dem Galvanismus hat man doch diese eigenthümlichen Maschinen und ihre für Jeden bemerkbare Kraftäußerungen: bei dem thierischen Magnetismus dagegen ist nur ein Mensch als das Wirkende vorhanden, und zwar wirkend mit einer ganz andern Kraft, als wir sonst in seinen Armen, Fingerspitzen u. s. f. wohnend wissen, und von welcher einem Andern als dem Kranken gar keine Empfindung zu geben ist. Ebenso, wenn Wahnsinn, Epilepsie, durch Arzneien und Einreibungen allmählig ausgerottet werden: so wird dieß, so selten es ist, doch noch zum gewöhnlichen natürlichen Verlauf gerechnet; wogegen wenn es einmal gelingt, durch ein mit Rücksicht auf die fixen Vorstellungen des Kranken stark und bestimmt ausgesprochenes Wort ein solches Uebel plötzlich und auf immer zu brechen, dieß als etwas Ungewöhnliches betrachtet wird.

Dieses Ungewöhnliche ist aber darum noch kein Außernatürliches. Die animalisch-magnetische Kraft, wie die galvanische und elektrische, selbst die Kraft der Vorstellung und des Willens, sofern sie auf den leiblichen Organismus wirkt, sind so gut Naturpotenzen, als die mechanischen Kräfte von Stoß und Druck, mittelst welcher der Chirurg operirt, oder die chemischen von Salzen und Oelen, mittelst deren der Mediciner wirkt. Auch sind sie

nicht etwa seltener wirksam als die letzteren; aber ihre stille Wirksamkeit tritt seltener in bemerkbaren Erscheinungen zu Tage, und hat darum länger der menschlichen Beobachtung entgehen können. Daher heißen sie höhere, geheimnißvolle Naturkräfte, und ihre Wirkungen ungewöhnliche: ein Kreis, der je weiter rückwärts in der Zeit und Cultur, um so mehr umfaßt; je weiter vorwärts, desto enger zusammenschrumpft, indem durch fortgesetzte Beobachtung jene Erscheinungen ihr Ueberraschendes und Räthselhaftes immer mehr verlieren.

Wie? wenn Christus durch solche und ähnliche Kräfte Wirkungen hervorgebracht hätte, die zu seiner Zeit als übernatürliche erschienen; könnten dann nicht auch wir fortfahren, an seine Wunder zu glauben?

18.

Wohl; nur daß sich erstlich bei Weitem nicht alle Wunder, welche die Evangelien von Jesu erzählen, auf jene Kräfte, selbst wenn man sie gesteigert voraussetzt, zurückführen lassen.

Man findet in Geschichten von Somnambülen, daß magnetisirtes Wasser für sie einen andern Geschmack hatte, als unmagnetisirtes: aber wer wollte meinen, dieß zur Erklärung des Wunders zu Kana benutzen zu können? Ferner haben Somnambüle schon, wenn der Magnetiseur eine Speise zu sich nahm, denselben Geschmack im Munde und dieselbe Stärkung im Magen empfunden, wie wenn sie selbst jene Speise genossen hätten: aber wäre es nicht mehr als lächerlich, daraus das Speisungswunder erklären zu wollen?

Ebenso, wenn magnetische Berührung, oder auch nur willenskräftige Anrede, verbunden mit einer Glaubenskraft im Kranken, die im Augenblicke der Berührung oder Anrede sich auf die Spitze einer überschwänglichen Gemüthsbewegung steigert, unläugbar schon langjährige Lähmungen, Verkrümmungen, Krämpfe und Geistesverwirrungen gehoben hat: so ist doch eine ähnliche Wirkung auf erblindete, oder gar von Geburt blinde Augen ohne Beispiel; eben so wenig will sich die plötzliche Reinigung einer von Aussatz zerfressenen Haut auf ein Wort oder eine Berührung hin von jenen Erscheinungen aus erklären lassen; oder aus den Zuckungen, welche der Galvanismus in den Nerven und Muskeln eines Todten hervorbringt, die Wiederbelebung eines wirklich Gestorbenen; auch die Heilung des entfernten Knechts in Kapernaum ist noch etwas ganz Anderes, als Magnetisiren in die Ferne.

Doch, wie schon gedacht: einige von den Wundern Jesu gehen über den Kreis der magnetisch-psychischen Heilungen nicht wesentlich hinaus. Daß Lahme auf seinen Ruf aufstanden und ihr Bett nach Hause trugen; daß auf sein Geheiß eine verdorrte Hand sich neubelebt wieder ausstreckte; eine Jahrelang zusammengekrümmte Frau sich aufrichtete; daß die Bande schwerredender Zungen auf seine Berührung und sein Wort sich lösten; daß die Vorstellung von ihm als Gottessohn, vor dem alle Mächte der Finsterniß weichen müssen, den Wahn der Dämonischen verscheuchte: daran ist, nach verwandten Erfahrungen verschiedener, namentlich aber der neuesten Zeiten nur etwa das noch befremdend, daß Jesu, so viel wir aus den Evangelien wissen, nie eine solche Cur mißlang; wofern wir

nicht als eine Spur davon das in Anspruch nehmen wollen, daß einmal von ihm gesagt wird, er habe in seiner Vaterstadt Nazaret nur wenige Zeichen thun können, wegen ihres Unglaubens.

19.

Dergleichen also wäre zu glauben ohne orthodoxen Wunderglauben; indem hier das **miraculum** zum **mirabile**, zu einer zwar auffallenden und ungewöhnlichen, aber darum nicht übernatürlichen Erscheinung, heruntergestiegen ist.

Aber ebendamit hat es alle religiös-dogmatische Beweiskraft verloren.

Steht denn die magnetische Kraft in den uns bekannten Beispielen immer mit der geistigen und moralischen im Verhältniß? Haben immer je die geistvollsten, die sittlichsten und frommsten Menschen auch am meisten Fähigkeit, magnetisch zu wirken? und die diese Kraft haben, sind sie immer zugleich diejenigen, deren Herz und Wandel man zum Muster nehmen möchte? Die bekannte Erfahrung sagt: Nein! sondern jene Gabe, wie andere körperliche oder geistige Naturanlagen, wie Muskelkraft, Rednertalent und dgl., steht zur sittlichen Würdigkeit nur in zufälliger Beziehung. Ebenso ist der feste, imponirende und dadurch ungewöhnlich wirksame Wille, wenn auch nicht durchaus eine Gabe der Natur, so doch immer etwas Formelles, das ebenso oft mit verwerflichem, als mit gutem moralischen Inhalt erfüllt sich zeigt.

Einige Erscheinungen von wunderbarem Wissen im Leben Jesu können an das Hell- und Fernsehen magnetischer oder in ähnlichen Zuständen befindlicher Personen

erinnern. Wie er den Nathanael unter dem Feigenbaume: so sehen magnetische Personen ihren Arzt, ihre Verwandte, oft selbst gleichgültige Individuen, in fernen Häusern und Gegenden; wie er dem samarischen Weibe von ihren sechs Männern sagte: so haben Somnambüle schon in dem Innern derer, mit denen sie sich unterredeten, deren geheime Verhältnisse gelesen; endlich wenn Jesus anzugeben weiß, wo in dem See, seinen Jüngern den erfahrenen Fischern unbemerkt, eine Menge von Fischen sich zusammengedrängt hatte: so kann dieß an jene Menschen erinnern, welche vergrabene Metalle, Knochen, verborgene Wasser, durch dichte Zwischenlagen hindurch empfinden, oder an solche, denen der Leib Anderer wie durchsichtig ist, so daß sie dessen innerste Theile anschauen, und deren Zustand und etwaige Leiden angeben können.

Doch auch mit diesen Wahrnehmungsfähigkeiten ist es nicht allein nicht anders bewandt als mit jenen Wirkungskräften, daß sie nämlich in keinem wesentlichen Verhältnisse mit geistiger und sittlicher Vortrefflichkeit stehen: sondern in der überwiegenden Mehrheit von Fällen sind dieselben sogar Begleiter physischer wie geistiger Depression und Krankheit. Die fernsehende Somnambüle befindet sich im Zustande der krankhaftesten Aufregung des Nervenlebens, welche sie zur freien menschlichen Thätigkeit untüchtig macht; sie ist in das Naturleben heruntergesunken, ein Spiel aller möglichen Eindrücke von außen, denen das in sich geschlossene gesunde Leben ohne Mühe widersteht; auch bei übrigens gesunden Menschen wird eine Begabung dieser Art als eine Abnormität, als ein, wenn auch den übrigen Organismus nicht störender, doch in sich selbst

krankhafter Auswuchs, wie ein sogenanntes Wetterglas an alten Narben, Ueberbeinen u. dergl., betrachtet.

Dergleichen an Jesu bemerkbare Kräfte würden uns also theils zu gar keinem Schluß auf seinen sittlich-religiösen Werth berechtigen; theils würden sie uns sogar, so viel an ihnen ist, auf den Verdacht krankhafter Zustände in seinem Leben führen: böte uns nicht sein ganzes Leben, sein Reden und Handeln, übrigens das Bild vollkommenster geistiger Gesundheit und freiester Selbstmacht dar; woraus wir nun schließen, daß jene seltsamen Fähigkeiten und Zustände nicht wesentlich und immer nur als krankhafte vorhanden sind.

Weit entfernt also, an den Wundern Jesu — so wie unsere Zeit dieselben ansieht und ansehen muß — Kennzeichen und Beweise seiner hohen geistigen Würde zu haben: ist es vielmehr diese uns sonsther gewisse Würde allein, welche uns abhält, einen guten Theil jener Erscheinungen auch hier als krankhafte zu betrachten.

So steht es heute mit dem Wunderbeweis.

20.

Der empfangen ist vom heiligen Geist, geboren von Maria der Jungfrau — heißt es in unserm Glaubensbekenntnisse von Christo. Ein Punkt, mit welchem es heut zu Tage nicht mehr so ernst genommen wird: und mit Recht; da durch starres Festhaltenwollen desselben wenig zu gewinnen, aber viel zu verlieren ist.

Hier ist kein Miraculum, das sich in ein bloßes Mirabile verwandeln ließe; Erzeugung eines Menschen ohne Zuthun eines Mannes wäre ein absolutes Wunder, eine

Abweichung von einem der bekanntesten und übrigens ausnahmlosen Naturgesetze. Dadurch werden sich gebildete Christen immer zum Zweifel versucht finden, und, wie wir die Beispiele vor uns haben, wird es denen, welche in der Kritik nicht bewandert sind, jederzeit am nächsten liegen, von der evangelischen Erzählung gerade nur das, was ihrem Verstande anstößig ist, nämlich die vaterlose Erzeugung, abzuziehen, das Uebrige aber, wie namentlich dieß, daß Maria noch unverehelicht, und Joseph ohne Antheil an dem Kinde war, stehen zu lassen, und somit den Schandfleck hervorzubringen, der dem Christenthum von seinen Feinden schon in den ältesten Zeiten angehängt worden ist.

Und um welches Gewinns für den Glauben willen führt man die Gläubigen in diese Versuchung? — Um der Sündlosigkeit Jesu, auf welcher seine Befähigung zum Erlöser ruht, einen festen Boden zu geben. Durch einen menschlichen Vater würde die Sünde, die von Adam an allen vom Weibe Geborenen anklebt, auch auf Jesum übergegangen sein: dieß wurde abgewendet, indem, mit Beseitigung jedes väterlichen Einflusses, der göttliche Geist selbst schöpferisch auf den jungfräulichen Schooß Maria's einwirkte. — Gut; wenn aber allen vom Weibe Geborenen die Sünde anklebt, und auch Jesus von einem Weibe geboren ist: so hätte ihm, auch wenn er von keinem Manne gezeugt war, die Sünde dennoch angeklebt. Gewiß, selbst einem Kinderverstande — wenn dieß anders eine Verhandlung für Kinder wäre — muß der Einwurf sich aufdringen, daß mit der Ausschließung bloß des väterlichen Antheils von der Erzeugung Jesu der Sünde der

Zugang in sein Wesen nur so abgeschnitten ist, wie dem Diebe der in's Zimmer, wenn ich dessen eine Thüre verschließe, die andere aber offen lasse. Jedenfalls mußte, neben der Ausschließung des männlichen Antheils, mit dem stehenbleibenden weiblichen noch eine besondere Läuterung von Seiten Gottes vorgenommen werden: dann aber konnte eben so gut auch zugleich der männliche, mit Vorbehalt solcher Reinigung, stehen bleiben.

Nichts also erreicht man durch die Lehre von einer vaterlosen Erzeugung Jesu für den Glauben, was nicht auch ohne dieselbe zu erreichen wäre: und man sollte sich billig bedenken, mit einem solchen Glaubensartikel noch ferner die christlichen Gewissen zu beschweren.

21.

Jesus ist, nach dem nicänischen Symbol, der eingeborene Sohn Gottes, vom Vater in Ewigkeit geboren; nach Johannes das Wort, das von Ewigkeit bei Gott gewesen war, durch das er die Welt geschaffen hatte, das hierauf Fleisch wurde und unter uns wohnte, um endlich durch Tod und Auferstehung in die Herrlichkeit zurückzukehren, die es von Ewigkeit her bei Gott gehabt hatte.

Wie fremd wird uns durch diese Züge das Bild Christi! wie weit wird er der Menschheit entrückt! wie namentlich in Vorstellungen eingehüllt, welche, wie das zur Person verselbstständigte Gotteswort, die Erschaffung der Welt in einem gewissen Zeitpunkte u. s. f., in entfernten Zeiten und Bildungskreisen entstanden, in uns gar keine lebendigen Wurzeln mehr haben.

Eine Persönlichkeit, die vor ihrer Erscheinung auf

Erden — nicht etwa bloß auf einem andern Sterne, gleichfalls als endliches Vernunftwesen, — sondern bei Gott, als Theilnehmerin der göttlichen Unendlichkeit, existirt, und von dieser Vergangenheit eine deutliche Erinnerung übrig behalten hat, ein solches Wesen sind wir unfähig, als ein wahrhaft menschliches zu denken, weil sein Bewußtsein, sowohl an sich, als überdieß durch das Hereinscheinen jener Erinnerung, in jedem Augenblick ein anderes als dasjenige wirklicher Menschen ist; unmöglich können wir seine Tugend als menschliche Tugend, sein Bestehen in der Versuchung als Vorbild für uns betrachten, weil sein ganzes geistiges und sittliches Leben auf Grundlagen ruhte, welche allen übrigen Menschen fehlen.

Vielmehr aber ist uns schon das unmöglich, das schöpferische Wesen uns in einem, und zwar einem einzigen Geschaffenen verkörpert zu denken. Daß das Absolute in der Gesammtheit alles Endlichen sich offenbart, ist uns ein geläufiger, ja nothwendiger Begriff; wie es aber in Eine endliche Natur mit seiner ganzen Fülle sich versenken möge, muß uns ebenso widersprechend erscheinen, als wenn einer behaupten wollte, das Wesen der Harmonie könne sich in einem einzigen Tone offenbaren.

Entweder müssen wir in allem Endlichen — in verschiedenem Grade nämlich nach den verschiedenen Stufen seiner Lebendigkeit und Geistigkeit — die authentische Offenbarung Gottes, und in der Menschheit namentlich seine wahre Menschwerdung, sehen: und dann kann aus dieser Gesammtheit kein einzelnes Individuum mit ganz eigenthümlichen Ansprüchen heraustreten; oder glauben wir

eine solche Würde allem Endlichen versagen zu müssen: so ist sie damit auch jedem einzelnen endlichen, insbesondere menschlichen, Wesen versagt.

22.

Unsere Zeit — weßwegen sie auch des Pantheismus beschuldigt worden — schlägt deutlich die erstere Richtung ein.

Kaum hatte der Dichter über die entgötterte Natur geklagt: so fanden Andere sich veranlaßt, über deren Vergötterung Klage zu führen. Und wie zuerst vornehmlich in der Natur, so hat in ihrer späteren Wendung die neueste Philosophie in der Welt des Geistes, in Kunst, Staat und Geschichte, die Selbstoffenbarung des göttlichen Wesens anschauen gelehrt.

Doch nicht etwa Geheimniß nur der Philosophen ist diese Richtung: als dunkler Drang ist sie allgemeiner Geist der Zeit geworden. Es ist eingestanden: wir wissen keine Kirchen mehr zu bauen; entweder errichten wir profane Säle, oder wir äffen, wie der Frosch dem Ochsen, die alten Dome kindisch nach. Es fehlt der eigenthümliche, ursprüngliche Trieb, der im christlichen Mittelalter jene riesigen Steinpflanzen, mit ihrem verschlungenen Blätterschmuck, ihren Dornenspitzen und Fensterrosen, emporsprossen machte. Dagegen steigen jetzt aus einem Drange, der wie ein Miasma sich namentlich über Deutschland verbreitet hat, aller Orten Denkmale für große Männer, für erhabene Geister, hervor. Vieles Lächerliche mischt sich in diesen Trieb: aber er hat auch seine ernste Seite, und ein Zeichen der Zeit ist er gewiß.

Die evangelische Kirchenzeitung hat ganz recht gesehen, wenn sie die Verehrung des Mannes von der Vendome-Säule und des Weimar'schen Olympiers als neuen Götzendienst verfluchte. In der That sind hier Götter, von welchen dem Gotte der evangelischen Kirchenzeitung, — ein Heidenthum, wenn man will, das ihrem Christenthum Gefahr droht. Hat Heine die Berichte von O'Meara, Antommarchi und Las Casas mit Matthäus, Markus und Lukas verglichen: wie lange wird es an solchen fehlen, die in Bettina's Briefen ein anderes Evangelium Johannis erblicken?

Ein neuer Paganismus, oder auch ein neuer Katholicismus, ist über das protestantische Deutschland gekommen: man hat an der Einen Menschwerdung Gottes nicht genug, und will nach indischer Weise eine Reihe sich wiederholender Avatar's haben; man will den allein stehenden Jesus wieder mit einem Kranze von Heiligen umgeben; nur daß diese nicht lauter kirchliche Heilige sind, sondern wie in der Hauskapelle des Kaisers Alexander Severus neben den Standbildern Christi und Abrahams auch das des Orpheus sich befand: so geht die Richtung dieser Zeit dahin, die Offenbarung Gottes in allen den Geistern zu verehren, welche belebend und schöpferisch auf die Menschheit eingewirkt haben.

Der einzige Cultus — mag man es nun beklagen oder loben, aber läugnen wird man es nicht können — der einzige Cultus, welcher den Gebildeten dieser Zeit aus dem religiösen Zerfalle der letzten übriggeblieben, ist der Cultus des Genius.

Zweiter Theil.

23.

Wie? und damit hätte dem Christenthum seine letzte Stunde geschlagen? — Ist ein Cultus des Genius an der Tagesordnung: so ist doch auch Christus ein Genius und nimmt an der Verehrung Theil, die wir den großen Geistern widmen, in welchen der Vater aller Geister sich der Menschheit geoffenbart hat.

Betrachtet man als das Eigenthümliche des Genius die Harmonie der Seelenkräfte, welche, jede für sich stark und regsam, im muntersten Wechselspiel doch niemals eine die andere stören oder ihre Wirksamkeit durchkreuzen, sondern ungesucht, ohne ängstliche Wahl oder mühsamen Kampf, in der Vollbringung dessen zusammenstimmen, was jedesmal das Angemessene ist: wo findet sich diese Spiegelklarheit der Seele, welche durch die heftigsten Stürme wohl bewegt, aber nicht getrübt werden kann, schöner als bei Jesus?

Will man den Genius erkennen an einer großen Idee, welche den Grundton seines Lebens bildet, von welcher all sein Denken, Reden und Handeln ausgeht und auf welche es hinstrebt, um derenwillen er alles Andere, selbst sein eigenes äußeres Wohlergehen, gering achtet: wo war eine größere Idee und rastlosere Thätigkeit, erhabenere Aufopferung für dieselbe, als in Jesus?

Zeigt sich der Genius ferner in der Gewalt, mit welcher er auf seine Umgebungen wirkt, in der gleichsam

magnetischen Anziehungskraft, mit der er alle, die sich ihm unbefangen nähern, an sich zu fesseln weiß; ja, zeigt er sich nicht minder auf der andern Seite in dem starken Widerspruch, welchen er gegen sich erregt, den schwarzen Gewitterwolken von Leidenschaft und Anfeindung, die er, wie eine kräftig scheinende Sonne aus feuchtem Boden, gegen sich selber emporzieht: nie hat einer in seinen Zeitgenossen gewaltigere Regungen so der Liebe wie des Hasses hervorgebracht, als Jesus?

Endlich, wenn die sicherste Probe des wahren Genius in den Wirkungen liegt, welche auf die Nachwelt auszuüben ihm gelingt: wo hat je Einer ein Werk gestiftet, das eine größere Anzahl von Menschen und Völkern längere Zeiträume hindurch mit wahreren Gütern in höherem Grade beglückt hätte, als das Werk, welches Christi Namen trägt?

24.

Aber vom Throne des Gottessohns und des Erlösers, auf welchem wir ihn bisher verehrten, müßte also Jesus doch heruntersteigen und auf der Bank menschlicher Genie's Platz nehmen, wo er die verunreinigende Nähe nicht nur eines Sokrates, sondern selbst eines Napoleon, eines Göthe, sich gefallen lassen müßte?

Einerseits — warum nicht?

Christus hat es auch in der Hinsicht nicht für einen Raub geachtet, Gott gleich zu sein, daß er eifersüchtig den Namen eines Sohnes Gottes für sich allein hätte behalten wollen, sondern neidlos wies er darauf hin, wie schon im alten Bunde diejenigen, zu welchen das Wort

Gottes geschah, selbst als Götter angeredet worden, und wie alle diejenigen, welche sich durch ihn den Weg zum Vater zeigen lassen, Kinder Gottes werden sollten. Nennt Jehova das Volk Israel seinen erstgeborenen Sohn: haben wir Unrecht das griechische Volk seinen zweiten Sohn zu nennen? und heißen unter den Israeliten insbesondere wieder ein David, Salomo, Söhne Gottes: sollten wir nicht unter den Griechen einen Homer, einen Sokrates, in demselben Sinne ebenso nennen dürfen?

Nicht anders verhält es sich mit dem Begriffe des Erlösers. Das Prädicat des Genius verdient nur, wem es gelingt, eine Aufgabe zu lösen, an der sich Vor- und Mitwelt vergeblich zerarbeitet hatte: d. h. die Menschheit von dem Drucke eines Räthsels, einer Unzulänglichkeit, zu erlösen. Phidias erlöste die griechische Welt von der Unfähigkeit, ihre höchste Idee, die des olympischen Zeus, nicht sinnlich anschauen zu können; Sokrates von der Unmacht, im Denken und Handeln sich entweder auf begriffloses Herkommen stützen, oder in das Bodenlose subjektiver Willkür fallen zu müssen; Alexander erlöste den Orient und Occident von der Unseligkeit ihrer gegenseitigen Absperrung: Copernicus die Menschheit von der Schmach, über Einrichtung und Bewegung des Weltgebäudes verkehrte Vorstellungen zu haben, das sichtbare Abbild der Vernunft und ihrer Ordnung im verworrensten Zerrbilde anzuschauen.

Insofern ist es keine Entwürdigung, Christum unter einen allgemeinen Begriff zu stellen, an welchem auch noch Andere außer ihm, jeder in seiner Art, Antheil haben. Ist es doch ein höchst würdiger Begriff, und werden doch

die Andern nur insoweit mit Christo verglichen, als sie denselben Begriff mehr oder weniger in sich verwirklicht zeigen.

25.

Andererseits jedoch, wenn auch der Begriff des Erlösers ein weiterer ist, an welchem mehrere Antheil nehmen: so ist dieser Antheil doch nicht in allen ein gleich großer; sondern es wird einer in um so höherem und wahrerem Sinne erlösend wirken, je inhalts- und umfangsreicher, je wesentlicher für das Wohl der Menschheit die Aufgabe ist, welche zu lösen ihm gelingt. (N. Luc.) Der den Pflug erfand, steht höher, als wer die Säemaschine; ein Prometheus höher als der Erfinder eines chemischen Feuerzeugs; Aristoteles, der Vater der Logik, höher, als Goclenius mit seinem Kettenschlusse.

Und nicht nur in demselben Fache nimmt der Urheber des Ganzen oder Wesentlichen höheren Rang ein, als der bloße Verbesserer nur eines einzelnen Zweiges: sondern auch die verschiedenen Fächer selbst sind zum Theil gegen einander abgestuft. Zwar einen Platon und einen Sophokles, einen Raphael und einen Mozart, einen Perikles und einen Cäsar, werden wohl Wenige sich getrauen, den einen dem andern um deßwillen unter- oder überzuordnen, weil die Philosophie etwas Höheres oder auch Niedrigeres sei als die Poesie; Malerei als Musik, oder beide als jene beiden; weil Kriegskunst der Regierungskunst, oder beide zusammen den zuvorgenannten Fächern im Range vor- oder nachgingen. Das aber werden die Meisten willig zugeben, daß weder der Staatsmann noch

der Feldherr, weder der Philosoph noch der Dichter, weder Maler noch Musiker, weder der Erfinder des Pflugs noch der Buchdruckerkunst, der Menschheit einen so wesentlichen Dienst erwiesen haben, als diejenigen, welche den Blick der Völker nach oben gerichtet und sie gelehrt haben, die Macht, Weisheit und Liebe, die über allem Dasein waltet, immer tiefer und immer richtiger zu empfinden, zu erkennen und zu verehren. Weder durch sein für Harmonie geöffnetes Ohr noch durch das für Schönheit empfängliche Auge, weder durch die Geselligkeit, welche Staaten gründet, noch durch die Fähigkeit, dichterische Gebilde zu erzeugen und in sich aufzunehmen, weder durch Ackerbau noch durch Bücherdruck, ist der Mensch Mensch; sondern durch dasjenige, wovon alle diese verschiedenen Fähigkeiten nur ebensoviele Ausstrahlungen sind: durch die Vernunft. Und durch diese wiederum nicht, sofern sie zu einseitig theoretischer Virtuosität ausgebildet, den Philosophen ausmacht; sondern wiefern sie der Trieb und das Vermögen des endlichen Subjectes ist, sich selbst und alles Gegebene mit einem Höheren und Höchsten in Beziehung zu setzen, diese Beziehung möglichst innig und lebendig zu machen, und aus derselben heraus alles sein Fühlen, Denken und Wollen harmonisch zu bestimmen. Insofern ist Vernunft nichts Anderes als Religion, und der Religionsstifter der, welcher dem Menschen zur Entwicklung der Vernünftigkeit, d. h. zu demjenigen verhilft, ohne welches er nicht Mensch sein, also auch von Cultur, Staat, Kunst und Philosophie nichts wissen würde.

So tritt in dem Chore der Genien der Religionsstifter voran, und sofern das Christenthum als die voll-

kommenste Religion anerkannt ist, gebühren dem Stifter desselben die Erstlinge derjenigen Verehrung, welche wir dem Genius darbringen.

26.

Also der Erste zwar, aber doch unter Gleichen, soll Christus sein; von andern großen Geistern und Wohlthätern der Menschheit nicht der Art, nur dem Grade nach, nur quantitativ, nicht specifisch, verschieden. In Eine Reihe, wenn auch als deren Führer, sollen wir ihn stellen mit Männern, deren Wesen, wie strahlend nach gewissen Seiten, doch nach andern auch dunkle Flecken zeigt; mit Eroberern, die von Härte und Grausamkeit, mit Staatsmännern, die von Egoismus und Ehrgeiz, Dichtern und Künstlern, die von Eitelkeit und Herzensschwäche, alle zusammen aber von Irrthümern und Fehltritten jeder Art sich nicht frei erhalten haben?

Mit Recht hat ein scharfsehender Verstorbener einen Hauptunterschied menschlicher Naturen und Begabungen darin gefunden, daß die einen Trieb und Beruf empfinden, aus sich heraus zu gehen, und, was in ihnen lebt, in Werken der Kunst oder Wissenschaft, in Thaten des Kriegs oder Friedens, objectiv darzustellen; die andern aber, in sich selbst verbleibend, vor Allem dahin streben, ihr Inneres in sich einstimmig zu machen, dessen verschiedene Kräfte zu üben und auszubilden, und so ihr eigenes Leben zu einem reichen und harmonischen Kunstwerke zu gestalten.

Naturen der ersteren Art werden über dem äußeren Gestalten leicht das innere Leben vernachlässigen; sie werden in diesem manche Lücke lassen, manchen Mißton über-

hören, wenn ihnen nur das Werk, in dessen Vollendung sie eben begriffen sind, harmonisch hinzustellen gelingt. Zwar ist nicht zu läugnen, daß auch der nach außen Thätige kein in sich vollendetes Werk wird schaffen können, wenn sein Inneres mißbildet oder zerrissen bleibt; aber, wie wir aus den Selbstbekenntnissen z. B. großer Dichter wissen, so heilen sie ihr Inneres nicht unmittelbar an ihm selbst, sondern durch Vermittlung jener objectiven Bildungen; sie schaffen dasjenige, was sie im Innern bedrängt, in irgend einem Kunstwerke oder einer That aus sich heraus. Ja, es ist Thatsache, daß irgend ein innerer Widerstreit vorhanden sein muß, um einen so Begabten zur Thätigkeit nach außen zu veranlassen; der ganz in sich einig Gewordene wäre auch in sich befriedigt, und hätte den Reiz verloren, durch objective Bildungen sich mit sich wieder in Einstimmung zu bringen.

Auch noch aus einem andern Grunde werden diese objectiv gestaltenden Naturen den andern an innerer Harmonie nachstehen. Ihre Begabung ist nämlich immer mehr oder minder eine einseitige. Im Philosophen ist es die reine Denkkraft, im Dichter Gefühl und Phantasie, im Eroberer und Staatsmann der gewaltige Wille und der praktische Verstand, was überwiegt; dem bildenden Künstler stellt sich Alles als Gestalt und Modification derselben, dem Musiker als Ton und Melodie sich dar. Daher, daß Individuen dieser Richtung, mit einerseits überreicher Begabung, nach andern Seiten höchst mangelhaft erscheinen, und dadurch mit sich und andern in Zwiespalt gerathen, wie uns Göthe im Tasso und Antonio diese Einseitigkeit der Begabung am Beispiele eines Dichters

und eines Staatsmannes vor Augen gestellt hat; daher die anderweitige Beschränktheit eines Mozart, daher die Excentricitäten bei Alexander, die Härten in Napoleon.

Ganz anders jene nach innen gewendeten Naturen. Ihre ganze Eigenthümlichkeit beruht auf einer gewissen Gleichmäßigkeit der nach allen Seiten reichen Begabung. Hätte nicht in ihrem eigenen Innern jede Kraft, jedes Talent seine Ergänzung in einem andern, jeder Druck einen Gegendruck: so würden sie ja eben, wie jene andern, aus sich hinausgerissen, und zu dem Versuche getrieben werden, durch objective Schöpfungen sich mit sich in's Gleichgewicht zu bringen. Ebenso, indem sie jede Störung ihres inneren Lebens nicht erst durch den objectiven Umweg, sondern unmittelbar in ihrem eigenen Inneren aufzuheben trachten, und als Ziel sich die immer schnellere und leichtere Ausgleichung jedes solchen Zwiespaltes vorsetzen: so werden sie sich weit eher jenem Gleichgewicht aller Seelenkräfte, jenem harmonischen Wechselspiel aller Thätigkeiten, jener vollendeten inneren Schönheit, nähern, deren Mangel es eben ist, welcher jene objectiven Naturen zu ihren Thaten und Werken antreibt, und deren, auch nur annäherndes, Eintreten sie, wie wir an Göthe gesehen haben, in ihrer hervorbringenden Thätigkeit lässig macht.

Während wir daher die nach außen schaffenden Naturen mehr um eines Andern, nämlich um ihrer Schöpfungen willen, bewundern und lieben, ihnen für sich selbst aber in der Regel um dieser ihrer Werke willen Manches zu verzeihen, manchen Mangel ihres Wesens oder Flecken ihres Lebens zu übersehen haben: finden sich die an ihnen selbst und um ihrer selbst willen verehrungswerthen Per-

sönlichkeiten, die durch und durch liebenswürdigen Naturen, die Charaktere, die wir in allen Stücken zum Muster nehmen möchten, — diese finden sich unter denjenigen Menschen, welche nach innen gekehrt, vor Allem mit sich selbst in's Reine zu kommen trachten, und hierauf erst die innerlich gewonnene Harmonie auch auf Andere wirken lassen.

Als Beispiel solcher Naturen nenne ich Sokrates. Er war Philosoph, Redner, Krieger, Staatsmann, auch dichterischen Versuchen blieb er nicht fremd: in jedem dieser Fächer ist er gewiß von vielen Andern übertroffen worden; in der Philosophie schon gleich von seinem Schüler Platon: aber darauf beruht sein Werth auch gar nicht; weder auf seinen Leistungen in Einem dieser Fächer, noch auf der Vielseitigkeit, in allen etwas geleistet zu haben: sondern das, wodurch er so einzig ist, worin auch ein Platon und Aristoteles tief unter ihm blieben, ist dieses vollendete Gleichgewicht des innern Lebens, diese reine Stimmung der Saiten des Gemüths, vermöge deren es, wie die Aeolsharfe bei jeder Art und Stärke des Windzuges, so bei jeder Berührung von außen immer nur Wohllaute zu hören gibt. Mögen andere Hellenen größere Werke der Kunst oder Wissenschaft geschaffen, als Gründer oder Ordner von Staaten und Reichen — was Sokrates in keiner Hinsicht war — sich ausgezeichnet haben: keinem ist es doch so, wie ihm, gelungen, sein eigenes Innere zum vollendeten Kunstwerk, zum bestgeordneten System oder Staat auszubilden; des Menschen größtes Kunstwerk aber ist der Mensch; mithin Sokrates ein größerer Künstler als alle, deren Werke die Bewunderung der Welt sind.

Es kann auffallen, wenn man sich in der Geschichte umsieht, diese Richtung des menschlichen Wesens so ohne alle Vergleichung schwächer als jene andern besetzt zu finden. Der buntgedrängten Reihe von solchen, die durch objective Gebilde der Kunst, Wissenschaft oder Politik im Gedächtniß der Menschen fortleben, steht von subjectiven Naturen unter dem griechischen Volke eigentlich nur die einzige Gestalt des Sokrates gegenüber. Allein wir suchen auch ganz am unrechten Orte, wenn wir nach Menschen dieser letzteren Art im großen Buche der Geschichte blättern. Geschichtlich wird der Mensch durch Werke, durch das, was er thut und macht, nicht durch das, was er ist. Durch dieses Letztere wirkt er in der Regel nicht so weit hinaus, um in den Gang der Geschichte von Völkern, oder gar der Menschheit, einzugreifen; sondern der engere Kreis seiner Umgebung ist es, der das sanfte Säuseln, das liebliche Tönen solcher Gemüther zunächst vernimmt. In dem stillen Cirkel der Familien, dem alltäglichen Verkehre des bürgerlichen Lebens, ist es daher, wo dergleichen schöne Charaktere gefunden werden; als Väter, Mütter, als Land- oder Gewerbsleute, Geistliche oder Staatsbeamte, in jedem Beruf und Geschlechte, in einer äußerlich oft ebenso unscheinbaren, als ihrem inneren Werthe nach unschätzbaren Wirksamkeit. Die weitere Ausdehnung des Wirkens von dergleichen Naturen hängt vor Allem von der Energie der einzelnen Gaben ab, die in ihnen zur Einheit verbunden sind. Der Einklang auch schwacher Töne ist eine Harmonie: aber weit umher hörbar wird diese erst, wenn dieselben Töne stark und voll angeschlagen werden. So gibt es zu allen Zeiten

Sokratische Naturen im Kleinen, deren Gemüth vielleicht nicht minder in sich einig ist, aber die einzelnen Kräfte desselben sind nicht jede für sich so stark, daher ihre Wirkungen auch nicht so weitgreifend, wie bei dem unsterblichen Griechen. Die Wirksamkeit dieser Naturen ist wesentlich Selbstdarstellung: um weit umher erblickt zu werden, genügt es aber nicht, daß eine Figur ebenmäßig, sie muß zugleich eine große sein.

Bei dergleichen sich selbst und der inneren Vollendung ihres Wesens zugekehrten Menschen wird man immer eine innige Frömmigkeit finden. Zwar wurde Sokrates umgekehrt der Gottlosigkeit wegen angeklagt und verurtheilt; aber nur, weil seine Frömmigkeit eine innigere und innerlichere war, als die Griechen eine kannten und begreifen konnten. So mag sich auch bei andern Individuen derselben Art wohl zuweilen eine Gleichgültigkeit gegen die jedesmal geltenden religiösen Satzungen finden: eben weil diese ein Aeußeres sind, während jene Naturen das Innere suchen; aber an wahrhafter Frömmigkeit des Herzens und Sinnes wird es ihnen niemals fehlen. Denn wenn sie nach innerer Harmonie streben: so besteht diese in nichts Anderem, als darin, daß die niederen Seelenkräfte den höheren, und alle der höchsten und hegemonischen, welche das religiöse Bewußtsein ist, sich unterordnen.

Ebenso nun aber, wie alle in sich gekehrten Naturen fromm sind: gehören alle Heroen der Frömmigkeit, namentlich alle Religionsstifter, so weit sie dieses sind, der Classe derjenigen Naturen an, welche vor Allem der harmonischen Gestaltung ihres eigenen Innern zugekehrt sind. Zwar entwickelte Mohammed auf glänzende Weise zugleich

die nach außen gestaltenden Talente des Dichters und des Feldherrn: aber was ihn zum Religionsstifter machte, waren doch die stillen Betrachtungen in der Höhle bei Mekka; ebenso war Luther zugleich als Dichter und Redner groß: aber Erneuerer des Glaubens wäre er mit allen diesen Talenten nicht geworden, ohne jene inneren Kämpfe des Gemüths, ohne jenen brennenden Gnaden=Durst, welcher ihn trieb, die verschüttete Quelle der Sündenvergebung wieder aufzugraben.

Im vollsten und höchsten Sinne nun aber gehört Christus dieser Classe von Naturen an. So stark und vollkommen auch jede einzelne Geisteskraft in ihm war; so Großes er demgemäß in Lehre, Rede, selbst in Dichtung, wenn man will, leistete; so sehr man die kluge Taktik seines Verfahrens, den Heldenmuth seines Kampfes, bewundern muß: so fällt es doch Niemanden ein, ihn wirklich den Philosophen, Rednern oder Dichtern, noch sonst einer Abtheilung derjenigen Naturen beizuzählen, die in irgend einer besondern Art objectiver Leistungen sich verwirklichen. Denn auf keiner dieser Leistungen, auch nicht auf ihrer Gesammtheit, beruht seine eigenthümliche Würde: sondern diese gründet sich einzig auf das innere Verhältniß seines Gemüthes zu Gott, vermöge dessen er sprechen konnte: der Sohn thut nichts von ihm selber, sondern nur, was ihm der Vater zeigt; ich und der Vater sind Eins; Niemand kennt den Vater als der Sohn, und Niemand kann zum Vater kommen als durch den Sohn. In diesem inneren Leben der Liebe war für Jesum die volle Genüge; in dieser reinsten Einstimmigkeit des Gemüths kein Trieb zu einzelnen Gestaltungen der Kunst, Wissenschaft u. s. f. ge=

setzt; der einzige Trieb in ihm war der, welcher, weil zum Wesen der Menschheit mitgehörig, auch bei den innerlichsten Naturen nicht fehlen kann: sich gleichartigen Wesen mitzutheilen, seine Seligkeit über so Viele wie möglich auszuströmen; wobei aber der letzte Zweck nicht, wie bei'm Philosophen, Redner, Staatsmann, die Gestaltung eines objectiven Werks für sich, die Ausbildung eines Vortrags eines Lehrsystems, die Gründung einer Gemeinschaft mit gewissen Formen, war; sondern Alles dieß sollte nur als Mittel dem letzten Zwecke dienen: sein inneres Leben zum innern Leben Aller zu erweitern.

Nicht also blos dem Grade nach höher als andere Genien steht uns Christus: sondern er gehört einer ganz andern Art an als alle diejenigen, welche die Weltgeschichte sonst als Helden der Kriegs- und Staatskunst, der Wissenschaften und Künste, preist; einer Richtung, bei deren Heroen, vermöge ihres vor Allem auf innere Einstimmigkeit mit sich gerichteten Strebens, je höher sie es hierin bringen, um so mehr die Verunreinigungen jener Helden der andern Richtung wegfallen, durch deren Nachbarschaft wir vorhin die Würde Jesu gefährdet fanden.

27.

Wie aber? ob nicht vielleicht innerhalb des Gebietes, welches wir Jesu angewiesen haben, er zwar bis jetzt die höchste Erscheinung wäre, die wir kennen, dennoch aber möglich bliebe, es käme in der Zukunft noch einmal Einer, der auch über ihn noch hinausginge? wie wir in andern Gebieten weder überhaupt Einen als den schlechthin größten, z. B. Dichter, Feldherrn und dgl. hinzustellen wagen,

noch es für unmöglich halten, daß diejenigen, welche uns bis jetzt als die größten erscheinen, nicht in Zukunft vielleicht noch übertroffen werden könnten.

Zwar trifft diese Unmöglichkeit in einigen Fächern doch wirklich zu. In der Bildhauerei z. B. dürfte es nicht schwer sein, alle Sachverständigen in dem Zugeständniß zu vereinigen, daß diese Kunst die Höhe ihrer vormaligen Blüthe unter den Griechen und Römern künftig nie wieder erreichen werde, daß also Phidias, Praxiteles, in alle Zukunft keine Nebenbuhler ihrer Größe, noch weniger einen solchen zu befürchten haben, der sie zu verdunkeln im Stande wäre. Um denselben Preis freilich, wie für die Bildhauerkunst, wird man für das Christenthum diese Furchtlosigkeit nicht erkaufen mögen; wie es denn auch wirklich eine falsche Vergleichung sein würde: die Plastik nämlich ist eine Kunst, die sich ausgelebt hat, sofern die Bedingungen, unter deren Voraussetzung allein sie das Höchste erreichen kann, nachweislich und unwiederbringlich verschwunden sind. Etwas Aehnliches von der Religion behaupten, und nur um deßwillen meinen wollen, daß die Zukunft keine größeren Heroen derselben bringen werde als die der Vergangenheit, würde widersinnig sein.

Aber gesetzt auch, die Zukunft könnte der Menschheit noch Höheres in diesem Gebiete bringen, als in Jesu gegeben war: was ginge uns die ungewisse Zukunft an? Für uns jetzt Lebende wäre einmal Jesus das Höchste, und diese lebensvolle Wirklichkeit sollten wir uns verleiden lassen, durch das Schattenbild einer bloß gedachten Möglichkeit? Gewiß, nur müssige Grillenfänger, ohne alles ernste religiöse Bedürfniß, könnten dieß.

Und doch — selbst solchen Bedenklichkeiten läßt sich noch eine beruhigende Antwort geben. Andere Fächer zwar außer der Religion sind so unbestimmt in ihren Dimensionen, daß, was das Höchste in ihnen sein würde, sich entweder gar nicht angeben, oder nicht als wirklich für Einen erreichbar denken läßt; in der Religion dagegen, wie man immer ihren Begriff in Worte fassen mag, ergibt sich als das Höchste doch jedenfalls diejenige Einheit des menschlichen Selbstbewußtseins mit dem Gottesbewußtsein, vermöge welcher das erstere in allen seinen Bewegungen sich rein von dem letztern bestimmt, und dieses Bestimmtwerden durch das Göttliche zugleich als seine eigenste Selbstbestimmung weiß und empfindet. Ist nun in Jesus diese Einheit wirklich gewesen; hat er sie nicht nur mit Worten ausgesprochen, sondern sie auch in allen Lagen seines Lebens thatsächlich dargelegt: so ist in ihm innerhalb des religiösen Gebietes das Höchste erreicht, über welches keine Zukunft hinausgehen, dem sie aber auch nicht einmal gleich kommen kann, sofern denjenigen, welche künftig etwa zu der gleichen Höhe hinanklimmen sollten, dieß nicht ohne Handreichung von Seiten Jesu, des zuerst dahin Emporgestiegenen, gelingen wird.

28.

So wenig also die Menschheit jemals ohne Religion sein wird: so wenig wird sie je ohne Christum sein; denn Religion haben wollen ohne Christum wäre nicht minder widersinnig, als der Poesie sich erfreuen wollen ohne Bezugnahme auf Homer, Shakespeare u. s. f. Und dieser Christus, sofern er unzertrennlich ist von der höchsten Ge-

staltung der Religion, ist ein historischer, kein mythischer, ein Individuum, kein bloßes Symbol. Zu diesem geschichtlich persönlichen Christus gehört alles dasjenige aus seinem Leben, worin sich seine religiöse Vollendung darstellte: seine Reden, sein sittliches Handeln und Dulden. Was in seinem Handeln mit dem Sittlichen nicht unmittelbar zusammenhängt, wie seine Wunder, noch mehr was, statt aus seinem Innern hervorgegangen zu sein, nur äußerlich an ihn herantrat, wie sein Tod als äußere Thatsache und abgesehen von der an demselben erprobten Gesinnung Jesu, wie ferner seine Auferstehung, Himmelfahrt, kann einen religiösen Werth nur durch symbolische Deutung gewinnen, welche auf verschiedenen Entwicklungsstufen der Frömmigkeit und des Denkens verschieden ausfallen wird.

Also keine Furcht, es möchte Christus uns verloren gehen, wenn wir Manches von dem, was man bisher Christenthum nannte, preisgegeben uns genöthigt finden! Er bleibt uns und Allen um so sicherer, je weniger wir Lehren und Meinungen ängstlich festhalten, welche denkenden Köpfen ein Anstoß zum Abfall von Christo werden können. Bleibt uns aber Christus, und bleibt er uns als das Höchste, was wir in religiöser Beziehung kennen und zu denken vermögen, als derjenige, ohne dessen Gegenwart im Gemüthe keine vollkommene Frömmigkeit möglich ist: nun so bleibt uns in ihm doch wohl das Wesentliche des Christenthums.

II.

Streifzüge durch Belgien

von

Theodor Mügge.

Es war einer der reizendsten Abende, wo ich in Köln, im Hofe von Holland, den Vollmond stolz über den stolzen Rhein heraufsteigen sah. Die Nacht war so schön, so still und kühl, die Schiffbrücke lag einsam wiedergespiegelt von den rauschenden Fluthen, von Deuz herüber klang Musik durch die matten Silbernebel, Lichtschein blickte da und dort aus den Gärten und die schwarzen Rauchfänge der Dampfböte stiegen aus einem Walde von Masten und Raaen wie drohende Nachtgespenster vor mir auf. Sie schienen mit Hohn auf ihre ungeschickten Nachbaren zu blicken und zu fragen, wie lange diese noch neben ihnen leben wollten? Ich erinnere mich, daß dergleichen Gedanken mich erfüllten, denn ich hatte den Tag über lange Gespräche gehört, von der neuen Dampfbootgesellschaft, und der Niederländischen, die mit Schleppschiffen den Waarentransport besorgen werde, und wie die Zahl der

Dampfböte sich in wenigen Jahren auf das drei- und vierfache steigern, und die langen, schweren, plumpen Rheinschiffe abnehmen und wohl endlich ganz verschwinden müßten. Ich lasse es dahin gestellt sein, was wahr was falsch ist, aber in der That ist kein deutscher Strom so gemacht für Dampfschifffahrt, als der mächtige, tiefe, starkfluthende Rhein, der nur mühsam, nur mit Anwendung der Leinen und Pferde kaum, ohne die mächtigen Hebel der modernen Kultur, den Dampf, stromauf beschifft werden kann. Es liegt etwas Lächerliches und Bezeichnendes darin, daß Dampf dem neunzehnten Jahrhundert weiterhilft, der wundersame luftige wässerige Dunst und Nebel, der die sterilen Massen des Lebens durchdringt und ihnen Flügel giebt, ungeheure, nie gekannte Kraft und Macht und leichte Beweglichkeit, die alle Völker der Erde, alle Kultur der Welt verbindet. —

Der Tag war heiß gewesen und ich war von Mainz gekommen, wo man auch ein Fest gefeiert hatte, das der großen Gottheit Kultur geweiht war, und einem ihrer erhabensten Diener galt, dem armen, einfachen, im Leben verkannten und betrogenen Johannes Guttenberg Die Zeit der Monumente ist über Deutschland gekommen, und bald wird kein Abdera mehr sein, wo nicht irgend einem großen Bürger eine Bildsäule errichtet würde. Aber wir sind so reich an gefeierten und verkannten Größen, wir haben so viele Genies und patriotische Geheimräthe, daß viel Wasser den Berg hinab laufen kann, ehe der Stoff verbraucht ist. Johannes Guttenbergs Monument ist freilich groß, wie die Welt, und jeder Buchstabe, welcher in Sidney oder Kalkutta gedruckt wird, oder in Peters-

burg und Irkutzk, wäre es auch ein Ukas, der die Vernichtung eines Volkes befiehlt, ist ein Denkmal des großen Deutschen. — Uebrigens spreche ich keineswegs gegen die Monumente, sie sind ein erfreuliches Zeichen, daß die Völker an Nachdenken zunehmen. Die Fürsten haben bis jetzt nur den Ebenbürtigen und ihren Feldherren, Sprößlingen der eigenen Größe und des Ruhms, so gehuldigt, denn Waffen haben die Staaten gegründet und mächtig gemacht; aber die Nationen nehmen nun was ihr ist, die Heroen des Friedens, der Kunst, der Wissenschaft und des Gemeinwohls.

Es war mir schmerzlich in Mainz so wenig Antheil aus Norddeutschland zu erblicken, denn fast nur die Uferstaaten des Rheins hatten die Massen von Theilnehmern und Neugierigen geliefert, für welche Mainz fast zu klein war, anderseits aber war es mir lieb und zwar egoistischer Weise, des Unterkommens und der Theuerung wegen, denn beide waren drückend genug. Gewiß aber darf man es keine Gleichgültigkeit nennen, welche Norddeutschland, mit Ausschluß Leipzigs, beseelte. Wir fühlen trotz unserer Censur und Censoren selbst, die Bedeutsamkeit dieses Festes, und verspotten die alberne, blasirte Behauptung des verkümmerten Servilismus zwitterhafter Zeitungsschreiber, als gehe Guttenbergs Fest nur Buchhändler, Drucker und Schriftsteller an. Die Fortschritte der Menschheit kümmern die ganze Menschheit, da ist kein Thron zu hoch, keine Hütte zu arm; es ist kein Volksfest, aber ein Völkerfest müßte es sein; jedes Jahrhundert muß das lebhafter empfinden, wehe dem, wo es spurlos vorüber gehen kann.

Wie wohlthuend war es mir, mit den Deputationen

der verschiedenen Rheinstädte den Strom hinab zu fahren, den Jubel zu sehen mit welchem sie überall begrüßt wurden. Musik, Freudengeschrei, wehende Fahnen, Glockengeläut und Kanonenschüsse begrüßten die Wiederkehrenden. Am Rhein sind der Volksgeist und das Volksleben nicht ganz getödtet, es weht eine Luft aus Westen herüber, welche eine körnige, handfeste Gesundheit schafft, und Erinnerungen wach erhält, vor welchen der freche Spott über kleinliche Aeußerlichkeiten verstummt. Die Freiheit des Gedankens in der Gewalt des Wollens und Empfindens ist eine Macht, die selbst im Gesetz ihre Stützen findet, und der öffentlichen Meinung Gehalt verschafft. In Norddeutschland dagegen ist vieles in der knappen Uniform, dem Grenadieranstand und der steifen Halsbinde untergegangen. Schritte bei uns ein Fahnenträger daher, klein, alt, grotesk im schwarzen faltigen Frack, eine breite Seidenschärpe über die Schulter, in Nankinghosen und Dreimaster, schwankend unter der wehenden Fahne; Witz und Hohn, Gelächter und Spott würden ihn zum Hanswurst der Menge stempeln. Repräsentation in allen Dingen, und wo möglich eine blitzende Uniform und ein O.den, so erlangt man Achtung, so nur führt man eine würdige Sache. Wir sind an diese Begriffe gewöhnt wie Kinder an Milchbrei und Zucker. —

Unter solchen Gedanken schlief ich spät ein, denn neben mir in einem großen Saale wurde ein Banket zur Ehre der Mainzer Deputation gefeiert, und ein glänzender Fackelzug ging durch die Straßen. Früh erwachte ich und zwar von Kettengerassel. Ich eilte ans Fenster, da lag der sonnenhelle Morgen auf dem heitern Rhein, und die

schöne Landschaft hatte den besten Sonntagsstaat angezogen. Die schwarzen Schornsteine der Dampfböte rauchten schon, das Leben regte sich überall geschäftig auf der Brücke, und unten trieb man eine Schaar Gefangener zur Arbeit vorüber. — Ich betrachtete sie mitleidig, sie scherzten und lachten, und rasselten weiter. Ein Mensch in Ketten, das junge Leben vermodernd im Kerker, elender als das elendeste Thier; man begreift nicht wie sie lachen können, wenn neben ihnen Wesen sind, die frei die Hände ausstrecken, frei die Füße bewegen und falls sie einen guten wohl visirten Paß von der Polizei haben, sogar von Stadt zu Stadt, von Land zu Land durch Gottes weite Welt gehen mögen, vorausgesetzt, daß sie Geld dazu besitzen. — Aber der Mensch gewöhnt sich an Alles, und es giebt nichts, wozu er nicht lachen könnte. Schande und Unglück stumpfen ab in sich selbst, und der Glückliche weint weit eher über den Verlorenen, als dieser über sich. —

Ich blieb diesmal nur einen Tag in Köln, aber lange genug um zu sehen, daß es seine Physiognomie wenig oder gar nicht geändert hatte. Die Kölner sind ein lustiges, trotziges, handfestes Volk, ein wenig derb, grob, ungeziemt und doch auch mit einigen pfäffischen Tücken. Die vielen Fremden, und namentlich die vielen Engländer, demoralisiren überall am Rhein und in der Schweiz die unteren Klassen, und ganz vorzüglich in den großen Städten. Die Merkwürdigkeiten machen Führer nöthig und die aufwachsende Generation drängt sich mit einem großen Aufwande classischer Unverschämtheit zu diesem einträglichen Amte. Um ihre Dienste einschmeichelnder zu machen, beginnen sie häufig damit die lebendigen Schönheiten anzu-

preisen, zu deren Tempeln sie wohlbewanderte Cicerones sind und in deren Solde sie nebenher stehen. Sie nennen Euch neben dem Dom, den Werken Albrecht Dürers und den elftausend heiligen todten Jungfrauen, die verführerischen Namen von eben so vielen lebendigen, liebe- und geldburstigen aus allen Ländern der Erde, deren Reize nach ihrer Beschreibung selbst den heiligen Antonius in Versuchung bringen würden. Es ist erstaunlich, wie hier neben der leichtfertigsten Weltlust so viel Frömmigkeit existiren kann; aber das gehört mit zu den Wundern in katholischen Landen, und in dem regsamen, lustigen, üppigen Köln giebt es nicht allein zahllose Wein- und Wirthshäuser, sondern fast noch mehr Kirchen und Capellen, einen Erzbischof und ein heiliges Metropolitan-Kapitel, und an den Stufen der Altäre liegen Betende und Reuige zu allen Stunden des Tages. Ein Beweis mehr, daß hier viel gesündiget wird, und wo viel Schatten ist muß auch viel Licht sein. —

Wenn man den schönen Rhein hinter sich hat, ist es als scheidet man vom Vaterlande. Man kann sich nicht mehr recht heimisch fühlen, obgleich Land und Menschen deutsch, und vielleicht recht von Grund herauf deutsch sind. Die zweirädrigen Karren und die Fuhrleute in blauen Kitteln, die starken Pferde mit den behaarten dicken Füßen, und die breiten, knochigen Gestalten kündigen die Nähe des Blusenlandes und der Grenze an. — Vielleicht erregt auch der ganz veränderte Ausdruck der Gegend die unbehagliche Stimmung. Von Mainz herab bewunderte man die pittoreske Schönheit, und das Auge schwamm entzückt über die Rebengebirge, die stolzen Ueberreste einer

großen Vergangenheit, die malerischen Dörfer und Städte und den regsten Wechsel der Erscheinungen. Von Köln nach Aachen dagegen ist das Land flach, eintönig, eine langweilige, traurige Oede, an deren fernsten Saum die kahlen farblosen Hügel der hohen Wenn hinstreifen. Erst wenn man in den reizenden Thalkessel hinabfährt, in dessen Mitte sich die alte Kaiserstadt erhebt, erhält die Landschaft wieder Ausdruck, Leben, und den eigenthümlichen Reiz des durchschnittenen Bodens der Vorberge der Ardennen. Jenen unnachahmlichen Reiz nämlich, der durch die allerverschiedenste Färbung des Grüns von der saftigsten dunkelsten Frische bis zum gelben hellen Schimmer der Erndtefelder entsteht, und von tausend Hecken, Baumgruppen und einzelnen Bäumen, Häusern, Wiesen und Gärten auf die mannichfachste Weise durchzogen und getheilt wird. —

In der Stadt Karls des Großen mischen sich seltsame, widerstrebende Elemente; die orthodoxeste Frömmigkeit und der modernste Leichtsinn, welchen ein berühmter Badeort zur Schau trägt, in dem jährlich so viele fashionable Gestalten aus London und Paris, Petersburg und Brüssel sich zusammenfinden. Aachen trägt den Character einer Hauptstadt. Seine inneren Quartiere sind lebhaft durch Handel und Gewerbe. Geschäftige Menschen treiben darin ihr Wesen, Dampfmaschinen schicken ihre luftigen, stolzen Wahrzeichen, die Obelisken der modernen Welt, in den blauen Himmel hinaus, und das Gerassel der zweirädrigen schwerbeladenen Karren durchdröhnt die Ohren und das Pflaster. Das südliche Quartier aber mit seinen Promenaden, Bädern, Theater, der schönen breiten Theater-

straße, und dem lieblichen Wege nach Burscheid hinaus, ist das Westend Londons, die Chaussée d'Antin von Paris. Hier zeigen sich die noblen Fremden in der gewähltesten Toilette, hier wohnen die Sprößlinge der Salons, und führen die stolze Absonderung weiter, welche ihre Kreise von der gewöhnlichen Welt entfremdet. Aachen ist zu groß und zu reich, um ganz ein Badeort zu sein, aber doch fühlt ein bedeutender Theil seiner Bewohner es sehr lebhaft, wenn die Saison einmal schwächer ist, als gewöhnlich, denn viele der schönen neuen Häuser sind auf Speculation gebaut, die Miethen sind ungeheuer, und der Schaden empfindlich. Daher ist im Winter dieser Stadttheil öde und viele der reichen Aachner selbst fliegen den scheidenden Sommervögeln nach, und suchen in Paris und Brüssel oder auch in dem lustigen Köln neue Zerstreuung und neues Vergnügen.

Oft durchstreifte ich die Promenade und die modischen Gruppen, wo glänzende Equipagen, Phaetons und Kabriolets vorüberrollten, wo Blicke und Zeichen gewechselt, Intriguen angeknüpft und Parthien verabredet wurden, und dann die Stadttheile, wo der blaue Kittel sich Bahn bricht und die Peitsche des kräftigen Kärners knallt. Ich sah in die Kapellen die voll betender Gläubigen lagen, welche reuevoll ihre Brust zerschlugen, und trat in den majestätischen Dom mit scheuem ungewissen Fuß auf die Marmorplatte, von der dem Wanderer die goldne Inschrift: Carolus Magnus Ehrfurcht gebietend entgegenblickt. — Das winzige Geschlecht weiß nichts von dem großen Todten, der viele hundert Jahre unter ihren Füßen auf seinem Stuhle saß, bekleidet mit dem Purpur, auf dem

Haupte die Krone, in der Hand den Kelch, auf den Knien das heilige Buch des Glaubens, für welches er so viele Tausende geschlachtet, vor ihm Schild und Scepter, an der Seite das furchtbare Schwert des Reichs und seine Füße, die so viele Völker zertreten hatten, in dem schönen altgriechischen Sarkophag, der noch jetzt als Kunstwerk im Dome verwahrt wird. Ich lächelte über die Ironie der Zeiten, als ich so viel ärmliches Volk über den Leichenstein gedankenlos fortlaufen sah. Es war Markttag und die geschäftigen Leute vermieden einen Umweg, indem sie mitten durch die Kirche und über den Stein gingen. Niemand sah ihn an, Niemand kümmerte sich darum. Der alte, große Herrscher ist ja tausend Jahre todt, seine Helden sind todt, seine Thaten sind vergessen, der freche Fußtritt weckt ihn nicht auf, kaum lebt sein Gedenken noch in Sagen und den Büchern der Geschichte, und die Zeit hat keine Zeit mehr an die Vergangenheit zu denken. —

Der Karl der Große der modernen Welt war auch hier öfter gewesen, und vielleicht war es Ehrgeiz, daß der Lieblingsaufenthalt seines Vorgängers, dessen gefeierter Name so schmeichlerisch in sein Ohr drang, auch ihm besonders zu gefallen schien. Er ließ sich Alles zeigen, was an den gewaltigen Herrscher erinnert, und lange stand er tief sinnend oben auf dem Chore neben dem Marmorstuhle, auf welchem so viele glückliche und unglückliche Fürsten die Krone empfingen. Erst als Josephine lachend die Stufen hinanstieg und sich in ihrem jungen Stolze auf den ehrwürdigen, heiligen Platz setzte, schien er aus seinen Träumen zu erwachen. Er runzelte die Stirn, und im strengen Blick hieß er sie schnell hinabsteigen. Er selbst

begnügte sich die Hand auf die verwetterte Lehne zu legen. — Welche Gedanken, welche Empfindungen mögen in seiner verschlossenen Brust erwacht sein, welche Pläne mögen sich dort durchkreuzt haben? — Sein Schicksal hat ihm ein anderes Grab bereitet, einsam von der Brandung des Weltmeers umrauscht, und die Blitze des Himmels haben den Lorbeer zersplittert; aber Aachen hat ihm viel zu danken; er pflegte es von dieser Zeit an, wie ein Lieblingskind, und schien große Entwürfe dafür zu hegen. —

Wenn man mit schmerzhaften Empfindungen spielen will, muß man aus dem Reiche dieser großen Erinnerungen in den Redoutensaal gehen, wo die Glückskugel der Roulette klappert, und das eintönige gagne und perd sich mit den klingenden Goldstücken mischt. — Zwei Dinge haben in Aachen stets meine vorzüglichste Bewunderung erregt. Erstens, daß der wohlerzogene preußische Staatsbürger hier mitten auf der Straße sein Cigarr rauchen kann, ohne die speculativen Blicke der Polizei zu fürchten, und zweitens, daß er sogar sein Geld auch ohne das Lotto im Hazard verlieren darf. Man entschuldigt diese gefährlichen Extravaganzen freilich achselzuckend mit dem Bade und den vielen, an deutsche Polizeimoral nicht gewöhnten Fremden; aber man bedenkt nicht, daß manch unschuldig Blut aus dem Norden immer das Bad theuer bezahlen muß, weil es über die neue ungewohnte Freiheit den Kopf und hinterher das Geld verliert. — Wenn man aus Berlin kommt, wo an allen Ecken ein Polizeimann oder ein Gensd'arm stehen kann, der aus Amtspflicht jeden vorüber wandelnden Mund einer aufmerksamen Controle unterwirft, und wo er Feuer und

Rauch wittert, mit merkwürdiger Geschicklichkeit sein Opfer hascht, so ist es ein wahrhaft wohlthuendes Gefühl, hier dieser heiligen Leibwache der modernen Staatssicherheit ein Schnippchen zu schlagen und vor ihren sichtlichen Augen das heillose Verbrechen frank und frei mit Eifer zu vollführen. In Berlin, wo Sittlichkeit und Anstand über Alles gehen, machte nur die Cholera eine Ausnahme des Verbotes möglich, und man sah, jeden Abend Tausende von leuchtenden Punkten in den Straßen, die den ungewöhnten Augen wie die leuchtenden Insekten einer schöneren Zone vorkamen; ja, so entsetzlich es klingen mag, aber es ga verruchte Menschen, die im vollen Ernst wünschten, die böse Krankheit möge nie ganz aufhören, weil sie weniger vor ihr, als vor dem Wiederbeginn des Banns und Interdikts gegen die schuldlosen Cigarren sich fürchteten.

Wenn aber auch die Polizei den Landeskindern im Betreff des Rauchens hier durch die Finger sieht, und es ihrer Moral überläßt behutsam zu sein, mit dem Spielen ist es strenger gemeint, wenigstens für die eingebornen Aachner, von denen keiner sein Glück hier versuchen darf. Im Spielsaale fehlt der Commissair nicht, und weist Jeden hinaus, der zu den Beichtkindern seines Sprengels gehört. Erst am letzten Tage der Saison dürfen auch die ehrlichen Bürger und die gewinnsüchtigen Bewohner der Umgegend an den Alles verschlingenden Tisch treten, und der Zudrang soll dann so ungeheuer sein, daß oft die Thüren gesperrt werden müssen. Dabei ist es vorgekommen, daß der Gewinn der Bank an diesem einen Tage sich verdoppelt hat, zuweilen

aber hatte die wunderbare Göttin auch entgegengesetzte Launen und der Ueberschuß der Bankiers verminderte sich beträchtlich. Die Aachner Bank ist auf vierzig Actien, jede zu tausend Thalern, gegründet, welche sich in den Händen verschiedener reicher Leute befinden, und ihr Ueberschuß soll jährlich ziemlich die Höhe des eingelegten Kapitals erreichen; ein Beweis, daß hoch und stark gespielt wird, und die Roulette den meisten Gewinn gewährt. Die Pacht ist aber auch hoch und die Stadt zieht überdies die Hälfte des Gewinnes, aber dennoch sind die würdigen Väter derselben neidisch genug, auch die andere Hälfte nicht missen zu wollen. Mit dem Jahre **1840**, wo der Contract der Gesellschaft abläuft, wird die Stadt für sich spielen, und hat, um das Böse in Gutes zu verwandeln, den ganzen Ertrag zu Verschönerungen der Anlagen und für gemeinnützliche Zwecke bestimmt.

Man würde sehr irren, wollte man aus dem bunten Gewirr der Lustbarkeiten, der Masse von Fremden und dem bewegten Leben der großen und reichen Stadt, die nebenher an der großen Straße nach Brüssel und Paris liegt, und einen unaufhörlichen Durchzugsplatz ganzer Schaaren von Reisenden bildet, auf eine sittliche Entartung ihrer Bewohner schließen. Trotz der Massen ketzerischer Engländer, leichtsinniger Franzen und ungläubiger Norddeutschen, ist vielleicht im ganzen heiligen römischen Reiche kein Ort, in welchem orthodoxe Frömmigkeit und die strengen äußeren Formen des katholischen Glaubens so sichtlich vorherrschend wären, wie hier. Alle erlaubte Festtage des Kalenders finden ihre Feier, an Freitagen giebt es keine Fleischspeisen und die Geistlichkeit steht im höch=

sten Ansehn. Wenn ich ein Drittes noch aufzählen wollte, was meine Bewunderung erregte, so müßten es die zahllosen Ablaßzettel an den Kirchthüren sein, wo lebenslanger Ablaß für tägliche Gebete gegen Ausrottung der Ketzer, zehnjähriger Ablaß für die Jungfrau Maria und so fort, fünfjähriger, dreijähriger, einjähriger oder vierzehntägiger nach beliebiger Auswahl von Fürbitten zu dieser oder jener Heiligen den Gläubigen ergebenst angeboten werden. Ich bin selbst ein Ketzer und Sünder, und nach den Dogmen der allein seeligmachenden Kirche, wie wir erst neulich aus dem Breve Sr. Heiligkeit erfahren haben, unfehlbar zur Hölle verdammt, aber bei alledem hätte ich nicht geglaubt, daß in Preußen, wo mein Fürst mein unvermeidliches Schicksal theilt, lebenslänglicher Ablaß für Ausrottung der Ketzer ausgeboten werde. — Ich sprach in meiner Verwunderung mit mehreren aufgeklärten Katholiken darüber, die lächelnd den Kopf schüttelten, und sämmtlich behaupteten, daß, seit der würdige Erzbischof Spiegel todt sei, der Ablaßkram und das Prozessionswesen sich zu einem förmlichen Unwesen gesteigert habe. Fanatiker bearbeiteten die niederen Volksklassen, und in der That, wenn man bei Kirchen und Capellen vorüberging, die heulenden Töne hörte, welche daraus hervorquollen und die Masse der Frommen betrachtete, welche dort zerknirscht andächtig auf den niederen Bänken knieten, mußte man es glauben. Dieselben Erscheinungen geben sich übrigens am ganzen Rhein kund, und die Wallfahrten nach den heiligen Schätzen Cölns und Aachens waren so zahlreich, und bestanden dabei oft aus so lumpigem Gesindel, daß z. B. die Stadt Krefeld vor Kurzem den frommen Schaaren

argwöhnisch ihre Thore schloß und sie zwang einen bedeutenden Umweg zu machen. Der rechte Geist, wie in den Zeiten der Kreuzzüge, ist aber doch nicht mehr darin, denn sonst wäre Krefeld übel fortgekommen; indeß ist immer noch genug übrig geblieben und wer, wie ich, den pomphaften Einzug des Erzbischofs von Köln Herrn Droste von Vischering, des frommen Märtyrers des Glaubens, wie ihn die belgischen Blätter und die Würzburger und Münchner Zeitungen nennen, in Aachen erlebte, wer die begeisterten Blicke, die zerknirschte Demuth, die weiß gekleideten Jungfrauen, die überströmenden Augen der knienden Menge, die Blumenketten und Eierketten über die Straßen gespannt, und die Illumination der Köpfe und der Häuser seh, dem wird es glaublich genug sein, daß sich Gesellschaften begeisterter Jungfrauen bilden konnten, welche die schönen und göttlich menschlichen Gefühle der Liebe, die sie freilich noch nicht kannten, aus ihrer Brust rissen, und Eide leisteten, ihre zarte Hand niemals einem Höllenbrande von Ketzer zu reichen. Solche Schwüre aber strafen die schadenfrohen Götter und mit dem blinden heidnischen Schelme ist noch weit weniger zu spaßen, als mit dem ehrwürdigen heiligen Vater in Rom und allen Erzbischöfen und frommen Märtyrern im Himmel und auf Erden.

Leicht ließe sich über Aachen ein ganzes und interessantes Buch schreiben, denn Sitten, Menschen, Kunst, Alterthümer und Natur bieten dazu einen ausgedehnten Stoff. — So viel schöne und reiche Punkte aber auch die Umgegend hat, mir ist nichts lieber gewesen als die Ruine von Frankenberg, jener alte berühmte Sitz Karls des Großen, berühmt durch den gewaltigen Kaiser und tausendmal

berühmter durch die Liebe seines schönen Töchterchens. Wir leben freilich in einer traurigen Zeit wo man Alles fortdisputirt, man kritisirt die Schönheit der schottischen Maria, Lauras vielbesungene Reize, das Dasein Homers, Tells, ja sogar des erlösenden Heilands, und die kalte Hand hat um so weniger gezögert auch die rührende Liebe der armen Emma anzutasten. Allein ich glaube nun einmal steif und fest daran, und wie ich so im Schloßhofe stand unter Schutt und Trümmern, an dem abendlichen Himmel der Mond glänzend emporstieg und den gespenstischen alten Thurm in seine silbernen Arme schloß, während düstere Schatten den Hof überdeckten, war es mir, als sähe ich das zitternde Kind mit der süßen Last auf den Schultern leise darüber hinschlüpfen, und aus dem hohen schiefen Thurmfenster nickte der alte Kaiser und strich, halb zornig, halb verwundert lächelnd, den weißen Bart. — Es war aber nur ein schmuckes Milch- oder Hausmädchen, die bald darauf unter dem alten Thore an der Zugbrücke stand, und in ihren Armen einen ganz anderen Ritter vom Stalle hielt, als jenen zärtlichen ritterlichen Geheimschreiber. — Denn die Ruine ist bewohnt und gehört einem Landrathe, wie ich glaube, der es sich ein hübsches Stück Geld kosten läßt, um das alte Schloß in ein modernes zu verwandeln. Der gute Mann hat es sich in den Kopf gesetzt die Außenseite Frankenbergs wieder herzustellen, wie sie war als Karl darin wohnte, und gegenüber dem alten wunderbar festen Thurme, um dessen Granitgefüge sich Epheuranken schmiegen, welche so alt zu sein scheinen, als er selbst, einen neuen gelbangestrichenen aufgeführt, mit hellen blanken Fenstern und zierlichen Mauerkronen, so

schmuck und neu als käme er so eben vom Weihnachts=markt. Man kann sich des Aergers aber auch des Lachens nicht enthalten, wenn man diesen Ritterbau eines neuge=backenen Edelmanns betrachtet. Es kam mir vor, als habe man irgend einem alten Rolandsbilde am urehrwür=digen Rathhause einer Reichsstadt eine französische Moden=haube aufgesetzt, und der zornige Riese müsse nächstens aus seinem steinernen Schlafe aufwachen und mit einem Kopfschütteln den unwürdigen Putz zu Boden stürzen. — Das Alles beweist freilich nur, daß man vielleicht ein recht verständiger Landrath sein und doch blutwenig Geschmack und Einsicht zu haben braucht; aber wenn der erhabensten Ruine Deutschlands so arg mitgespielt werden kann, darf man sich nicht wundern, daß minder werthvolle noch schlim=mere Schicksale erleiden, die romantischen Zierden unseres Vaterlandes zu Kuh= und Schaafställen, Brau= und Brennhäusern verwandelt werden, und bald vielleicht fast ganz verschwinden. Erst wenn man Länder bereiset wo die=ser Schmuck fehlt, lernt man solche Reliquien achten, und nicht genug kann man den kunstsinnigen Kronprinzen von Preußen ehren, der diese Denkmäler der Heldenzeit unserer Väter mit wahrhaft königlicher Beschützung überall in ihrer ursprünglichen einfachen Größe zu schirmen und zu erhalten sucht. —

Ich verließ Aachen an einem schönen Morgen, und fuhr über Eupen und Verviers nach Lüttich, auf einem Umwege durch das reizende, romantische Thal der Wester. — Ueber die grünen Vorhügel der Ardennen läuft die Kunst=straße zwischen tausend Hebungen und Senkungen hin, und im Ganzen ist es bis zur Grenze ein eintöniger Weg,

auf welchem das freundliche Eupen allein mit seinen zerstreuten Häusern, Fabriken und leuchtenden Wiesenstrichen den einzigen anziehenden Punkt bildet. — Die Grenze aber zieht eine feste Scheidewand zwischen Natur und Menschen und selten vielleicht möchte sich irgendwo so genau und bestimmt dieser Markstein des verschiedenen Völkerlebens abstecken.

Schon Friedrich Förster hat einst gesagt, daß man, von Aachen nach Lüttich versetzt, in einer anderen Welt zu sein glaubt, ich möchte behaupten daß man diesen Einfluß empfindet, wenn man mit dem rechten Fuß noch in Preußen, mit dem linken nach Belgien getreten ist. Die Chaussée-Arbeiter dort drüben rufen den Reisenden ihren deutschen guten Morgen nach, und das hübsche Wirthshaus an der Straße mit dem halb erloschenen weißen Pferde im kleinen Schilde, trägt die treuherzige Inschrift: Hier wird logirt zu Fuß und zu Roß, bei Peter Heller; ja der dicke Wirth mit der weißen Nachtmütze und dem rothen, derben Gesicht ist ganz gewiß durch und durch ein deutscher bedächtiger Mann. Hier aber in Belgien steht gegenüber der Douane ein erbärmliches Häuschen mit dem stolzen Titel: Restauration et Café und weiterhinten ein noch jämmerlicheres mit der ellenlangen Inschrift: Café et Estaminet. Ein paar zerlumpte, kleine Kerle sitzen davor, rauchend aus langen Thonpfeifen, schwatzend, lachend und singend; die schmalen schwarzhaarigen Wallonen springen umher, die Kinder betteln, die Postknechte in den blauen Blusen betteln, Alles lärmt, Alles schreit; andere Sitten, andere Gewohnheiten scheinen diese Wesen zu beleben und eine andere Sprache ist urplötzlich, wie aus dem

Boden gewachsen, denn Niemand scheint mehr ein deutsches Wort verstehen zu wollen.

Und dieser Boden selbst ist ein anderer geworden. Zwar hängen die Tannen und Buchen eben so grün von den Seitenwänden des Weges und dieselben Gräser und Blumen sprießen lustig aus der großen mütterlichen Erde; denn Gottes schöne Natur kehrt sich nicht an Schlagbäume und tricolore Fahnen, aber aus dem Schoße der Berge bricht der blaue Basalt der Ardennen, mächtige Steinmassen thürmen und wölben sich, die Wester rauscht schäumend in ihrem tiefen Bett, und mahlerisch schön liegt die zerstörte Bergveste Limburg auf einem jäh abschießenden Felsen, der gerade finster genug aussieht, als wolle er nächstens die kleine Stadt an seinem Fuße, sämmtliche Käsefabriken darin und den ganzen orangistischen Patriotismus der wackeren Bürger auf immer begraben.

Ueber Verviers liegt der Kohlen-Dampf seiner Fabriken und Maschinen. Man möchte sagen, die ganze große, reiche Stadt sei eine einzige gewaltige Fabrik. Das arbeitet und regt die tausend fleißigen Hände; überall hört man das Schnurren der Räder, das Klopfen und Schlagen der Arbeiter am Flusse, überall sieht man rüstige, beschäftigte Menschen. Wagen mit Garnen, Tuchstücken und Wolle beladen rollen vorüber, und Wohlstand und Reichthum blitzen aus den prächtigen Häusern der Fabrikanten und den großen Fabrikgebäuden und Anlagen, welche den blühenden, lebensvollen Ort zum Stolz des Vaterlandes machen.

Und welches Leben wird sich hier entfalten, wenn nach wenigen Jahren die Eisenbahnkette von Paris nach

Brüssel, und von dort über Lüttich nach Verviers, Eupen, Aachen und Köln läuft. Es wird ein Weltverkehr sein, für welchen man noch keinen Maaßstab hat, wie dieser überhaupt noch für jene große Entdeckung fehlt, welche eben so gut, wie die Kreuzzüge, das Pulver, Amerika, und die Reformation der Geschichte des Menschengeschlechts ein neues Zeitalter eröffnet. — Alle Köpfe meiner Reisegesellschaft waren voll von diesem Gedanken, und nur eine unauflösbare Schwierigkeit zeigte sich, welche leicht den ganzen Haufen der schönsten Hoffnungen zu vernichten drohte; die Schwierigkeit nämlich, die Strenge der Douanen aufrecht zu erhalten, und dies privilegirte System der Staaten- und Völkertrennung noch länger zu verewigen. Denn wenn es überhaupt möglich ist das Menschengeschlecht zu einem großen Weltreiche einst zu vereinen und diesen philanthropischen Traum der größten Männer aller Zeiten jemals zu verwirklichen, so kann es nur durch den freiesten Handel, durch die innigste Verwebung gemeinsamer Interessen, und durch die Vernichtung aller Hemmungen geschehen, welche die verschiedenen Nationen gegen einander treiben. Was aber vermöchte dies mehr als Eisenbahnen, welche die größten Entfernungen verschwinden lassen, und als Boten des ewigen Friedens, der innigsten Verbindung getrennter Volksstämme, vielleicht in hundert Jahren schon den Krieg fast unmöglich machen werden. Denn nicht allein rücken die Länder sich näher und die Menschen lernen sich kennen und verstehen, auch der Austausch der Ideen wächst damit; Literatur, Kunst und Wissenschaft werden gemeinsam, Sprachen und Sitten verschmelzen sich, und was uns jetzt vielleicht als ein schöner, luftiger Traum

erscheint, wird im nächsten Jahrhundert schon eine Wahrheit sein, welche Niemand mehr verkennen kann. — Die Eisenbahnen werden die Staaten zwingen den Handel und Fabrikfleiß der ganzen Erde frei zu machen, und ganz andere Grundsätze der Besteurung und neue Finanzsysteme hervorrufen. Denn wenn z. B. an der französischen Grenze jetzt eine Postkalesche den gierigen Fingern der Douaniers eine volle Stunde zu schaffen macht, so denke man sich, wie unmöglich es ist, ein Convoi von funfzig oder sechszig Wagen, welches achthundert oder tausend Menschen mit ihrem Gepäck beherbergt, gehörig zu durchwühlen, was um so unglaublicher wird, da dem Zuge in wenigen Stunden ein zweiter, ein dritter und so fort folgen. — Entweder man muß die Eisenbahnen aufgeben, was man nicht kann, da der Geist des Jahrhunderts mächtiger ist als die Zollgesetze, oder man muß sich fügen und neue Wege betreten, welche die Grenzen aufheben und alle Kultur verbinden. Doch genug von den Eisenbahnen, mögen sich die Finanzmänner und Politiker an der schweren Frage die Köpfe brechen; wer aber über den Werth und die Zukunft der Eisenbahnen volle Belehrung wünscht, und gern an den Gefühlen einer schöneren Zukunft sich erwärmt, der versäume nicht den geistvollen Aufsatz des Consul List, in dem Staatslexikon von Welker und Rotteck zu lesen. Bei uns auf dem Postwagen, der voll unterrichteter Kaufleute stack, war es gewiß, daß auch über die belgisch preußische Grenze die Eisenbahn unter den bestehenden Verhältnissen unmöglich sei, und beide Staaten einen freien Handelsvertrag schließen müßten, den bekanntlich Belgien sehr eifrig wünscht.

In Verviers ist es mit der preußischen Schnellpost aus und an ihrer Stelle treten die Diligencen der großen Messagerie Van Gents und Compagnie. — Es ist etwas Großes um die Organisationen eines Staates, wie Preußen ist, wo Alles den Geist der höchsten Ordnung und Pünktlichkeit athmet, und eine musterhafte militairische Disciplin sogar die Postknechte bewirthschaftet. In Preußen muß Jeder, der reisen will, vor allen Dingen seinen richtigen Paß haben, und polizeilich unverdächtig und schuldlos sein, in Belgien fragt Niemand danach, man fordert nur den Namen und das Geld und erhält nicht einmal eine Karte über den richtigen Empfang. — Wie seltsam bunt und abentheuerlich sieht aber auch eine Diligence gegen den würdigen Anstand einer Schnellpost aus. Die Diligence ist eine recht demokratische Figur, die Schnellpost ein aristokratisches Amtsgesicht, das vornehm auf die Ordinaire herabsieht, und sogar in den Wirths- und Posthäusern, durch besondere Zimmer für seine Passagiere, diese von dem Plebs scheidet.

In Belgien giebt es nichts als die Diligence und die Malle als Briefpost. Wer nicht mit der Diligence reisen will, muß Extrapost nehmen, die, gleichsam um sie so viel als möglich zu beschränken, theuerer ist als in Deutschland, während die Diligence sich um die Hälfte billiger stellt. Eine Diligence aber ist der Sammelplatz der verschiedensten Gestalten und herbergt in ihren Räumen vereint alle Klassen der Gesellschaft, vom reichen Kaufmann, Gutsherren, und frommen Priester herab bis zum wandernden Hausirer oder Bauer, der den Korb mit Eiern oder Hühnern zum Leiden seiner Nachbaren ungenirt auf den Schooß

nimmt, oder der jungen Frau welche mit zwei Kindern einsteigt und die liebenswürdigen schreienden Zeugen ihrer gesegneten Ehe glücklich auf den Knien und Plätzen der Reisegefährten unterbringt. Am besten bewahrt man sich vor diesen Qualen wenn man es macht wie ich, und oben auf die sogenannte Imperiale klettert; denn eine Diligence hat fünf verschiedene Plätze, und ist wie das trojanische Pferd ein ungeheures hohles Gebäude.

Der vordere Kutschkasten, das coupé, hat drei Sitzplätze, der Raum in der Mitte, das interieur, nimmt sechs auf, eben so viele kriechen in den hinteren Theil, die sogenannte rotonde; über dem coupé ist das cabriolet für drei Personen und auf dem Deck des Wagens, welches ursprünglich zur Aufnahme des Gepäckes bestimmt ist, findet sich noch eine fürchterliche Holz- und Marterbank, welche den stolzen Namen des imperiale trägt. Rechnet man zu diesen ein und zwanzig Personen noch den blaublusigen Wagenlenker und den Conducteur mit der Journal-Mappe um den Hals, so wird man ziemlich die Summe der Passagierzahl haben, wenn nicht irgend sich noch ein Freund oder Schützling findet, der zwischen Kisten und Kasten ein Plätzchen einnimmt.

Erst als ich mittelst einer Leiter auf meinem harten Kaiserstuhle saß, und die beladene Maschine auf dem holprigen Pflaster der Stadt hin und her schwankte, zeigte sich mir die ganze Gefahr und ich hoffte in jedem Augenblicke mit einem salto-mortale durch irgend ein Fenster des zweiten Stockwerks einer der neugierigen hübschen Freiheitsheldinnen Verviers in den Amazonenschooß zu fliegen. Bald aber waren wir auf dem festen Basaltwege

im Thale der Wester, der glatt und eben ist wie ein Tisch; die drei starken, kräftigen Pferde, zwischen zwei Deichseln gespannt, zogen die große Maschine im munteren Trabe fort; und schnell vergaß ich über die Schönheiten der Gegend die Sorge des Umwerfens.

Nichts kann reizender sein als ein sonnenheller Frühlings- oder milder Spätsommertag in diesem lieblichen Thale. Von den mäßig hohen Felsenketten der Ardennen eingeschlossen rauscht der schnelle Strom über Kiessand und Gerölle in seinem tiefen Bett zu unseren Füßen, und lustig klettert die grüne Traube an dem Gestein auf beiden Seiten empor. — Die bunten Landhäuser der reichen Bewohner Verviers tauchen an den Abhängen zwischen hellen Wiesenstrichen und Parkanlagen auf, Mühlräder wälzen sich da und dort, und hin und wieder steigt ein langes hohes Fabrikgebäude auf, mit seinen schmalen Fensterreihen und rauchenden Schornsteinen. Dann verschwindet die Cultur auf Augenblicke, das Thal wird eng und düster und die zackigen Kanten des Gesteins hangen in drohenden verwetterten Massen fast über unseren Häuptern. Die Wester prallt an den Wehren ab, und zerschellt an der Basaltwand, gewaltig sträubt sie sich, grollend über den Widerstand, in den Krümmungen ihres Laufs, und sucht vergebens die Felsenufer zu zerbrechen. Bald ist sie rechts bald links vom Wege, bald zusammengedrängt und tief, bald breit und geschwätzig. Zuweilen steigt der Thurm eines Schlosses in dem grünen Thale auf, dessen alterthümliche Kuppel im Scheine der Sonne blitzt, und an der Felsenwand im Hintergrunde fliegt die dichte blaue Rauchwolke eines Eisenwerkes über die Tannenbüsche. Dörfer findet man

nicht, denn das Thal ist zu schmal zum Anbau, nur einzelne Wirthshäuser stehen am Wege, wo die Pferde gewechselt werden, und erst in der Nähe von Lüttich, bei dem Badeorte Chaudefonds, wo die Felsenparthien mehr zurück treten, zeigt sich der vermehrte Anbau und die gesellige Vereinigung der Menschen. — Daß man nicht mehr in Deutschland ist, erkennt man an dem Mangel an Ruinen, die bei uns so malerisch und träumerisch an allen Kuppen und Klippen kleben und unser Vaterland an Sagen und Märchen so reich und so romantisch machen. Wo wäre bei uns, wie hier, ein acht Stunden langes Felsenthal, auf welches nicht versunkene Wartthürme und eingestürzte Mauerzinnen niederschauten, um deren mächtiges Gestein tausend bleiche Geister schwebten? — Wie romantisch wild und erhaben ist nicht z. B. das Thal der Lauter in dem reizenden Weingebirge der Haardt, mit den alten kleinen Raubschlössern, wo die Herrn von Wolfenstein einst ihren Rossen die Eisen verkehrt aufschlugen, um den Wanderer, der ihre Spuren bemerkte und sie auswärts glaubte, um so sicherer zu überraschen und wo tausend abentheuerliche Sagen an jedem weinumrankten Gemäuer kleben. — Belgien hat auch seine Feudalzeit gehabt, aber diese ruhte weit mehr in den Städten als im Adel, und die mächtigen reichen Handelsleute hatten mehr mit räuberischen Zwingherren in Krone und Kapuze, als mit ärmlichen Raubrittern zu thun. —

Je näher man Lüttich kömmt, um so mehr regt sich das gewerbsame Leben dieser großen Werkstätte des Kulturfleißes. Rauchende Eisenöfen liegen am Wege, Wagen mit dem röthlichen Erz und glänzenden Kohlen beladen

rasseln die Höhen hinauf und hinunter, und endlich sieht man in den Thalkessel hinab, der von der Maaß durchfluthet wird. Die stolze, reiche vielgethürmte Stadt liegt im weiten Halbzirkel vor uns ausgebreitet, von den jenseitigen Höhen blinken die weißen Mauern der Castelle und eine ungeheure tricolore Fahne, auf einem der Donjons flatternd, scheint ihren gewaltigen Schatten über das lebensvolle Thal zu werfen. So fährt man durch die engen Häuserreihen ein, und begreift vollkommen, wie in diesen gewundenen Gassen, wo die Diligence kaum, ohne rechts und links anzustoßen, sich fortbewegt, die Holländer den Kampf nicht aushalten konnten. — Einen eigenthümlichen Anblick hat man von der Höhe der alten Brücke hinab auf die Quais mit ihren netten weißen Häusern, den Schiffen, der großen Lebendigkeit des Verkehrs und den characteristischen Gestalten und Gruppen, welche überall dies allerliebste Panorama füllen. Es ist ein freundliches, echt niederländisches Bild voll derber Frische im reichsten Farbenschmelz des Lebens, und in der kernigen Wirklichkeit, fern von aller Idealität aber in treuherziger Wahrheit unvergleichlich.

So lange es Tag war schweiften wir in der Stadt umher und fanden allerdings nicht alle Straßen so eng und gewunden, als in dem älteren unteren Theile. Man baut tüchtig und läßt sich von einem modernen Geschmack leiten, aber Lüttich wird doch nie ein neues Kleid anziehen, es ist gar nicht dazu gemacht mit seinen steilen Hügeln, seinen schiefen abschüssigen Straßen, seinen gewaltigen Fabriken, den geschwärzten Gesichtern seiner arbeitenden Einwohner und dem Schmuz und Ruß der Steinkohlendämpfe.

Eines der merkwürdigsten Alterthümer der Stadt ist der ehemalige Pallast der Bischöfe, der jetzige Justizpallast, ein großes schwarzes Viereck, mit Säulengängen, unter denen wie zum Spott der Vergangenheit sich vorzüglich die Antiquare Lüttichs niedergelassen haben, und Lamennais Schriften, leichtfertige französische Romane und die langen Reihen der Revolutions-Geschichten sammt vielem anderen Fluchwürdigen feil bieten. Als ich in der Mitte des Vierecks stand und den seltsamen Bau betrachtete, gedachte ich unwillkührlich an die blutigen Züge so vieler Greuel, welche hier einst geschehen, denn in keiner Stadt Europas hat der Aufruhr vielleicht so oft getobt, in keiner lebte ein so trotziger kühner Geist, und keine hat schwerere Opfer gezählt, als Lüttich.

Es ließe sich Mehreres darüber berichten und erzählen, und mehr noch als Herr Johann Wilhelm Löbell, preußischer Doctor und Geschichtsprofessor, in seiner Reise durch Belgien darüber sagt, wenn er unter matten Legitimitätsphrasen und ziemlich unreifen Kunstkriterien einen hohnlächelnden Blick auf das trotzige Freiheitsstreben der Lütticher und einen anderen purificirenden auf Preußens zweideutige Politik im Jahre 1787 wirft.

Als ein flüchtig Reisender, der nur darauf bedacht ist einige Züge des allgemeinen Lebens, Bemerkungen, welche sich wie von selbst bieten, aufzufassen und wieder zu geben, kann ich kaum Blicke auf etwas Weiteres werfen, und diese Blätter haben überhaupt nicht den Raum zu einem weitläufigen Raisonnement. Ich habe mir daher auch vorgesetzt, weder ein Langes und Breites über Kunst und Kunstwerke, noch über Wissenschaft und In-

dustrie oder über Persönlichkeiten zu sagen oder gar mich in historische oder politische Erörterungen einzulassen. Es ist mir völlig gleichgültig, wie Alles gekommen ist, was bestehet, mir ist es genug, daß es da ist, und wahrlich es ist übergenug da in allen Gebieten, um über Belgien eben sowohl ein gelehrtes als ein interessantes dickes Buch zu schreiben.

Ich habe auch die Kirchen in Lüttich besucht, so gut wie Herr Professor Löbell, ich bin auf dem Gretryplatz gewesen und habe in den Gewehrfabriken blanke Läufe schmieden, und blitzende Säbel machen sehen, die vielleicht einst im Dienste der Zeit schwarz und roth werden; ich bin auch in Seraing gewesen und habe mich darüber geärgert, so gut wie Herr Löbell, aber ich habe mehr gesehen als er, denn ich habe Herrn John Cockerill, den kleinen, alten, sonderbaren Mann, den Kaiser und König der Industrie, in dem grauen Röckchen, wie sein politischer Nebenbuhler Napoleon leibhaftig wandelnd, in Lüttich erblickt. — Wenn einst eine Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts erscheint, nicht eine Fürsten-Geschichte, sondern eine tief eingehende und wahre, welche das Völker- und Kulturleben unserer Zeit schildert, wird der Name John Cockerills wie ein strahlender Stern an der Spitze stehen müssen, und weit intensiver glänzen, als die der bloßen Geldoligarchen, der Staatsanleihe-Männer, der Rothschilds, Hoppes, Aguados und wie sie weiter heißen. Wo wäre ein Land, in welchem John Cockerill nicht Fabriken angelegt, den Kulturfleiß gehoben, neue Entwürfe und Pläne ins Leben gerufen und tausend fleißige Hände beschäftigt hätte? — Auf den Pferderennen siegen seine edlen Rosse, in Industrie-

ausstellungen erringt er die Verdienstmedaillen und was aus seiner großen Kulturwerkstatt in Seraing hervorgeht, wo einige vierzig Dampfmaschinen und viele hundert geschickte Menschen für seinen Ruhm thätig sind, trägt den Stempel der höchsten Vollendung. Und dieser kleine, lebendige Mann, in dessen greisem Kopfe die größten Entwürfe wachsen, der Tuch macht und Stecknadeln, Dampfschiffe und Eisenbahnen und Knöpfe, ist ein Freund und Wohlthäter seiner Mitbürger und bringt Segen und Wohlstand über sie. Seraing aber ist jedem ungeweihten Auge jetzt streng verschlossen, besonders weil die gastliche Freundlichkeit des kleinen Mannes von holländischen Agenten gemißbraucht wurde, die nicht allein seine kunstvollen Maschinen und Geheimnisse ablauerten, sondern auch seine besten Arbeiter durch glänzende Versprechungen ihm entfremden wollten.

Nach einem schön und genußvoll verlebten Tage stieg ich die Hügel hinan, auf welchen die alte Kirche des heiligen Jakob mahlerisch ihren Goldumsäumten spitzen Thurm erhebt, und trat in das Caffé Belvedere, das recht eigentlich seinen Namen trägt. Die steile Tiefe lag vor mir, und das ganze, reiche Thal, die blühende lebensvolle Stadt zu meinen Füßen. Dies Panorama hat etwas Zauberhaftes. Man sieht in die Straßen hinein, wo die geschäftigen Menschen sich drängen, der dumpfe Lärm des Lebens steigt wie das ferne Gemurr der Wellen zu uns herauf, und der blaue Duft des Abends sinkt langsam endlich von den Höhen nieder und schließt Alles in seine Frieden bringenden Arme. — Nach dem wechselnden Sonnenschein und Regen, nach dem mühevollen Ringen

und Streben kommt die kühle, sanfte Nacht, und macht Alles still, gleicht Alles aus. — Erst als aus dem Dunkel der Lichtschein brach, stieg ich wieder hinunter, und befand mich bald im hellsten Lampenschein. Es war heut der Namenstag der jungen Königin, welche kurz vorher, von Spaa zurückkehrend, mit ihrem Gemahl Lüttich besucht hatte und zu deren Ehre das Stadthaus festlich erleuchtet war. Im Allgemeinen kümmern sich die Belgier wenig um ihre neuen Herrscher, obgleich sie mit dem gütigen, milden Leopold und seiner freundlichen Königin ganz zufrieden sind. Die Industrie hat die Politik, und die Segnungen des Friedens, die Eisenbahnen, haben die Gedanken des Hasses und Krieges getödtet. Früher war es gefährlich, hier den Namen des Königs Wilhelm und ein Lob auf Holland auszusprechen, jetzt hört man es nicht ungern, um dagegen streiten und die Rechtmäßigkeit der Revolution vertheidigen zu können; aber es giebt auch nicht Wenige, welche mit dem Gange derselben und der jesuitischen Priesterparthei so unzufrieden sind, daß sie heimlich vielleicht selbst die holländische Herrschaft zurückwünschen und öffentlich daran arbeiten jene abzuschütteln. Die Politik des Thrones ist bei diesem Kampfe eine vollkommen gesunde und vernünftige. Der König schützt allein seine Rechte; er kennt den Sinn des Volkes, die Macht der Priester und der freien und doch so unfreien Presse zu gut, um irgend ein Zeichen seiner persönlichen Gesinnung laut werden zu lassen. Was geschehen muß, überläßt er der Zeit und wählt die Minister aus der Majorität. So befolgt er den constitutionellen Weg und indem er den in Frankreich so oft angefochtenen Wahlspruch le

roi regne mais il ne gouverne pas, streng erfüllt, stellt er sich über den Kampf der Partheien und überläßt diesen die Sorgen und die Verwaltung.

Bei einem so industriösen, thätigen, klugen und lebendigen Stamme, wie diese Wallonen, kommt der Widerwille gegen den Fanatismus der Kirche von selbst, und die Frömmigkeit ist trotz aller Bemühungen des Journals commerciel de Liège, des Couriers de la Meuse und des heiligen Herrn von Bommel sammt allen ehrwürdigen Vätern des Clerus bedeutend in Abnahme, wenigstens in den Städten, die dem bigotten Landvolke weit voraneilen. Ein junger sehr unterrichteter Mann antwortete mir auf meine Frage, ob die Geistlichkeit zahlreich sei und die Kirchen viel besucht würden, mit einem stolzen verachtenden Lächeln: Nous sommes trop industrieux pour ces saints et venerables perès; ils se retirent de plus en plus chez les Flammands, et ils ont raison, nous sommes déja enfants perdus. Dahin ist es also, wenigstens zum Theil gekommen. Die Freimaurer, jene jetzt vom Banne des Herrn von Bommel getroffene politische Verbrüderung der besten und hellsten Köpfe wirkten lange schon heimlich als die bittersten Feinde der Congregation, und wie gewöhnlich stehen die Häupter des tiers parti, Advokaten, Aerzte und Banquiers an ihrer Spitze, denn der hohe Adel hält sich entfernt, und der niedere ist längst mit der thätigen bourgeoisie verschmolzen. Der Ausgang des Kampfes wird langwierig sein, aber zweifelhaft ist er nicht. Die Industrie hebt blühend ihr jugendliches Haupt und die blassen, schwarzen Pfaffen wandern aus. Glückliches Lüttich!

Das Thal der Maas ist das romantische Belgien, und der Stolz seiner Bürger; nicht sowohl wegen der Kalksteinfelsen und Basaltspitzen, die ein paar hundert Fuß hoch ihre grauen glatten Wände aufthürmen, zwischen welchen der helle Fluß hinläuft, sondern weit mehr der gewaltigen Fabriken halber, die in einer Kette von mehreren Meilen, die ganze Größe und den vollen Glanz der niederländischen Industrie aufdecken. Auf dem ganzen Continente Europas mag nichts Aehnliches zu finden sein. Das Wupperthal mit Elberfeld und Barmen ist auch wohl ein großer Industriestrich, der größte in Deutschland, aber er ist weder so vielgestaltig noch so groß und umfassend, noch finden sich dort Fabriken von dieser Art und Ausdehnung. Eisen und Eisenöfen sind hier die Hauptsache, Waffenfabriken aller Art, Kanonengießereien, Kugelgießereien drängen sich Eine an die Andere; ungeheuere Steinkohlenhaufen liegen aufgethürmt am Wege, Eisenbahnen durchschneiden mit ihren schmalen Spuren die Kunststraße und laufen bis an den Fluß hinunter, wo die breiten Maasschiffe das okergelbe Eisenoxid ausladen. Ein starkes Pferd zieht dann eine ganze Reihe kleiner Wagen hinauf bis an die rauchenden Schmelzen, welche das kostbare Metall hervorgehen lassen, das den Menschen allein die Kultur und den Fortschritt möglich macht. Kalkbrennereien und ungeheuere Backsteinfabriken liegen dazwischen, und ganze Reihen von zehn, zwölf, zwanzig Hochöfen schicken ihre Flammensäulen in die Lüfte. — Die feste schöne Basaltstraße läuft am linken Ufer hin durch blühende Dörfer, die größtentheils von den Fabrikarbeitern bewohnt werden, und am rechten Ufer herüber blickt aus

einem Kranze alter Bäume das Herrenhaus von Seraing, das Lustschloß der Bischöfe Lüttichs, jetzt die Residenz John Cockerills. Seraing ist keine Fabrik, es ist eine Fabrikwelt, eine Stadt, die sich rings um den Wohnsitz des mächtigen, kleinen Herrschers gebildet hat, und keine unbedeutende Ausdehnung besitzt. Nette kleine Häuser liegen zwischen den großen Fabrikgebäuden und die verschiedenen Arten der schlanken, hohen Säulen der Rauchfänge, die bald von Eisen, bald von Backsteinen sind, geben ihm das seltsame Ansehen einer großen Gruppe von Obelisken. Es giebt keine Art von Industrie, welche in Seraing nicht mit hoher Geschicklichkeit geübt würde, und für die ungeheuere Ausdehnung des Institutes scheinen die sechs- oder acht und vierzig Dampfmaschinen noch zu wenig. — Ueberhaupt muß man hier mit einem andern Maßstabe messen. Wenn in einer unserer Fabriken zwei oder drei Dampfmaschinen arbeiten, so scheint uns dies auf das Gewaltigste und Größte zu deuten, hier ist eine solche Fabrik unbedeutend, man sieht fast keine welche weniger hätte, aber viele zeigen vier, sechs und mehr dieser stolzen Schwerter siegender Vernunft, welche bestimmt sind die alte Dummheit mit den lähmenden, verknöcherten Pfahlbürgerzeiten wegzumähen, und so gut, wie der auflösende Gedanke, durch kräftige That, die Menschheit in neue geistige Richtungen, zum Weltbürgersinn zu treiben.

Dies Alles macht das Thal der Maas so lebensvoll, modern und lustig, daß man die Felsen darüber vergißt, welche oft senkrecht steil und nackt in mächtigen Kalk- und Sandsteinflötzen herabhängen. Die Brüche darin nehmen sich meist mahlerisch aus, mit ihren ausgehauenen zackigen,

zerklüfteten Massen, die ihr Trümmergestein da und dort bis auf den Weg hinabstürzen. Daß das Maasthal aber viel Arbeiter hat, welche die Dörfer bewohnen, beweisen besonders auch die Menge der Wirthshäuser am Wege, deren Schilder und Wahrzeichen mit den verschiedensten Bildnissen mancherlei lebendiger und todter Potentaten und Geschöpfe aus allen drei Reichen der Natur verziert sind, welche allerdings meist nicht gerade aus den Händen der berühmtesten Künstler hervorgingen. Die größte Rolle aber spielt auch hier noch immer der petit corporal, ein unvergeßlicher, hochgefeierter Name in diesen Thälern. — Als wir zwischen den Häusern durchrollten, sah ich mehrere alte Leute auf den Steinbänken sitzen, gelbe, greise narbenvolle Gesichter, hohe Gestalten von der Zeit gebeugt, aber in jeder Miene den stolzen Trotz des Soldaten, der in hundert Schlachten den Tod verachten lernte. — Beim Pferdewechsel traf ich auf einen dieser alten rostigen Kämpfer. In seiner blauen Bluse saß er an der Thür, die kurze Pfeife im Munde, und die knochigen alten Hände tändelten mit einem lieben kleinen Schelm, der halb nackt auf seinem Schooße saß. Auf den ersten Blick erkannte ich den Soldaten des großen Kaisers. Sie haben ein seltsam festes, ernstes, würdevolles Wesen, diese Reste der unbesiegbaren Legionen; es ist das Gedächtniß an ihren Weltruhm, ihre großen Erinnerungen, das Einzige was ihnen geblieben ist. — Wie ich den greisen, alten Mann so zärtlich mit seinem Enkel spielen sah, den er dann und wann aufhob und an seine Lippen zog, fiel mir das schöne Gedicht Berangers le vieux sergeant ein, und es würde mich gar nicht gewundert haben, hätte der Alte vielleicht

plötzlich den Refrain wiederholt: Ah si jamais vous vengez la patrie, Dieu mes enfants vous donne un beau trepas. Ich sprach mit dem Greise und hatte mich nicht getäuscht, er war von der alten Kaisergarde und hatte im Sande der syrischen Wüste und unter dem Eise Rußlands gefochten. — Als er den Kaiser nannte, zuckten die breiten Lippen und er legte die Hand an die Stirn. In seine glänzenden Augen fuhr ein Strahl höchster Verehrung. Wer weiß denn ob er todt ist, sagte er mit einem Tone, als sei es unmöglich, daß sein großer Held sterben könne; sie haben uns Manches vorgelogen, diese Engländer. — Ich hätte ihm eben so gut sagen können, daß jüngst ein Buch erschienen sei, welches beweisen sollte, daß er nie gelebt, aber ich lächelte über eine Täuschung, an welche seltsamer Weise noch viele seiner alten schlichten Waffengefährten glauben. — Da wies der alte Mann auf den petit corporal am Schilde des Wirthshauses, wie er da stand in seinem grünen Kleide, mit dem breiten dreieckigen Hut, die Arme gekreuzt und mit einer gewissen unverkennbaren Aehnlichkeit, denn so merkwürdige historische Gestalten, wie Napoleon oder Friedrich der Große, werden immer auch von dem größten Sudler getroffen; und er rief mit freudiger Stimme: je le vois toujours, voilà mon Empereur! und die alte hohe Gestalt richtete sich mit glänzenden Augen empor und der kleine Enkel, streckte das kleine Fingerchen, nach dem Bilde aus, und schrie: voilà mon Empereur! — So erben sich die Gefühle auf Enkel und Urenkel, und die Thaten werden zu Sagen, riesengroß und ungeheuer. Die Geschichte überliefert die kalten Facta, aber die Poesie nimmt die Gestalten in ihre

schönen Arme, und schmückt die Lieblingskinder mit allen Zaubern und Wundern, wie sie Karl den Großen schmückte und seine Helden und Kolumbus, und selbst ihre Hand schon an Friedrich legt, obgleich die Zopfzeit am wenigsten dafür geeignet ist. —

Bis Huy, die Hälfte des Weges nach Namur, laufen die großen Fabriken, dann verschwinden sie oder kommen doch einzelner nur vor. Huy mit seiner romantischen Bergveste lehnt sich an einen finsteren Felsenspalt und die weißen hellen Mauern der freundlichen Stadt stechen grell genug gegen die blauen und schwarzen Basaltberge ab. Der Weg wendet sich hier vom linken zum rechten Maasufer und läuft hart unter den Felsen fort, die dicht an den Strom treten. Ein echter Belgier und tüchtiger Kaufmann hatte uns den Rath gegeben, nicht weiter zu fahren, denn von Huy aus sei es vorbei mit dem Sehenswerthen. — Der gute Mann hatte nur die Fabriken, den Stolz seines Vaterlandes, im Auge, und darin hatte er Recht, die Natur in ihrer wilden Schönheit und Größe ging ihn nichts an, aber ein Deutscher ist nun einmal ein Deutscher, und ich muß gestehen, daß mir die zweite Hälfte des Weges wenigstens eben so interessant war, als die erste.

Die Felsenparthieen werden wilder und höher, die Kalkformationen verschwinden und die seltsamen Feuergebilde des Basalts treten in zackigen Wänden, in stolzen Domen und mächtigen Kegeln romantisch schön hervor, welche sich steil in das Bett der Maas senken. Bald hinter Huy liegen auf einer dieser Klippen die Reste des Schlosses Montfort, ein einzelner Beweis, daß auch hier einst stolze feudale Dynasten ihr Wesen getrieben. Nur

wenige Bogen sind übrig, die vom treuesten Freunde aller versunkenen Größe, vom schwermüthig grünen Epheu wild üppig umschlungen werden, als wolle er die sterbende Herrlichkeit den Augen des muthwilligen gleichgültigen Volkes entziehen, das die Klagen und den Schmerz der Vorzeit nicht mehr versteht. Wo die Felsen zurücktreten, zeigen sich Weideplätze, grüne Wiesen, gelbe Ackerstücke, und in den Dörfern liegen in langen Reihen die schwarzen Kuchen von Kohlenstaub zum Trocknen ausgebreitet, und geschäftige Weiber und Kinder kneten den zähen Teig und backen mit den Händen die nassen Feuerbrode. Der Mensch weiß überall der Natur ins Handwerk zu pfuschen und nachzuhelfen, wo sie geizig erscheint. Hier zwischen den Felsen ist Holz eine Seltenheit, aber die Fabriken und Bergwerke liefern Kohlenstaub in Ueberfluß, der mit Wasser gemischt, und im Staube getrocknet ein sehr nützliches Brennmaterial liefert. Es ist ein sehr seltsamer Anblick, den Weg zu beiden Seiten mit diesen handgroßen Kuchen gleichsam bepflastert zu sehen und die rußigen lachenden Gesichter der Bäcker dazu, welche ihre Waare mit lautem Geschrei vor den zermalmenden Rädern der Diligence schützen.

Bald drängen sich aber die Felsen zusammen und man hört die schallenden Hammerschläge der Arbeiter in ihren Eingeweiden. Aus den Eisenwerken des Herzogs von Aremberg wird das gelbe Metall hervorgeschafft und liegt zu Bergen am Flusse aufgethürmt, um in Schiffe geladen zu werden; da und dort ist auch eine Spelunke in den Felsen gehauen und eine Tafel steht darüber mit der weißen Inschrift: **Boite des lettres.** Es ist der Brief-

kasten, zu welchem der Conducteur der Malle die Schlüssel hat, ihn leert, wenn er vorüberfährt, und die angekommenen hineinlegt, welche vom Boten dann in die Berge befördert werden, denn die Wohnungen liegen zerstreut in den Felsen und wie in Frankreich ist es auch hier üblich, daß kein Brief vom Absender frei gemacht wird.

Wenn Ihr oben auf der Imperiale beim Conducteur steht, wird der freundliche geschwätzige Mann nicht verfehlen, Euch an einem hohen Basaltgipfel zwei Römerköpfe zu zeigen, von deren antikem Kinn das falbe Bartmoos in langen Flechten niederhängt. Es ist ein Spiel der Natur, obgleich auch andere Sagen daran kleben, Sagen wie an der fabelhaften Burg Samson oder Simson, deren Mauerkronen Ihr auf einer andern Kuppe zu erblicken glaubt, die aber nur den Basalt-Formationen angehört, und Täuschung des Auges ist, wie die finsteren Geister, welche in nächtlichen Nebeln ihre Zinnen umschweben, Spiele der Phantasie und der Hoffnungen auf ein Jenseits, von welchem wir so gern irgend eine Gewißheit hätten. Dann wird er auch mit Stolz auf die Landhäuser deuten, die Sitze einiger hohen Familien, welche jenseits des Stroms ihre weißen Mauern und reizende Gärten zeigen, und endlich wenn sich das Thal vor Euren Blicken öffnet, weist er auf das hohe Bergschloß, von dessen stumpfen Thürmen die dreifarbigen Fahnen wehen und auf die ruhende Stadt am Fuße, wo Eure Reise endet, und ruft mit dem ganzen Stolze eines Mannes, der seine Bedeutung kennt: **voilà la forteresse et la ville de Namur, Monsieur!**

In dem alten Namur mit seinen engen Straßen ist für den Fremden, der nur wenige Stunden darin verleben will, wenig zu sehen. Er müßte auf die Berge klettern, und von den Zinnen der Festung in die grünen Thäler der Ardennen und in die weite Ebene Brabants hinüberschauen; aber dazu wird ihm, wenn er an demselben Tage noch nach Brüssel will, wenig Zeit gelassen. Kaum kann er in einer der glänzenden Messerfabriken sich ein Angedenken kaufen, denn Namur ist damit seit Jahrhunderten so berühmt wie Lüttich und fabrizirt obenein weit mehr künstlich=feine Stahlarbeiten. Dann dinirt er eilig im Gasthause der Messagerie und noch ist der letzte Bissen in seinem Munde, wenn der Garçon schon meldet, daß der Wagen bereit sei.

Namur steht im lebhaften Verkehr mit Brüssel. Das Deck unserer großen Diligence war mit einem gewaltigen ledernen Plane überzogen und sah von außen und innen wie ein Frachtwagen aus, denn eine zahllose Menge Packen und Päckchen, Küsten und Kasten, Mantelsäcke uud Koffer lagen hoch darunter aufgepackt. Auf diese Weise ging mein Ehrensitz, die Imperiale, welche ich bis jetzt behauptet hatte, verloren, und ich mußte ins Cabriolet kriechen, der unbequemste aller Sitze einer unbequemen Diligence. Eine Polsterbank ist fast platt an den Boden gelegt, auf welcher man wie ein Türke sitzen muß, und wem Gott der Herr in seiner Weisheit eine so ansehnliche Leibeslänge zugetheilt, wie mir, der sehe ja zu, daß er mit ganzem Genick daraus hervorgehe, denn das niedere Verdeck kann es beim ersten Stoße zerquetschen. Dabei brannte die Augustsonne unerträglich heiß auf das alte Leder, und ich

hatte die beste Gelegenheit mir eine Idee von den Bleidächern Venedigs praktisch beizubringen, denn der ungefällige Conducteur wollte unter keiner Bedingung das Deck zurückschlagen, weil seine Kaufmannswaaren, wie er sagte, darunter leiden könnten.

So ging es denn mit uns in der unbehaglichsten Lage zum Thore hinaus. Die vollgepfropfte Diligence schwankte die steilen Hügel hinauf mit Hülfe der Vorspannpferde, und dann rasch in die weite gelbe Ebene Brabants hinab, wo die reifen Erndten unabsehbar wogten und flutheten, und bald verschwanden die felsigen grünen Thäler der Maas und des schönen Hennegaus. — Mit dem ersten Blicke sieht man, daß man ein anderes Land betreten hat. Wieder andere Naturbildung, andere Sitten und Gebräuche, sogar eine andere Sprache. Die Wallonen in ihren Bergen und Felsen sind ein rühriger, heiterer Menschenschlag, von aufgewecktem Sinn, und französischer Höflichkeit und Munterkeit, wie sie auch Sprache und Sitte der westlichen Nachbaren theilen. Ihre sorglosen Mienen, und die funkelnden, lebensvollen Augen, ihre Lust zum Gesange, zur heiteren Ungezwungenheit, ihr rasches Aufbrausen, die Beweglichkeit ihrer Zungen, Alles bringt sie den Nordfranzosen nahe: der Brabanter dagegen ist groß, breitgeschultert, von gewaltigem Körperbau, schweigsam phlegmatisch, voll muskulöser Fülle, voll Festigkeit des Willens, und starrer fanatischer Anhänglichkeit an seine Ueberzeugung und an seinen Glauben, dessen finstere Gewalt aus den stieren Augen spricht. Ungefällig gegen Fremde, mißtrauisch und von grobem zurückhaltenden Wesen sind sie meist wahre Gegensätze ihrer fröhlichen

Nachbaren in den Bergen. Die materiellen Bildungen treten triumphirend über den stumpfen Geist in diesen gewichtigen Gestalten auf; aber Alles an ihnen ist körperlich tüchtig und man merkt sogleich, daß man in einem Lande reist, wo die Natur mit verschwenderischem Ueberflusse waltet und allen ihren Geschöpfen den Stempel ihrer Kraft aufdrückt. Die lichten Haare und blauen Augen verrathen die deutsche Abkunft, es sind die Nachkommen der alten Franken und je weiter man nach der Küste kommt, je näher an Flandern, um so mehr verschwindet auch die Kenntniß der französischen Sprache und das flämische Patois tritt in sein ursprüngliches Recht. Das Französische ist freilich überall die Sprache der gebildeten Welt, die Sprache des Gesetzes und des öffentlichen Lebens, allein sie hat selbst in Brüssel noch nicht die unteren Stände durchdringen können, und sehr viele verstehen es nur unvollkommen, während in den höchsten Kreisen eine so schlechte Aussprache, Provinzialgewohnheiten und fremdartige Beimischungen üblich sind, daß die Franzosen oft sehr höhnisch ihren Spott damit treiben.

Neben dem riesenhaften Menschenstamme lebt hier das eben so gewaltig gebildete Pferd, und der große Kriegsmeister unserer Zeit wußte beide zu seinen Zerstörungszwecken am besten zu benutzen. Aus den Brabantern vornehmlich bildete er seine berühmten eisernen Reiterschaaren, jene gefürchteten Kürassire, welche bei Wagram, an der Moskwa und in zwanzig anderen Schlachten den Sieg entschieden, und er setzte die großen, ungeschlachten Körper auf die riesigen Rosse des Landes, damit der Koloß unwiderstehlich wirken könne. — Nichts übertrifft aber

die ausdauernde Kraft des echten brabanter Pferdes, und mit wahrer Bewunderung habe ich oft die Anstrengungen dieser edlen, stolzen, fügsamen Thiere betrachtet. Ihre gewaltigen Hufe stemmen sich tief in den Boden, die Haarbüschel ihrer rauhen Fersen zittern von der Gewalt, jede Sehne und Muskel tritt gewölbt hervor, die dichte Mähne fliegt empor, der gewölbte, breite Nacken beugt sich, und das stolze, große Feuerauge schimmert glühend unter dem wilden, flatternden Stirnhaar. Es giebt kein majestätischeres Bild der Kraft und Kühnheit als dies edle Thier, das mit den größten Lasten zu spielen scheint und allein so viel verrichtet als vier oder sechs unserer matten Karren- und Postgaule. — Die zwerghaften Graspferde der Mark müssen für einen Brabanter die traurigste Entartung des edlen Geschlechts anzeigen, und was soll man von den jammervollen Knochengerippen sagen, die zum allgemeinen Mitleid und Ekel täglich bei uns die Sandkarren sowohl, wie die Droschken umherschleppen. — Es ist den meisten Reisenden räthselhaft, wie eine belgische Diligence, mit zwanzig Menschen| und zahllosem Gepäck angefüllt, so rasch von drei Pferden gezogen werden kann, allein man bedenkt dabei nicht, daß es belgische Pferde sind, von der zähsten, ausdauerndsten Kraft, und vergleicht man sie ohne diesen Zusatz mit unsern aufgeschwemmten, marklosen, alten Postpferden, so muß man in der That fast an Wunder glauben. Endlich aber darf man nicht vergessen, daß an jedem steilen Hügel ein Vorspann liegt, und die Belgier nur drei Wegstunden und oft noch weniger fahren, um frische Pferde zu nehmen, während unsere Posten häufig drei, zuweilen sogar vier Meilen groß sind, und



die armen Thiere nur todtmatt und schaumbedeckt das Ziel zur vorgeschriebenen Zeit erreichen können.

Auf dem Wege von Namur nach Brüssel hat die Natur nicht verschwenderisch pittoreske Gestaltungen in die fruchtbaren Lehmhügel gestreut, aber die Geschichte zeichnete diese segensvollen Weizenfelder in ihre blutigen Bücher und bedeckte sie einst mit ihren rothen Saaten, aus welchen die Zukunft jung und grün emporschießen sollte. — Von Namur bis Brüssel tauchen fast ununterbrochen diese Erinnerungen auf, und fast jede neue Thurmspitze bringt einen weltberühmten Namen. Hinter dem Flecken Quatre-bras, in dessen weißen Häusern da und dort noch englische, preußische und französische Kanonenkugeln eingemauert stecken, zeigte ein alter freundlicher Landmann, der mit einem großen Korbe voll junger schreienden Hühner an meiner Seite saß, seitwärts auf ein im Grunde liegendes fernes Dorf.

Ach! mein Herr, sagte er, Sie sind ein Preuße, wissen Sie wohl wie der Ort heißt, der dort unten so weiß und grün liegt? Vor zwei und zwanzig Jahren sah es anders dort aus wie jetzt. — O! heilige Jungfrau, drei Tage nach der Schlacht, wo ich dort war, floß der Bach noch blutig roth, und die Menge der todten Körper hielten ihn in seinem Lauf auf. Die eine Hälfte der Gebäude war niedergebrannt, die andere von zahllosen Kugeln durchlöchert. Kein Weg, kein Steg durch die Trümmer, nur Leichenhaufen, über welche man fortklettern mußte, während Grausen die Seele ergriff. Welche verzerrte Gestalten, mein Herr, welche entsetzliche Verstümmelungen! Es stöhnte, wimmerte und röchelte unter den blutigen

Bergen hervor, und Viele starben hülflos und verschmachteten, die sonst wohl gerettet werden mochten. Man konnte den Kampf verfolgen Schritt für Schritt. Die alten französischen Grenadiere mit den finstern, bärtigen Gesichtern lagen in langen dichten Reihen am Bach und auf der linken Seite; drüben die Preußen mit dem blonden Haar, welche ihr junges Leben hier gelassen, kalt und starr zu Bergen aufgethürmt. — Zwanzig Tausend Todte haben sie dort unten begraben, mein Herr, und die Leute fürchten sich da vor ihren eigenen Häusern, denn in jedem ist Entsetzliches geschehen.

Der alte Mann schwatzte fort und erzählte weiter was er gehört und selbst erfahren, ich aber sah, so lange ich konnte, hinüber nach dem blutigen Ligni, das in der Brust jedes Preußen unvergeßlich sein wird. — Es giebt viele Familien im Lande, die den Namen dieses Dorfes noch jetzt mit einem Seufzer nennen. So viel Trauer, so viel Blut und Opfer, so viel untergegangene Hoffnung und so wenig Blumen sind diesen weiten Gräbern entsprossen!

Nach einigen Stunden erreichten wir dann auch das kleine Häuschen, in welchem die Helden der furchtbaren Tage, Blücher und der schon halb besiegte Wellington, zusammentrafen. Die paar unbedeutenden Hütten haben der großen Schlacht den schönen Namen Belle-Alliance gegeben, und nur wenige hundert Schritte zur Seite steht das Denkmal, welches König Wilhelm von Holland hier errichten ließ. Das englische liegt mehr hinab nach la Haye, das preußische ist weit von der Straße entfernt.

Auf einem grünen Hügel, der künstlich auf der wei-

ten Ebene zusammengeschippt ist und das ganze Schlachtfeld überschaut, steht der belgische Löwe, in schreitender Bewegung; allein trotz aller Schönheit der Anordnungen, wollte mir das Denkmal nicht behagen. — Der Hügel, obwohl über hundert Fuß hoch, sieht doch kleinlich aus und der Löwe, der zwölf Fuß mißt, erschien oben fast wie ein Pudel. Seine schreitende Stellung mit aufgehobenem Fuß ist nicht edel, und gewiß würde es besser sein, wenn das colossale Bild auf einfachem Piedestal in ruhender Stellung und in der Ebene aufgestellt wäre, wo seine mächtigen Dimensionen von besserer Wirkung sein müßten.

Es war Abend geworden, der Himmel sandte einen feinen Sprühregen herab, und am fernen Horizonte zog der Wald von Soigne seine dunkle Leiste. Jener berühmte Wald, aus welchem so unverhofft die geschlagenen Preußen hervorbrachen, diese schuhlosen Landwehren, deren Kern todt und sterbend in Ligni lag, die Napoleon vernichtet glaubte, und welche nun hier mit der Gluth der Rache sich auf die siegestrunkenen Franzosen stürzten! In dem Augenblicke fuhren wir bei einem Gehöft vorüber, an dessen weißer Mauer mit ellenlangen Buchstaben die bezeichnenden Worte: Maiterie de la Haye angeschrieben waren.

Hier also ward der vernichtende Schlag geführt, von hier den sanften Abhang hinauf nach Mont St. Jean lag das berühmte Feld der Entscheidung, hier stritt der große Kaiser zum letzten Male um die Herrschaft der Welt. — Das schöne Bild von Steuben versinnlicht sich vor mir, wo der Mann mit der ehrnen Seele zum ersten Male die Qualen der Verzweiflung empfindet, als die blutige Göt-

tin der Schlachten sich von ihm wendet. Es war als sähe ich ihn dort auf dem grauen, nassen, kampfumbrüllten Felde halten, wie er den Degen zieht, um sich in das mörderische Getümmel zu stürzen und zu sterben, und nur durch Soults Entschlossenheit abgehalten wird, der dem Pferde in die Zügel fällt und ihm die zehnmal tödtenden Worte zuruft: Man tödtet Sie nicht, Sire, man nimmt Sie gefangen! bis Gourgaud, Bertrand, Drouot ihn dann halb gewaltsam entfernen. — Ich glaubte den bittern Seufzer von Helena zu hören, mit dem er so oft dort noch sagte: J'aurais dû mourir à Waterloo, und die Gefährten anklagte, welche ihn davon abgehalten hatten. In der tiefen Dämmerung des Abends ließen sich diese Träume so mannigfach ausmahlen, daß mitten in ihnen der Wald von Soigne, welcher fast bis an die Barrieren Brüssels reicht, sich öffnete und die hellen Straßen der Stadt allen Gedanken an die Vergangenheit ein Ende machten. —

III.

Zur Jugendgeschichte
der Königin von Preußen
Sophie Charlotte.
Nach französischen Berichten.

Von

G. Guhrauer.

Der trefflichen Schrift, womit vor Kurzem Varnhagen von Ense das Andenken der Königin Charlotte gefeiert hat, verdankt der vorliegende Beitrag zur Geschichte dieser unsterblichen Fürstin seine Entstehung. Es sind dort gewisse, auf das Jugendleben der Königin bezügliche Umstände, welche durch Ueberlieferung sich erhalten haben, der Prüfung unterworfen und als zweifelhaft, verwirrt oder dunkel an ihrem Orte belassen worden. Darunter sind nun einige, welche auf französische Zustände und Beziehungen zu direkt hinweisen, als daß ich mich nicht hätte versucht fühlen sollen, an Ort und Stelle eine Untersuchung darüber anzustellen. Die von mir befragten Quellen haben mich nicht ohne Antwort gelassen, und ich werde jene, überall wo es wichtig oder anziehend scheint, selbst redend einführen.

Erwägt man, welche hohe Verdienste Friedrich der Große der Königin Sophie Charlotte um höhere Geistescultur sowohl an dem Hofe, den sie zierte, als auch unter der preußischen Nation überhaupt zuerkennt, ihr, der Schülerin und Freundin von Leibnitz, der Begründerin der Königlichen Akademie der Wissenschaften, so gewinnt jeder Umstand ihres Lebens eine besondere Wichtigkeit, welcher uns über den Gang ihrer eignen geistigen und höhern Weltbildung Aufschluß zu geben verspricht. Die äußern Schicksale und Wendungen in ihrem Jugendleben sind sehr einfach. Als zwölfjährige Prinzessin wurde sie mit dem Hofstaate ihres Vaters, Ernst August, früher Bischof von Osnabrück, nach Hannover versetzt, und damit zugleich in eine neue, glänzendere Sphäre; aber noch sehr jung, in dem zarten Alter von sechzehn Jahren, folgte sie bereits ihrem Gatten, dem Kurprinzen von Brandenburg, nach Berlin. So weit die frühere Kenntniß ihrer Jugendgeschichte reichte, wußte man indeß von zwei Reisen der Prinzessin von Hannover, welche behufs der Geschichte ihrer Geistes- und Geschmacksbildung, nicht hoch genug angeschlagen werden dürften. Es sind Reisen, welche sie in Gesellschaft ihrer berühmten Mutter, der Herzogin, später Kurfürstin von Hannover machte. Die eine, einflußreich auf die Entwickelung ihres Sinnes für bildende Kunst und Musik, war eine Reise nach Italien, im Jahre 1680, wo Mutter und Tochter den Herzog Ernst August begleiteten. Die andere, unendlich wichtig zur Erlangung höherer Weltanschauung und geselliger Bildung, die Reise und der ziemlich lange Aufenthalt in Frankreich, am Hofe Ludwigs XIV., wo Sophien sehr nahe

Verwandte, namentlich eine Schwester und eine Nichte in der Aebtissin von Maubuisson und der Herzogin von Orleans lebten, in den Jahren 1683 und 1684. An diesen Aufenthalt knüpfen sich außerdem Erinnerungen eigenthümlichster Art. Jemand, welcher sich eine ganz vertraute Kenntniß des brandenburgischen und preußischen Hofes unter der Regierung von Sophie Charlotte zutraute, der Baron von Pöllnitz, überlieferte uns hierüber in seinen Memoiren über diesen Hof Folgendes. Die Schönheit der Prinzessin machte während ihres Aufenthaltes mit ihrer Mutter am französischen Hofe auf Ludwig XIV. großen Eindruck; er fand sie in allen Rücksichten würdig, seine Schwiegertochter zu werden. Die Herzogin von Orleans erhielt auch von ihm den Auftrag, mit ihrer Tante und Cousine darüber zu sprechen. Beide Prinzessinnen nahmen den Vorschlag mit Freuden auf, und Alles schien in Richtigkeit, — als Ludwig XIV. durch Staatsgründe sich bestimmen ließ, die Allianz mit Bayern der mit dem Hause Braunschweig vorzuziehen. In diesen süßen Hoffnungen betrogen kehrten Mutter und Tochter traurig nach Deutschland zurück; um ihnen eine Zerstreuung zu verschaffen, führte Ernst August (zur Zeit noch Bischof von Osnabrück) sie nach Venedig und dem übrigen Italien; erst, als der Tod seines Bruders Johann Friedrich ihn zum Herzog von Hannover erhob, führte er die Prinzessinnen in seine Staaten zurück. So weit Pöllnitz. Friedrich der Große erzählt Aehnliches. Man bestimmte Sophie Charlotte, nach ihm, für den französischen Thron; statt des Dauphins, nennt er dessen Sohn, den Herzog von Burgund. Diese Erzählung ist sehr oft besprochen wor-

den und noch Varnhagen hat die mancherlei Widersprüche und Dunkelheiten in den verschiedenen Berichten, hauptsächlich in chronologischer Beziehung, beleuchtet. Hier glauben wir den Leser mit ähnlichen Bemühungen verschonen zu müssen. Mit Hülfe der zu Rathe gezogenen neuen Mittel wird sich das Problem sehr einfach lösen.

Wir fingen damit an, in den französischen Gesandtschaftsberichten aus Zelle und Hannover (im Archive des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten zu Paris) von der Zeit des Regierungsantritts Ernst Augusts in Hannover, Anfang 1680 bis zum Zeitpunkte der Verheirathung Sophie Charlottens mit dem Kurprinzen von Brandenburg, im Herbste 1689, über jene beiden Reisen der Prinzessinnen nach Aufklärungen zu forschen. Es sei mir erlaubt, das Resultat den folgenden Ausführungen an die Spitze zu stellen: „Die beiden Prinzessinnen haben während dieses Zeitraumes die deutschen Grenzen nicht überschritten; am wenigsten sind sie damals in Italien oder in Frankreich gewesen."

Doch Pöllnitz sagt uns, der Aufenthalt der Prinzessinnen in Frankreich mit allen daran geknüpften Umständen — sie bleiben vorläufig dahin gestellt — rühre aus der letzten Zeit der Regierung Ernst Augusts im Bisthum Osnabrück, also ehe er noch Herzog von Hannover war; — und in diesem Punkte hatte er wirklich Recht! Nicht in den Jahren 1683 und 1684, sondern im Jahre 1679 und nicht gegen zwei Jahre — sondern ungefähr zwei Monate, nämlich von Ende August bis Ende October 1679 hat der Besuch der Gemahlin Ernst Augusts mit Sophie Charlotten bei ihren Verwandten in Frank-

reich stattgefunden. Am 22. August 1679 langten die Prinzessinnen im Kloster von Maubuisson an. —

(Recueil des Gazettes nouvelles ordinaires et extraordinaires etc. à Paris, du bureau d'Adresses, aux Galleries du Louvre. MDCLXXX. Nr. 70. p. 420): De Paris le 2. Septembre 1679. „Le vingtdeuxième du mois passé, la Princesse Sophie, Soeur de l'Electeur Palatin et Femme de l'Evesque d'Osnabrug, arriva à Maubuisson chez la Princesse Louise sa soeur, Abbesse de Maubuisson. Monsieur et Madame allèreut la voir le mesme jour; et Madame demeura deux jours avec elle.“ —

Diese und einige andere Stellen der Gazette von 1679 werden uns für das Verständniß dieser Verhältnisse orientiren helfen. In der That konnte diese offizielle Anzeige der Hofzeitung nicht präciser abgefaßt worden sein; als hätte man im Voraus jedem Streit über die Identität dieser hohen Person bei der Nachwelt zuvorkommen wollen. Die Prinzessin Sophie Charlotte, ein Kind im eilften Jahre, hat hier die Ehre noch nicht, genannt zu werden; allein sie war nichts desto weniger mitgenommen worden. Einige Nummern weiter wird sie, bei einer besondern Gelegenheit — auf welche wir zurückkommen — nahmhaft gemacht. Steht dieses einmal fest, so ist uns auch der Faden aus diesem Labyrinthe in die Hand gegeben. Man erlaube mir jedoch, einige Bemerkungen über die damaligen Verhältnisse des Bischofs Ernst August zum französischen Hofe, und über seine Stellung als Haupt seiner Familie in politischer, wie in häuslicher Beziehung,

zu äußern. Ich finde nämlich, daß einige ältere Ansichten sowohl über die Geschichte der Herzogin, später Kurfürstin Sophie, als ihrer erlauchten Tochter dadurch gelitten haben, daß man die historischen Verhältnisse des Hauses nicht genug im Auge behielt, und überdies Sophien einen unverhältnißmäßigen Einfluß auf die Angelegenheiten ihres Hauses zuschrieb. Daß Mutter und Tochter, jede besonders ihren Geschichtsschreiber gefunden, während der Vater, Herzog Ernst August, nicht in gleichem Grade die Aufmerksamkeit eines neueren Historikers auf sich zu ziehen vermochte, hat wohl dazu beigetragen, letztern ein wenig in den Hintergrund zu stellen. Allein Ernst August war ein Herr von entschiedener Selbstständigkeit; sein bloßes persönliches Erscheinen wirkte bestimmend auf den Willen Derer, welche zu ihm in Beziehung traten. Die politischen Entwürfe zur Vergrößerung und Befestigung seines Hauses gingen von ihm selbst aus, und ihr Gelingen hatte er vornehmlich eigener Wirksamkeit zu danken. Er handelte unabhängig von Gemahlin und Kindern, und zumal bei Fällen, wo er sie gegen sich hatte, wie bei der wichtigen Frage von der Vereinigung der beiden Herzogthümer Hannover und Zelle in der Hand des Erbprinzen. Ueberall, wo politische Interessen ins Spiel kamen, hielt sich Sophie weislich in untergeordneter Stellung, und ihr Ruhm konnte nicht weiter gehen, als ihren Gemahl zu unterstützen, mit ihm gemeinschaftlich zu wirken. Die Stimme des Ministers von Ilten, des vieljährigen Freundes Ernst Augusts, über diese Stellung Sophiens und ihre Rolle am Hofe (bei Feder, Churfürstin Sophie. S. 34.) hat weit mehr Glaubwürdigkeit,

als die ausgeschmückten Schilderungen eines Spittler oder gar die gewagten Sätze eines Venturini; unsre Gesandtschaftsberichte stimmen vollkommen mit dem überein, was uns Ilten berichtet. In einer sehr ausführlichen und gründlich abgefaßten **Relation des Cours de Brunsvick-Lunebourg** mit dem Datum 31. December 1684 (von dem Marquis d'Arcy, außerordentlichen Gesandten bei dem Hause Braunschweig in Zelle seit dem December 1679) findet sich von Ernst August folgende Charakteristik: „Die Sparsamkeit in dem Schatze, welche lediglich der Ordnung dieses Fürsten verdankt wird, die Unabhängigkeit und das Ansehen, womit er regiert, die Unterwürfigkeit und die Zuvorkommenheit, welche man in seiner Familie für ihn hat, wo er keine Klagen, keine Bezeugung von Unzufriedenheit duldet, der Respect und der vollkommene Gehorsam, den er sich anderwärts zu verschaffen weiß, ohne auf Schmeichler und Günstlinge zu hören (**sans donner lieu au credit et à la faveur**), und indem er jede Eifersucht und Kabale in der Geburt erstickt, machen ihn fähig seinen Willen in seinem Hause, wie in seinem Staate durchzusetzen (**rendeut capable de tout ce qu'il veut chez luy et dans son Estat**). —

Dies wird uns rechtfertigen, wenn wir die Quelle von demjenigen, was Sophie und ihre Tochter in dem hier betrachteten Zeitraume thun oder dulden, in dem Willen und der Bestimmung ihres Gatten und Vaters, Ernst August, aufsuchen. Dann aber werden wir nothwendig zu der Politik zurückgeführt. Wie anders? da zu aller Zeit, besonders aber in jenen Zeitaltern, die Politik wie das Fatum über die Blüthe der Persönlichkeit

selbst so herrlicher fürstlicher Gestalten waltete, als Sophie Charlotte und ihre Mutter uns erscheinen.

Das Jahr 1679 bezeichnet in der stürmischen Periode der Herrschaft Ludwigs XIV., und seines fast ununterbrochenen Ankämpfens gegen das Haus Oesterreich und das Reich einen Ruhepunkt. In diesem Jahre hatte Kaiser und Reich den Frieden von Nimwegen unterzeichnet. Der Bischof von Osnabrück hatte ebendaselbst im April dieses Jahres seinen Separatfrieden mit Ludwig XIV. ratificiren lassen. Er war, wie man weiß, vom Beginne des Krieges einer der eifrigsten und tapfersten Vertheidiger des Vaterlandes und warmer Anhänger des Hauses Oesterreich gewesen; während sein Bruder Johann Friedrich, Herzog in Hannover, so wie besonders der Herzog von Zelle Georg Wilhelm, als Freunde und Bundesgenossen Frankreichs die meiste Zeit dagegen gestanden hatten. Diese beiden bezogen ansehnliche Pensionen von Ludwig XIV. Wir wollen dem wohlverdienten Ruhme Ernst Augusts in Hinsicht seines Patriotismus gewiß nicht zu nahe treten; indessen, um zu zeigen, daß nicht ein einziger deutscher Fürst aus jener Zeit gegen die Verführung des französischen Goldes sich ganz rein hielt, welches die Schuld der Einzelnen gewissermaßen in die allgemeine Schuld begraben hilft, führe ich, laut einem Berichte des französischen Gesandten in Berlin, Graf Rebenac-Feuquières, vom 1. December 1685, so viel an, daß Ernst August in der frühern Epoche als Bischof von Osnabrück eine monatliche französische Pension von 5000 Thalern bezog — qui lui fut retranchée dans le temps que ce Prince croyoit agir avec le plus de zèle pour le ser-

vice de V. M. Et c'est une chose.... qui l'a jetté dans le grand eloignement qu'il a témoigné depuis cela pour Vos interests.“ Genug, bei solchen Vorgängen durfte Ludwig XIV. diesen Fürsten, jetzt nach geschlossenem Frieden, nicht ganz und gar und ohne alle Hoffnung für sich verloren achten. In keinem Falle hatte ein rein verwandtschaftlicher Besuch seiner Gemahlin und Tochter am französischen Hofe in diesem Moment etwas Anstößiges.

Das gute Vernehmen wurde auch ohne Zögern von Seiten Ernst Augusts dadurch eingeleitet, daß er seinen Stallmeister, Herrn von Harling, als Minister an den französischen Hof sandte. Desselben von Ernst August unterzeichnetes lateinisches Beglaubigungsschreiben ist datirt von Osnabrück, den 16ten August 1679. Zur selben Zeit verließ die bischöfliche Familie die Residenz auf eine Zeitlang. Ernst August gönnte sich einen Badeaufenthalt in Ems im August und September; wie uns die Gazette No. 77., aus Cöln vom 12. September 1679 lehrt. (L'evesque d'Osnabrug qui estoit aux bains d'Embs en est parti avec la fièvre, pour retourner chez luy); und diese Zeit benutzte die Herzogin Sophie, ihrer Schwester in Maubuisson (deren Charakteristik Varnhagen so trefflich giebt) einen Besuch abzustatten und der jungen Prinzessin, ihrer Tochter, den prächtigen Hof Ludwigs XIV. sehen zu lassen. Sie kamen also den 22. August in Maubuisson bei Paris an; also wohl einige Tage vor Herrn von Harling, dessen Frau (vermuthen wir) die Herzogin Sophie und die Prinzessin als Erzieherin der letztern nach Frankreich begleitete. Sie kamen gleichzeitig mit der Herzogin von Mecklenburg an, wurden wenigstens

mit dieser zu Anfang des August am Hofe erwartet. Dies geht hervor aus dem handschriftlichen Tagebuche eines Ungenannten vom Jahre 1672 bis 1682, das auf der Königlichen Bibliothek von Paris sich befindet (verschieden von dem Tagebuche des Marquis de Dangeau): hier steht unter dem 7. August 1679 unter Anderm: Madame de Meklebourg revient en France par la Hollande et Madame la Duchesse d'Osnabrugk, soeur de Madame (irrig statt tante de Madame.)

Die Herzogin Sophie war also nicht die einzige deutsche Prinzessin, welche in diesem Augenblicke in Paris und der Umgegend lebte, ja eine Menge deutscher Prinzen und Prinzessinen, und darunter besonders aus dem Hause Braunschweig, waren gegenwärtig. Vermuthlich war Sophie, als Verwandte des königlichen Hauses, wie so viele andere Fürsten und Fürstinnen, eingeladen oder angezogen worden, der Pracht und Feierlichkeit der auf den 30. und 31. August dieses Jahres anberaumten Vermählung der Prinzessin von Orleans (Mademoiselle) Marie Louise mit dem Könige von Spanien beizuwohnen. Dieses Fest sollte mit um so größerm Glanze begangen werden, als es dem Frieden zwischen Frankreich und Spanien gewissermaßen das Siegel aufdrückte. Doch galt ihr zweimonatlicher Besuch nicht eigentlich dem Hofe oder dem Könige und seiner Familie, sondern ihrer Schwester, der Aebtissin von Maubuisson, bei der sie sich aufhielt. Ihre Nichte lebte zwar bei ihrer Ankunft zwei Tage mit ihr in Maubuisson, und späterhin noch einmal drei ganzer Tage; darauf beschränkte sich aber auch der Genuß, den diese von dem Besuche ihrer theuren Verwandten

hatte. Den König sah Sophie nur einmal, am 30. August, und zwar incognito, den Vorabend der Vermählung von Mademoiselle, gewiß um ihm in ihrem und ihres Mannes Namen dazu Glück zu wünschen. (Gazette No. 70. De Fontainebleau le 31. Aoust 1679). „Hier, la Duchesse d'Osnabrug arriva ici et vit le Roi incognito, et le Duc de Pastrane, Ambassadeur Extraordinaire (d'Espagne) eut audiance particulière de Sa Majesté.“ Es war der Tag, an welchem die Verlobungsacte von beiden Seiten in Fontainebleau unterzeichnet wurden.

In den Memoiren der Mademoiselle de Montpensier zu Anfang des siebenten Bandes, einer Prinzessin, welche sehr gut unterrichtet war, heißt es, daß der Herzog von Orleans, der Vater der Braut, gewünscht hatte, daß der Dauphin sein Schwiegersohn werden sollte; dieser wußte von diesem Wunsche und ließ dies der Prinzessin auf eine sarkastische Weise entgelten, welche ihm deßhalb einen Groll nachtrug. Ludwig XIV. konnte indeß, beim besten Willen, in diesen Plan nicht eingehen; denn er hatte sich gegen den Kurfürsten von Bayern seit zehn Jahren bereits durch Wort und Vertrag verpflichtet, den Dauphin an seine Tochter zu verheirathen; und nur dieses Versprechen, verbunden mit den gezahlten Subsidien, hatte den Kurfürsten bei seiner Neutralität, trotz den Aufforderungen des Kaisers, standhaft erhalten. (Histoire de la vie et du regne de Louis XIV. par Mr. de la Hode. vol. IV. p. 200. in 4.) Wirklich wurde bald nach dem Frieden von Nimwegen im Jahre 1679 dieses Versprechen erfüllt, indem Ludwig XIV. um die bayersche Prinzessin

für den Dauphin anhalten ließ: und im neuen Jahre **1680** geschah die Vermählung. — Hätte Ludwig XIV. nur im Entferntesten daran gedacht, Sophie Charlotten für den Dauphin zu bestimmen, so hätten die Zeitgenossen, namentlich die Montpensier, ein Wort davon erwähnt. Allein wie war dies möglich? der König war, wie gesagt, seit langer Zeit durch sein dem Kurfürsten von Bayern gegebenes Wort gebunden. Sophie Charlotte wurde damals als Kind angesehen und behandelt, und ein Kind war sie dem Alter nach, wenn auch ihr Geist den Jahren gewiß vorgeeilt war. Die Erzählung des Herrn von Pöllnitz ist also für die Zukunft unter die Chimären zu setzen. An den Herzog von Burgund, Sohn des Dauphins und der Prinzessin von Bayern (geb. den 8. März 1682) ist gar nicht zu denken. Im Uebrigen wird der Leser bereits die Bemerkung gemacht haben, daß dieser Aufenthalt Sophien Charlottens am französischen Hofe, (an den sie niemals wieder kam) keinesweges denjenigen Einfluß auf Geist, Gemüth und Phantasie dieser Prinzessin geübt haben konnte, den er freilich gehabt hätte, wenn sie als vierzehn- oder funfzehnjährige Prinzessin und statt zwei Monate, ebensoviel Jahre dort zugebracht hätte. —

Nichts destoweniger mußte die außerordentliche Feierlichkeit, bei welcher die junge Prinzessin, zur Seite ihrer Mutter, hier Zeuge gewesen ist, einen lebhaften und unauslöschlichen Eindruck in ihr hinterlassen.

Wir bedauren, wegen der Grenzen dieses Aufsatzes, die Beschreibung des Festes, welches sechzehn Seiten der Zeitung (No. 73) ausfüllt, nicht wiedergeben zu können. Die Trauung wurde in Gegenwart des ganzen Hofes und

aller in Paris anwesenden hohen Gäste in der großen Kapelle des Schlosses von Fontainebleau vollzogen; weil, wie es dort heißt — le Roi jugea que Fontainebleau estoit un lieu propre aux grandes ceremonies. Der Kardinal von Bouillon verrichtete die Trauung. Der Prinz von Conti vertrat dabei die Stelle des Königs von Spanien. Am Karnieße von der Tribune vom Eingange bis zum Altar hatte man auf beiden Seiten Balkons, behangen mit persischen Teppichen von Goldgrund, für diejenigen hohen Personen angebracht, welche bei den Ceremonien keinen Sitz hatten. Diese begaben sich unmittelbar vor Ankunft des Zuges in die Kapelle auf ihre Sitze; und trafen hier den Kaiser von Frankreich in carmoisin gefütterter Robe von violettem Atlas, sammt den Staatsräthen und Requetenmeistern, in schwarzen Roben. Sie saßen auf Sesseln ohne Lehne. Die Massiers mit ihren hohen Stäben knieeten vor dem Kanzler, bis der König kam. Ferner hatten sich die fremden Gesandten der großen Höfe auf ihren Sitzen, dem Altar gegenüber eingefunden; endlich die Staats-Secretaire, die Erzbischöfe und Bischöfe. Mittlerweile füllten sich die Balcons; und die Ersten, welche hier genannt werden, sind die Herzogin Sophie und die Prinzessin ihre Tochter. „La duchesse d'Osnabrug, la Princesse sa fille, la duchesse de Meklebourg, la Marquise de Las Balbaser (Gemahlin des spanischen Botschafters), le Prince Fréderic Auguste de Saxe Eysenach, le Prince Auguste Guillaume de Wolfenbüttel, le Prince Guillaume de Furstenberg, le Duc de Pastrane Ambassadeur Extraordinaire d'Espagne, le Raugrave Charles Louis Fils de l'Electeur Palatin,

le Chevalier Lubomirski grand Enseigne de la Couronne de Pologne, et tous les Ministres des Princes Protestans furent placez hors de rang, dans les Balcons. Le sieur Savill, Envoye Extraordinaire d'Angleterre se retira avant que la messe fut commencée." —

Um acht Uhr begann die Ceremonie. Eine unbeschreibliche Pracht, die ganze Würde und Herrlichkeit eines großen siegreichen Monarchen wurde bei dieser Gelegenheit zur Bewunderung aller Fremden entfaltet.

Die junge Königin hielt sich noch drei Wochen hier auf. Den 20. September trat sie ihre Reise nach Spanien an. Der König und die Königin führten sie zwei Lieus; der Dauphin, Monsieur und Madame begleiteten sie, letzterer bis Amboise; die Herzogin von Orleans bis zur Stadt gleiches Namens.

Bald nach ihrer Rückkehr benutzte diese die ersten Tage der eingetretenen Stille, um ihre Verwandten in Maubuisson zu besuchen. Die Gazette berichtet (No. 89. De Paris le 30. Septembre 1679): Le 25. de ce mois, Madame partit de Fontainebleau, passa par cette ville et alla á Maubuisson voir la Duchesse d'Osnabruck. Elle en revint le 28., et aprés avoir été quelque temps au Palais Royal — elle retourna á Fontainebleau."

Die Herzogin war noch in Maubuisson, als die Abreise ihrer Schwägerin, der Herzogin von Hannover, mit ihren drei Prinzessinen, offiziell am 27. September (Gazette No. 92) angezeigt wurde. Diese Prinzessinnen langten am 18. October in Paris an (Ebend. No. 95); zur selben Zeit wo Sophie sich zur Abreise und Trennung von ihrer Schwester in Maubuisson anschickte.

Der Tag ihrer Abreise ist in der Zeitung, welche uns die Ankommenden zu nennen pflegt, nicht angegeben. Allein wir treffen sie den 1. November bereits in Limburg, mit dem Bischof, ihrem Gemahle, wieder also jenseits der französischen Grenze. (Gazette No. 103. De Hannover le 6. Novembre 1679). „Le duc de Hannover est toujours á Linsbourg... il partira eusuite pour aller á Venise... Il va aujourd' hui á Herworde voir la Princesse Elisabeth, Abbesse de Herworde qui est fort malade (dieselbe starb bald darauf); — et l'on croit qu'il ira aussi voir le Duc et la Duchesse d'Osnabruck qui vinrent á Limbourg il y a six jours."

Wir nehmen hier, mit den Prinzessinnen, von Frankreich Abschied, und begleiten sie von Limburg nach Osnabrück und — nach Hannover.

Der Herzog von Hannover erlebte das Ziel seiner italiänischen Reise nicht; er wurde zu Augsburg krank und starb daselbst den 18. December 1679. Sein Tod erhob Ernst August zum Herzog von Hannover. Er begab sich dorthin am 3. März 1680 mit Gemahlin und Kindern, und dem ganzen Hofstaate. Am 21. April wurde das Begräbniß der von Augsburg nach Hannover gebrachten Leiche Johann Friedrichs feierlich begangen. Die Herzogin Witwe mit ihren drei Prinzessinnen kam aus Paris zu dieser Feierlichkeit; nachher kehrte sie nach Frankreich für immer zurück.

Von dieser Feierlichkeit stattete der französische Gesandte einen ausführlichen Bericht ab; und hier heißt es denn: „Der Zug stellte sich unter den Fenstern des Schlosses in Ordnung, wo Ihre Durchlaucht die Frau Herzogin

auf einer Terrasse Platz genommen hatte; zu ihrer Seite standen der Prinz von Beuren, ein Verwandter des Hauses, und die junge Prinzessin, ihre Tochter (Madame la jeune princesse fille). Denn die Damen nahmen keinen Antheil an der Feierlichkeit."

Gegen das Ende dieses Jahres 1680 fällt die Reise des Herzogs von Hannover nach Venedig, wohin, Gemahlin und Tochter zu ihrer Zerstreuung, nach Pöllnitz, ihm gefolgt sein sollen. Wie gesagt, die Prinzessinnen lebten ruhig in Hannover und empfingen die Gesandten fremder Höfe, wie die Berichte des französischen Gesandten, Marquis von Arcy uns lehren. Daß Ernst August die Damen zu Hause ließ, ist begreiflich. Es lag nicht im Geiste jener Zeit, Kunstreisen nach Italien zu machen. Man ging nach dem Karneval von Venedig, lebte den Vergnügungen aller Art und entschädigte sich für die Last der Geschäfte, denen man den Rücken kehrte. Durch die Anwesenheit von Gemahlin und Tochter hätte der lebenslustige Fürst sich zu großen Zwang aufgelegt; da er ohnehin diesmal nicht sehr befriedigt wurde. Der Gesandte schreibt aus Zelle den 10. Januar 1681, der Herzog von Zelle habe von seinem Bruder aus Venedig einen Brief erhalten, worin er ihm, außer der Politik, schreibe: qu'il trouve á Venise les plaisirs bien diminués de ce qu'ils étoient autrefois."

Vom 7. März 1681 berichtet derselbe die Abreise des Herzogs aus Venedig; durch Krankheit, die ihn auf dem Wege überfiel, wurde seine Rückkehr in Hannover bis in den April verspätet; wo die Herzogin ihn täglich erwartete. Es war um die Zeit, als der außerordentliche

Gesandte in Hannover, Herr von Gourville, angekommen war, welcher „zwei oder drei Tage bei der Herzogin in Abwesenheit ihres Gemahls sich aufhielt: en l'absence du Duc son mary, qui n'y estoit pas encore arrivé d'Italie (schreibt Herr von Arcy vom 3. April 1681.) — Früher meldet derselbe vom 7. März aus Zelle, daß alle, welche aus Hannover nach Zelle kämen, bezeugten, von der Herzogin von Hannover mit Komplimenten für die Minister und den Gesandten in Zelle beauftragt worden zu sein.

Während auf diese Weise die Prinzessinnen den Karneval in großer Zurückgezogenheit zu Hannover verbrachten, wurden sie durch einen Besuch entschädigt, welcher ihrer Phantasie auf einige Zeit die reizendste Unterhaltung verschaffen mußte. Was wir jetzt erzählen, ist neu, und aus den Berichten des Gesandten geschöpft. Der Kurfürst von Bayern sah sich um diese Zeit nach einer Braut um. Der Einfluß Ludwigs XIV. bewirkte, daß er seine Augen von den Prinzessinnen des Hauses Oesterreich, so wie dem diesem Hause ergebenen Hofe von Neuburg ab, und nach den Prinzessinnen des Hauses Braunschweig zuwandte. Die Schönheit der Prinzessin Sophie Charlotte lockte im Januar 1681 den Grafen von Bayern zur Brautschau nach Hannover. Er sollte von Hannover nach Zelle gehen, und die dortige Prinzessin, auch von ausgezeichneter Schönheit und Anmuth, kennen lernen. Es war dieselbe, welche das Jahr darauf den Erbprinzen von Hannover heirathete, und die lange nachher, durch die eigenthümlichsten Schicksale, zu einer traurigen Berühmtheit als „Prinzessin von Ahlen" gelangt ist. Ludwig XIV. hätte gewünscht, daß der Kurfürst von Bayern diese wählte;

allein der bayersche Gesandte war in Hannover so sehr gefesselt worden, daß er nicht erst nach Zelle ging, sondern nach München zurückkehrte; zur großen Bestürzung der Herzogin von Zelle. Hierüber lese man jetzt den Bericht des französischen Gesandten aus Zelle den 18. Februar 1681. — „Die Frau Herzogin von Zelle lehrt mich, man sage, daß der Herr Kurfürst von Bayern incognito abgereist sei, um die Prinzessin von Eisennach zu besuchen. Sie aber ist überzeugt, daß diese Reise vielmehr geschehe, um nach Hannover zu gehen und dort die Prinzessin dieses Namens zu sehen; weil der Graf von Bayern, welcher vor einiger Zeit nach Hannover geschickt worden war, um diese Prinzessin zu sehen, ihrer Mutter, der Herzogin, sein Wort gegeben hätte, ihr seinen Herrn, den Kurfürsten zuzuführen, und daß er sogar ihre Chiffre genommen hätte, um sie wissen zu lassen, wie der Kurfürst von Bayern den Bericht, den er von dem Verdienste und der Schönheit der Frau Prinzessin von Hannover abstatten werde, aufgenommen (et avoit même pris son chiffre pour luy faire savoir comment l'Electeur de Bavière recevroit la relation qu'il lui ferait du merite et de la beauté de Madame la Princesse d' Hannover). Die Frau Herzogin von Zelle hat außerdem gesagt, daß der Graf von Bayern beschlossen gehabt hätte, auch an diesen Hof zu kommen, um hier die Frau Prinzessin von Zelle zu sehen; daß er aber von den Schmeicheleien (par les caresses) der Frau Herzogin von Hannover dergestalt gefesselt (retenu) worden wäre, daß er, ohne diesen Vorsatz auszuführen, nach Bayern zurückging." Wie diese Unterhaltung sich weiter gesponnen und welche Eindrücke sie hervorgerufen, darüber

schweigen diese Berichte. Das baldige Abreißen dieser schwachen Fäden erklärt sich übrigens schon daraus, daß der Herzog damals von Hannover abwesend war.

Wie dem auch sei, so wird dieser schon an sich selbst interessante Umstand uns um so willkommener sein, als er uns über gewisse scherzhafte Aeußerungen Sophie Charlottens, als Kurfürstin von Brandenburg, gegen den Kurfürsten von Bayern, unerwarteten Aufschluß giebt. Sophie Charlotte befand sich mit ihrer Mutter im Sommer 1700 im Brüssel, wo der Kurfürst Maximilian Emanuel von Bayern als des Kaisers Statthalter den katholischen Niederlanden vorstand. Man bewarb sich um seine Stimme für die preußische Königswürde. Maximilian Emanuel empfing die Prinzessinnen mit größter Zuvorkommenheit; seine Gemahlin hingegen, eine Polin, Tochter des Königs Johann Sobieski, überließ sich wunderlicher Eifersucht und seltsamen Launen. Hier war es nun, wo Sophie Charlotte zu dem Kurfürsten von Bayern, auf seine Bewerbung um sie vor nun bereits zwanzig Jahren anspielend, scherzend gesagt haben soll (wie wir bei Varnhagen lesen): „Ohne mir schmeicheln zu wollen darf ich glauben, daß ich mich besser dazu geschickt hätte, Ihre Frau zu sein, als Ihre jetzige. Sie lieben die Vergnügungen, ich hasse sie keineswegs: Sie sind galant; ich bin nicht eifersüchtig: nie würden Sie mich böse sehen; und ich glaube, wir hätten eine gute Ehe mit einander geführt." —

Um diese Zeit beginnt die größere Annäherung des Hauses Braunschweig zu dem großen Kurfürsten von Brandenburg, wie uns ein am 21. Januar 1681 erneu-

erter Vertrag zwischen beiden Mächten bezeugen muß. Der Herzog von Hannover hatte sich die Achtung des großen Kurfürsten im hohen Grade erworben. Man wünschte beiderseits sich auch persönlich näher kennen zu lernen und diese Absichten wurden im Sommer dieses Jahres bei Gelegenheit einer ungemein zahlreichen Fürstenversammlung im Bade von Pyrmont erfüllt. Im Juli langten der an der Gicht leidende, bejahrte Kurfürst mit Gemahlin, dem Kurprinzen und der Kurprinzessin in Lugde bei Pyrmont an; von der andern Seite begleiteten der Herzog und die Herzogin von Hannover, der Herzog und die Herzogin von Zelle, mit ihren Kindern ihren hohen Gast, die Königin von Dänemark, nach Pyrmont. Die französischen Gesandten von Berlin und Zelle folgten ihren Höfen. Hier war es, wo Sophie Charlotte die Aufmerksamkeit und den Beifall des großen Kurfürsten auf sich zog; denn wie Herr von Arcy aus Pyrmont berichtet, gab er der Prinzessin beim Abschiede einen werthvollen Ring von ungefähr tausend Thalern zum Andenken. Außerdem enthalten diese Berichte aus Pyrmont manches Ergötzliche zur Kenntniß des damaligen Zeitgeistes.

In der ersten Woche schien es, als würden die beiden Höfe auseinander gehn, wie sie gekommen waren, ohne sich einander zu begegnen. Denn weil die Herzöge von Hannover und Zelle nach dem Kurfürsten von Brandenburg anlangten, erwarteten sie von seiner Seite den ersten Besuch. Dieser weigerte sich der Formalität, vermöge seines Ranges als Kurfürst, welches seine Gemahlin in große Verlegenheit setzte; denn ihr lag daran, daß er den Herzog von Hannover sehen sollte. Der Herzog Ernst August

that den ersten Schritt, und trug seinem Minister, dem Grafen von Platen auf, diese Schwierigkeiten der Etikette aus dem Wege zu räumen. Dies schien nicht allzuschwer. Doch die rechten und unüberwindlichen Hindernisse führte der weibliche Theil der Herrschaften herbei.

„Ich muß Ew. Majestät in der That bekennen, schreibt der Gesandte, ich weiß nicht, ob von so vielen an demselben Orte versammelten Fürsten und Fürstinnen einer den andern erblicken wird, denn die Prinzessinnen haben die nemlichen Schwierigkeiten unter sich wegen des ersten Besuches, als ihre Herrn Gemahle. Die Herzoginnen von Zelle und Hannover behaupten als die zuletzt Angekommenen, nachdem sie der Frau Kurfürstin von Brandenburg ihr Compliment hatten machen und ihre Ankunft anzeigen lassen, von dieser einen Besuch empfangen zu müssen. Zu gleicher Zeit macht die Herzogin von Zelle den nemlichen Anspruch an die Herzogin von Hannover, weil diese vor ihr in Pyrmont angelangt sei. Diese hat sich entschuldigt und angegeben, sie dürfe sie nicht besuchen, so lange sie der anwesenden, regierenden Kurfürstin von der Pfalz keinen Besuch abgestattet habe. Ich glaube (fährt der Marquis fort), die Herzogin von Zelle wird dieser Tage am frühen Morgen en deshabiller als ginge sie nur zum Brunnen, der Herzogin von Hannover einen Besuch machen. Bei alle dem sehen sie sich alle Tage bei der Königin von Dänemark und essen dort zu Mittag, wobei sie bei Tische um den Platz loosen." Die französischen Gesandten freuten sich über diese Schwierigkeiten, weil sie die Annäherung der beiden Häuser, Hannover und Bran-

denburg, welche Ludwig XIV. sehr mißfiel, ein wenig erschweren halfen.

Endlich gelang es der Königin von Dänemark, sie alle freundschaftlich zusammenzubringen. Die Kränklichkeit des Kurfürsten von Brandenburg wurde zu einer Vereinigung in seinem Hause in folgender Art benutzt. Eines Morgens, als man sich am Brunnen zusammen befand, richtete die Kurfürstin von Brandenburg an sämmtliche Anwesende, welche ihre Ueberraschung an den Tag legten, eine Einladung zur Tafel in ihrer Wohnung für denselben Tag, weil ihr Gemahl durch die Gicht gehindert würde, auszugehn. Niemand weigerte sich natürlich. Es traten also in derselben Minute bei dem Kurfürsten ein die Herzöge von Zelle und Hannover und mehrere andere Fürsten; desgleichen die Königin von Dänemark, die Herzoginnen von Zelle und Hannover und einige andere Prinzessinnen. (Die Prinzessin von Hannover ist nicht genannt). Der Kurfürst empfing hoch erfreut seine Gäste; er saß auf einem Stuhle im Vorzimmer — denn er war unwohl — seine Gemahlin stand neben dem Stuhle. Beide begrüßten die Eintretenden und hießen sie in den Saal treten. Nach einer Viertelstunde begab man sich in das Vorzimmer zurück — où un fort grand diner à la manière allemande étoit servi. Um die Plätze wurde das Loos gezogen. Das Service war von vergoldetem Silber (de la vermeille). Generäle und Kammerherrn warteten auf. Eine vollkommene Lustigkeit beseelte die Gäste, doch vor Allen den hohen Gastgeber. „On ne peut paroistre plus gai que Mr. l'Electeur de Brandenbourg se le montra durant tout ce repas, ny mieux boire qu'il fit, non

obstant l'incommodité de sa goutte" schreibt der Gesandte.

Derselbe rühmt weiterhin die Gastmähler des Herzogs von Hannover und des von Zelle wegen des Geschmackes und des Reichthums, womit sie ausgestattet waren. („avec beaucoup de profusion et avec beaucoup de delicatesse). Dreißig Personen und darüber nahmen Theil. Während der Tafel spielten die beiden „bandes de violons" der Herzöge von Zelle und Hannover, und die bande des hautbois, welche der eine von ihnen kurz vorher aus Paris verschrieben hatte. Nach der Tafel gab man eine Vorstellung, bei welcher die Schauspielertruppe des Herzogs von Hannover mitwirkte. Ueberhaupt folgten sich damals die Feste und Einladungen. Das beste Einverständniß hatte sich zwischen dem Herzog von Hannover und dem großen Kurfürsten gestaltet. Als dieser Pyrmont verließ, um nach Berlin zurückzukehren, gab Ernst August ihm das Geleit und bewirthete ihn noch einmal an einem Orte seines Gebietes, welches der Kurfürst auf der Rückreise berührte. „Diese beiden Fürsten, schreibt der Gesandte, waren sehr vergnügt mit einander, gaben sich große Beweise von Freundschaft, und der Herr Kurfürst von Brandenburg, welcher schon dem Herrn (General) von Bodewitz und dem Minister von Plate Geschenke gemacht hatte, gab noch der Prinzessin von Hannover einen Ring von ungefähr tausend Thalern (une bague d'environ mille écus)." Jetzt verließen auch die übrigen Gäste Pyrmont. Viele lud der Herzog von Hannover ein, ihm nach seiner Residenz zu folgen, wo er der Königin von Dänemark, seiner Schwester, zu Ehren

glänzende Feste veranstaltete; unter andern spielte die italiänische Oper, welche er aus Amsterdam hatte kommen lassen. Vor Allem bewirthete er seine Gäste mit einem Ballet, welches seit mehrern Monaten eingeübt worden war, und in welchem außer Edelleuten am Hofe und der französischen Komödie — einige seiner Kinder tanzten (quelques uns de ses enfans. — „sans compter la bonne Mère, la symphonie et le jeu, qui sont inséparables de ce cour-cy“ schließt der Bericht.

Es liegt vielleicht schon in dem unbestimmten Ausdrucke ses enfans, daß der Gesandte nicht blos an die Prinzen, sondern auch an die einzige Tochter, die Prinzessin Sophie Charlotte dachte; von den vier Söhnen des Herzogs waren zwei älter und zwei jünger als die Schwester; und es ist somit sehr wahrscheinlich, daß Sophie Charlotte in dem Ballet zu Ehren ihrer königlichen Tante eine Rolle spielte. Selbst Erwachsene nahmen an Hoffesten dieser Art, besonders den sogenannten „Wirthschaften“ thätigen Antheil; ja wir finden selbst Leibnitz einmal in einer Verkleidung. Dieser unsterbliche Freund der Königin Sophie Charlotte hat uns in Bezug auf sie einen hierher gehörigen, merkwürdigen Umstand überliefert. In dem noch ganz kindlichen Alter von fünf Jahren wurde die Prinzessin in einer zu Osnabrück aufgeführten und von der Gräfin von Platen verfaßten, französischen Pastorale (welche gedruckt wurde) als eine Schäferin eingeführt, in welchem Charakter sie folgende Verse recitirte:

Vous qui me courtisez sur la verte fougère
Peut-être allieurs me ferez-vous la Cour;



A présent je suis Bergère:
Je puis être Reine un jour! —

Dies erzählt Leibnitz aus der Erinnerung bei Gelegenheit der Krönung Friedrichs III. und Sophie Charlottens in Königsberg; als ein Gegenstück zu der bekannten Prophezeiung von Simon Dach auf den neugeborenen Kurprinzen von Brandenburg.

Dies führt unsre Betrachtung auf die, zwei Jahre nach dem Badeaufenthalte von Pyrmont, zwischen Hannover und Berlin eingeleitete Unterhandlung wegen der Heirath des unterdessen verwitweten Kurprinzen von Brandenburg mit der Prinzessin Sophie Charlotte hin. Diese Unterhandlung ging nicht bei den übrigen Negociationen zwischen den beiden Höfen in dieser Epoche nebenher, wie die trockenen Berichte eines Pufendorf vermuthen lassen, sondern sie bildete in diesen selbst ein wesentliches Moment. Krieg und Frieden standen einen Augenblick auf der Spitze; Berlin und Hannover wandten sich entgegengesetzten Interessen zu, und Ludwig dem Vierzehnten gelang es, die Einwilligung des Hauses Braunschweig in den Frieden zu einer unumgänglichen Bedingung zu erheben, unter welcher der große Kurfürst die seinige zu der Heirath des Kurprinzen mit der Prinzessin von Hannover zu geben sich verstand. Werfen wir einen Blick auf diese Verhältnisse.

Kurz nach dem Nimwegischen Frieden hatte Ludwig XIV. seine Reunionen begonnen; das Reich dagegen protestirt und den Kongreß zu Frankfurt am Main im Jahre 1681 angesetzt, wohin der Herzog von Hannover seinen Minister Groote deputirte. Im September dieses

Jahres wurde Straßburg überrumpelt und das Reich in die stärkste Aufregung versetzt; der Kongreß zu Frankfurt löste sich im November 1682 auf und die Angelegenheiten kamen vor den Reichstag zu Regensburg. Um diese Zeit drohte dem Reiche auch von Osten die höchste Gefahr, ja im folgenden Jahre drangen die Türken vor die Thore von Wien. Ernst August, in welchem das Haus Braunschweig repräsentirt war, war in dieser Zeit neue Verträge mit dem Kaiser eingegangen; er hatte den 14. Januar 1683 eine Allianz zu Wien geschlossen, und überhaupt gegen Frankreich nach und nach die alte, gegnerische Stellung, wie vor dem Frieden wieder eingenommen. Ins Gesicht sagte man sich die verbindlichsten Reden, Trauer- wie Freudenereignisse zeigte man einander mit Beeiferung an, wobei hannöverscher Seits jedesmal die Herzogin Sophie im Namen ihrer Familie den König von Frankreich im eleganten Latein begrüßte (ihre Briefe, z. B. der vom 13. August 1684 über den Tod der Königin sind sehr zierlich mit: ad quavis officia paratissima Sophia eigenhändig gezeichnet); man sparte französischerseits Zeichen schmeichelhafter Aufmerksamkeit nicht und der französische Gesandte überraschte Ernst August bei seiner Rückkehr aus Italien im Frühjahr 1681 mit einem ausgezeichnet schönen, mit Diamanten besetzten Degen; bei welcher Gelegenheit der Gesandte (aus Zelle den 3. April 1681) erzählt: die Herzogin habe den Degen mit größter Verwunderung betrachtet und neugierig nach dem Urheber des kostbaren Geschenkes, so wie nach der Natur der Arbeit gefragt; dieser habe ihr aber nur geantwortet, daß der Degen ihm auf die angenehmste Weise von der Welt zugekommen sei

(que cette epée lui étoit arrivée de la manière du monde la plûs agréable), und sich nur immermehr über die Schönheit und Pracht des Geschenkes verbreitet; und dieses hatte der Herzog selbst dem Gesandten mitgetheilt; — doch trotz diesen äußern Zeichen eines guten Verständnisses galt der Herzog von Hannover täglich für verdächtiger, und endlich, als im Laufe des Jahres 1684 seine Protestation gegen den am Reichstage verhandelten zwanzigjährigen Waffenstillstand (unter den von Ludwig XIV. vorgeschlagenen Bedingungen) diesen zu hintertreiben drohte, war die Spannung auf einen hohen Grad gestiegen.

Der große Kurfürst Friedrich Wilhelm hatte ganz andere Interessen zu befriedigen. Seit dem Frieden war er mit Ludwig XIV. durch einen geheimen Vertrag, (unterzeichnet zu St. Germain den 25. October 1679) alliirt, vermöge dessen er sich, vorzüglich aber um dem Ausbruche eines neuen Krieges entgegenzuwirken, getrieben fühlte, den Abschluß des von Frankreich angetragenen Waffenstillstandes mit dem Reiche zu befördern. Er war in sofern auch dem Kongresse der Alliirten im Haag, welchen auch Ernst August beschickte, entgegen. Von den brandenburgischen Ministern unterstützte besonders von Fuchs den französischen Gesandten; er genoß eine ansehnliche Pension.

Diese Interessen riefen zwischen Hannover und Berlin einen Conflikt hervor, der jedoch von Seiten Hannovers gelöst werden mußte, weil Hannover damals eines innigen Bündnisses mit Brandenburg nicht entbehren konnte. Das Verlangen nach einer Familienvereinigung ging daher von dieser Macht aus. Es waren namentlich zwei Projekte, zu deren Ausführung Ernst August in der

Zukunft nothwendig entweder Oesterreichs oder (durch Vermittelung von Brandenburg) Frankreichs bedurfte, und welche Ernst August ernstlich beschäftigten: erstlich die Erlangung des Kurhuts nach dem Ableben des Kurfürsten von der Pfalz, und dann die Vereinigung der beiden Herzogthümer Hannover und Zelle in der Hand seines ältesten Sohnes. Der Moment war entscheidend, der Vertrag mit Oesterreich lief im Jahre 1685 zu Ende, und Ernst August hatte die Wahl zwischen dem Kaiser und Ludwig XIV. Wirklich stand ein Wendepunkt in seiner bisherigen Politik gegen Frankreich nahe. Doch gegenwärtig, in den Jahren 1683 und 1684, legte die Allianz mit Oesterreich ihm Schonung gegen diese, ohnehin so gekränkte Macht, auf. Dies war der Punkt, auf den Ernst August bei den Verhandlungen in Berlin immer zurückkam.

Anfang October 1683 kehrte der Minister Groote von seiner Botschaft aus Berlin nach Hannover zurück; mit ihm kam der brandenburgische Minister von Meinders. „Es giebt keine Art schmeichelhafter und einnehmender Behandlung (schreibt Herr von Arcy aus Eysdorf, den 7. October) welche man nicht Herrn von Meinders angedeihen ließe, und niemand mehr als der Herzog von Hannover, welcher, glaube ich, in dieser Rücksicht so freigebig war ... „autant pour se rendre favorable ce premièr ministre de Mr. l'Electeur de Brandenbourg sur le dessein qu'il pourroit avoir, de marier la Princesse sa fille avec le Prince Electoral de Brandenbourg, que sur les affaires generales.“

Vom 20. Januar 1684 schreibt derselbe: „Ich habe

dem Herrn Herzog und der Frau Herzogin von Hannover die Briefe Ew. Majestät über die Geburt des Herrn Herzogs von Anjou überreicht. Beide äußerten lebhafte Dankbezeugungen, besonders der Herzog von Hannover. Er verbreitete sich über den Respect, welchen die hohen Eigenschaften Ihrer Majestät, so wie Ihre ihm erzeugte Güte ihm einflößten, und über sein Bestreben, seine Erkenntlichkeit dafür Ew. Majestät an den Tag zu legen. Ich nahm ihn beim Wort und forderte ihn auf, sich in die von Ew. Majestät beim Reichstage vorgeschlagenen Bedingungen zu fügen.“ Der Herzog entschuldigte sich und verlangte für den Kaiser ehrenvollere Bedingungen, zum Schlusse sagt er: „Es ist so schön und ruhmvoll für Seine Majestät jetzt, wo die Christenheit von so großen Gefahren bedroht ist, alles Mögliche zu thun, sogar der Ruhe halber ein Opfer zu bringen, daß zu hoffen steht, Sie werde bei so traurigen Konjuncturen nach Ihrer gewohnten Güte und Großmuth handeln.“

Anfang Februar 1684 kam der Minister von Fuchs nach Hannover, um die Angelegenheiten vorwärts zu führen. Er machte dem französischen Gesandten über seine Mission vertraute Mittheilungen. Beim Abschiede versicherte er ihm, (nach dem Berichte vom 11. Februar 1684), daß er den Herzog von Hannover nicht verlassen habe, ohne ihn wissen zu lassen, „daß der Kurfürst von Brandenburg die Heirath des Kurprinzen mit der Prinzessin von Hannover nicht zugeben werde, wofern der Herzog sich nicht zuvor verpflichtete (s'engageât auparavant), die Anerbietungen Ludwigs XIV. für den Frieden anzunehmen.“ —

Um diese Zeit erhielt der Gesandte, aus Versailles vom 17. Februar, die wichtige Instruction: — „Suchen Sie einzudringen, wie weit die Negociation der Heirath zwischen dem Kurprinzen von Brandenburg und der Prinzessin von Hannover vorgeschritten sei. Denn es ist sehr wahrscheinlich, daß, wenn der Kurfürst dabei fest beharrt, nicht eher seine Einwilligung zu geben, bis das Haus Braunschweig sich nach den Meinungen des Kurfürsten-Kollegiums über die Annahme meiner Bedingungen bequemt hat, dieses Motiv, in Verbindung mit den übrigen Gründen, welche diese Fürsten von ihren Nachbarn abhängig machen, sie wohl dahin bringt, sich zur Einwilligung in den Frieden zu entschließen." — Der Kurfürst wurde endlich so dringend, daß der Herzog von Zelle bei dem französischen Gesandten sich darüber beschwerte. Zuletzt aber wurden die Schwierigkeiten überwunden. Das Haus Braunschweig nahm mit den übrigen Ständen den Waffenstillstand an. Ein spezieller Vertrag mit Brandenburg im August 1684 war die Folge davon; erst dann ward aber auch die Verhandlung der Heirath glücklich zu Ende geführt.

Herr von Arcy schreibt aus Zelle vom 1. September 1684: „Man hat mir vertraut, Sire, die Frau Herzogin von Hannover sei aus dem Grunde verhindert gewesen, Braunschweig zu verlassen (ausgenommen an einem Nachmittage, den sie in Wolfenbüttel zubrachte, um einem „divertissement d'une manière d' opéra" beizuwohnen), weil der Herr Kurprinz von Brandenburg auf die Messe nach Braunschweig kommen wollte, um dort seine zukünftige (sa maitresse) incognito zu sehen. Doch weil dieser

Prinz an der Ausführung dieser Reise verhindert wurde, so ließ er sich entschuldigen und zugleich wissen, daß sein Vater, der Kurfürst, den Herrn von Grumkau abgeschickt habe, pour faire la demande en mariage de la Princesse d'Hannover pour le Prince Electoral de Brandenbourg."

Acht Tage später schreibt er: „Uebrigens, Sire, spricht man hier von nichts anderm, als von der Heirath des Kurprinzen von Brandenburg mit der Prinzessin von Hannover; welche man in Richtigkeit gebracht weiß, außer den Tag, wann sie vollzogen werden soll. Ich hörte weiter nichts, als daß Herr von Grumkau, um die Prinzessin anzuhalten, in Hannover eingetroffen ist. Einige glauben, der Kurprinz werde mit Nächstem selbst nach Hannover sich begeben."

Kurz darauf begleitete der Gesandte den Herzog von Zelle nach Hannover, von wo aus er, am 15. September, berichtet: „Da ich mich, Sire, mit dem Herrn Herzog von Zelle hier befinde, welcher theilweise in der Absicht herkam, dem Herrn Herzog von Hannover wegen der Heirath seiner Prinzessin Tochter mit dem Kurprinzen von Brandenburg Glück zu wünschen, so glaubte ich, eines Gleichen von Seiten Ew. Majestät verbunden zu sein, zumal nachdem der Waffenstillstand zwischen Ihr und dem Reiche unterzeichnet ist und mir bekannt ist, wie sehr die Prinzen von Braunschweig nach der Ehre Ihrer Freundschaft streben. Und so glaubte ich, dem Herrn Herzog von Hannover ohne Schwierigkeit bezeugen zu dürfen, daß Ew. Majestät die Heirath seiner Prinzessin Tochter mit dem Kurprinzen von Brandenburg mit um so größerer Freude vernommen hätten, als Sie, bei Seite Ihre stete Theilnahme an dem

Gedeihen seines Hauses, es sehr gern sähen, daß er seine Tochter mit dem Sohne eines ihm befreundeten und alliirten Fürsten verheirathe. — Darauf erwiederte mir der Herzog, auf eine, wie mir schien sehr aufrichtige und feierliche (pathètique) Art, wie er von jeher gestrebt hatte, Ew. Majestät Beweise seiner Ergebenheit an den Tag zu legen, und wie unangenehm es ihm gewesen, daran in letzter Zeit verhindert worden zu sein, in Folge der ihm, als Stande des deutschen Reiches auferlegten Pflichten, aus welchem Grunde er den Waffenstillstand nach den Bedingungen Ew. Majestät nicht so bald, als er gewünscht, habe annehmen können; während er bei andern Mitgliedern des Reichs oft deshalb gedrungen habe; doch von nun an hoffe er mehr Gelegenheit zu haben, seine Gesinnungen für den König zu bestätigen." Der Gesandte replicirte in angemessener Weise und hob wiederholt hervor, daß sein Monarch sich freuen würde, wenn er die Garantie des zu Regensburg unterzeichneten Waffenstillstandes gegeben hätte. —

Als den Tag der Vermählung der Prinzessin in Herrenhausen wird überall, nach Leibnitz, (Rethmeiers Autorität fällt hier fort, nach dem was anderwärts constatirt worden) der 28. September angenommen. Dieß muß aber ein Irrthum oder ein Mißverständniß sein, indem aus unsern Berichten hervorgeht, daß der Kurprinz erst den 4. October 1684 in Hannover eingetroffen ist. Die Trauung aber wurde den 6. October vollzogen. Der Gesandte schreibt zuvörderst aus Zelle vom 22. September, daß Herr von Grumkau von Hannover nach Berlin zurückgereist sei. „Man sagt (heißt es weiter), daß wenige Tage später der Kurprinz sich auf den Weg begeben werde, um



seine Vermählung in Hannover zu begehn, jedoch mit so wenig Ceremonie, daß man nicht einmal glaubt, der Herzog von Zelle werde seine Jagden einstellen, um Zeuge bei der Trauung zu sein."

Aus Epsdorf vom 5. October 1684 berichtet er sehr bestimmt: „Der Kurprinz von Brandenburg, welcher gestern in Hannover angelangt ist, soll dort heute die Prinzessin dieses Namens heirathen. Ich glaube, alles was der Herzog vou Zelle thut, wird sein, ihn auf der Rückreise nach Berlin in Zelle zu erwarten. Obschon er von Seiten des Kurfürsten von Brandenburg nach Berlin eingeladen worden sein soll, so hat er beschlossen, sich zu entschuldigen, und ich glaube auch nicht, daß der Herzog von Hannover seine Tochter dorthin begleite, welche erst acht Tage nach dem Kurprinzen, welcher ihr um so viele Zeit vorangehn wird, dort antreffen soll."

Späterhiu berichtet Herr von Arcy aus Hannover vom 13. October, daß der Herzog von Zelle den wiederholten Bitten seines Bruders nicht habe widerstehen können, die Neuvermählten zu besuchen und an den diesen zu Ehren gegebenen Lustbarkeiten Theil zu nehmen. Er selbst, der Gesandte, hatte dem Kurprinzen und seiner jungen Gemahlin im Namen Ludwigs XIV. Glück gewünscht. Bei dieser Veranlassung entwirft er von Sophie Charlotten ein Bild, welches um so schätzbarer sein muß, als es auf einer Jahrelangen Bekanntschaft mit dem herzoglichen Hause zu Hannover beruhte. Er beginnt damit, sich zu entschuldigen, daß er über die Person des Kurprinzen schweige, weil der Gesandte in Berlin dessen Bildniß viel besser schon früher gezeichnet haben müsse, und äußert sich über die Prinzessin

selbst nicht ohne persönlichen Antheil in folgender Weise: — „'A l'égard de la Princesse, qu'il epouse, Elle est de l'esprit le plus doux, le plus honnête et le plus complaisant du monde, et s'il n'y avoit point à craindre, qu' Elle ne grossit beaucoup, on pourroit dire, que ce serait une aussi belle Princesse, qu' il fût possible d' en voir.“ —

Der Kurprinz, fährt er fort, gefalle sich bei seinen Schwiegereltern außerordentlich, welche ihrerseits nichts unterließen, um sich den Schwiegersohn recht geneigt zu machen. — Am 19. October passirte der Kurprinz Burgsdorf, wo der Herzog von Zelle in Begleitung des französischen Gesandten ihm die Aufwartung machten. Anfangs November kam die Kurprinzessin in Begleitung ihrer Mutter auf der Reise nach Berlin in Zelle an. Der Herzog von Hannover litt an einer Geschwulst am Kniee, der Erbprinz konnte seine Gemahlin nicht verlassen, welche an den Pocken krank lag. So führte denn die Herzogin Sophie ihre Tochter allein dem Kurprinzen zu; sie verließen Zelle den 8. November unter dem Donner der Kanonen und Musketen: der Herzog und die Herzogin von Zelle begleiteten sie bis zum nächsten Nachtquartier. In ihrem Gefolge befanden sich auch die beiden Minister Groote und Platen, woraus der französische Gesandte nicht mit Unrecht folgerte, daß es sich um diplomatische Geschäfte von Bedeutung in Berlin handeln werde. Die Herzogin sollte übrigens ihren Aufenthalt in Berlin so sehr als möglich abkürzen, weil der Herzog ihr Gemahl den Gedanken hegte, zum nächsten Karneval wieder nach Venedig zu gehn.

Wir begleiten zum Schlusse die Prinzessinnen nach

Berlin. Hier werden uns die Berichte des französischen Gesandten in Berlin, Herrn von Rebenac, von Nutzen sein.

Dieser meldet aus Berlin vom 14. November 1684: „Die Frau Herzogin von Hannover ist heute hier angelangt mit ihrer Tochter, der Frau Kurprinzessin. Der Herr Kurfürst hat sie mit vieler Pracht (avec beaucoup de magnificence) aufgenommen. Er hatte ein Corps von 11,000 Mann von seinen Truppen versammeln lassen, die schönsten von allen, die ich in Deutschland gesehen habe." Späterhin zeigt er an, daß die Minister von Hannover mit denen von Berlin einige Konferenzen gehabt hätten, bei welchen, glaubt der Berichterstatter, sowohl die Mitgift der Kurprinzessin, als auch allgemeinere Angelegenheiten zur Sprache kamen. Nach mehreren Aeußerungen sollte man glauben, als habe die Herzogin Sophie sich am Hofe nicht unbedingt gefallen. Ende November reiste sie nach Hannover zurück. Bald darauf, am 8. December langte Ernst August selbst in Potsdam an.

Der Aufenthalt dieses Fürsten in Potsdam diente dazu, die Consequenzen der Heirath zwischen seiner Tochter und dem Kurprinzen in politischer Beziehung rascher zu entwickeln. Er hatte hier lange Unterredungen mit dem in Berlin accreditirten französischen Gesandten, welche auf eine Allianz mit Ludwig XIV., sammt Brandenburg und Dänemark hinzielten. Dies noch auszuführen, würde zu weitläuftig sein. Der Gesandte schreibt vom 16. December aus Potsdam: „Die beiden Häuser Brandenburg und Braunschweig haben den Beschluß gefaßt, sich zu vereinigen und ihre Interessen zu verschmelzen, nicht allein der

Heirath willen, sondern auch in der Ueberzeugung, daß das Beste ihrer Angelegenheiten es so erheische. — Diese Gedanken sind zu ihrer völligen Reife gediehen, den letzten Tag, als der Herzog von Hannover in Potsdam war; und sie haben eine geregeltere Form angenommen, der Art, daß der Kurfürst und der Herzog von Hannover (zu denen Dänemark treten sollte) beschlossen haben, Ew. Majestät eine enggeschlossene Allianz vorzuschlagen." —

Lassen wir die Politik hiemit fallen, und benutzen unsre Quelle schließlich nur noch, um die Grundlosigkeit einer Ueberlieferung aufzudecken, welche auf die Jugendgeschichte der Königin Sophie Charlotte einen unangenehmen Schatten zu werfen geeignet war. Die Kurprinzessin soll im ersten Jahre ihrer Verheirathung, ihrer Entbindung nahe, mit dem Kurprinzen vor dem Zorn der Kurfürstin zu ihren Eltern nach Hannover geflohen, unterweges niedergekommen, und nur eben noch aus dem Wagen in das nahe Haus eines Schulmeisters gebracht worden sein. Hier hat Varnhagen „die ganze Reise mit allen ihren Umständen" in Zweifel gezogen; und als das einzig Gewisse nur stehen lassen, daß die Prinzessin am 6. October 1685 einen Sohn gebar, welcher drei Tage später in Berlin getauft worden ist. In der That ist an dieser abentheuerlichen Reise der Prinzessin und ihrer Niederkunft auf dem Wege kein wahres Wort. Erstlich, weil die Herzogin von Hannover bereits den 11. September 1684 in Berlin eingetroffen war, in der Absicht, ihrer Tochter bei der Entbindung beizustehn, (pour assister aux couches de la Princesse Electorale). So theilt der Gesandte in Berlin vom 22. September den Inhalt eines Gespräches mit,

das er mit der Herzogin Sophie über Angelegenheiten ihres Hauses gehalten. Endlich aber in seinem Berichte aus Berlin vom 6. October 1685 giebt er die Anzeige von der Niederkunft der Kurprinzessin mit einem Prinzen. „La Princesse Electorale est accouchée ce matin d'un Fils, qui comble de joye le Prince Electoral et Mr. l'Electeur même, qui en a temoigné beaucoup.“ Wir beschließen diese Notizen mit den Worten, welche Varnhagen von Ense bei dieser Gelegenheit ausruft: — „Es bleibt bemerkenswerth, was alles in so geringer Ferne schon dunkel werden kann!“ —

IV.

Vernunft und Leidenschaft.

Von

d. F. v. W.

Zwei Wagen hielten unfern eines Städtchens, am Gestade des Meers, und eilfertig theilte sich die gaffende Menge, einem jungen Seeofficier Platz zu machen, der eine schöne Frau in der vollen Blüthe des Lebens einer Schaluppe zuführte, welche am Ufer seiner harrte. Nur flüchtige Beachtung seiner anmuthigen Begleiterin widmend, wandte sein Blick sich sehnsüchtig den Nachfolgenden zu, und halb eilfertig, halb zögernd seinen Weg fortsetzend, blieb er endlich an dem Platze stehen, wo das kleine Fahrzeug bereit lag. Sechs gleich und zierlich gekleidete Matrosen befanden sich neben einem Bootsmann bereits in demselben, auf dessen gellendes Pfeifen die Ruder von jenen gleichmäßig angezogen wurden; die schöne Frau, eine Baronin Resberg, bestieg zuerst mit Hülfe ihres Führers das leichte schwankende Boot, dann folgten eine bejahrte Dame, zwei junge Mädchen und ein ebenfalls

das ländlicher Mann, dessen geistreiches Antlitz durch ein Lächeln über die Hast belebt wurde, mit welcher Lieutenant Roslin bemüht war, der jüngsten unter den Damen beim Einsteigen sich behülflich zu bezeigen. Diese, welche den Namen Eleonore trug und kaum über sechzehn Jahre zählte, zeichnete durch eine schlanke regelmäßige Gestalt und eines jener holdseligen Kindergesichter sich aus, in denen geistige Regsamkeit neben dem Abglanz einer unschuldigen Seele sich spiegeln. Ihre vollkommen schönen Augen hafteten mit einem Ausdruck von Furcht und Bewunderung an dem kleinen Fahrzeuge, auf welchem durch Aufrichtung leichter Stangen ein vielfarbiges Zelt aus Flaggen errichtet, und von Blumenketten umgeben war; mit feiner Umsicht hatte man dasselbe im Innern mit Scharlach-Flaggentuch behangen, welches über die, ohnehin anmuthigen Frauengesichter den lieblichsten Schein verbreitete. Die ganze sinnreiche Veranstaltung wurde anerkennend betrachtet, und aus den heitern Reden der Gesellschaft ergab sich, daß diese einen alten Landedelmann aufzusuchen gedenke, dessen am Meeresufer belegener Stammsitz einen reizenden Punkt der Umgegend darbot.

Scherzend und lachend wurde der Hafen verlassen, und erst außerhalb desselben bedrohliches Gewölk beachtet, welches rasch am Horizont emporstieg. Bald fing ein leichter Windstoß sich in die Falten des kleinen Baldachins, dieselben schüttelnd und durcheinander werfend, und als ein zweiter und dritter folgten, sprang Lieutenant Roslin rasch empor, nach kurzer Berathung mit dem Bootsmann und vielen Entschuldigungen gegen die Damen, das Abnehmen des Zeltes anordnend. Im Nu versanken die zierlichen

Anstalten in Nichts zurück, die Flaggen waren aufgerollt und beseitigt, die Stangen niedergelegt, und auf den Wogen der leicht bewegten See schwammen die Blumenkränze umher, von denselben getragen, oder scheinbar in Abgründe gezogen, aus denen sie nur in einzelnen Bruchstücken wieder auftauchten.

Das schnelle Ende dieser Herrlichkeit, diese Störung einer so reizend begonnenen Fahrt, erregten unwillkürlich eine ernstere Stimmung; nur die Baronin von Resberg äußerte lächelnd gegen Herrn Roslin: daß sie für jede Gefahr ihn verantwortlich mache, da die Wasserfahrt nur seinetwegen unternommen, um ihm Anlaß zu geben, unter den günstigsten Umständen mit der jungen Fee des Schlosses bekannt zu werden, und ihr Herz sich zu gewinnen.

Zerstreut lächelnd hörte er zu, sein Blick ruhte am Himmel, auf dem Meer, und traf dann Ellens sorglich auf ihn gerichtetes Auge, dem er mit sanftem beruhigendem Ausdruck begegnete. Je weiter das Boot sich aus dem Bereiche des Hafens entfernte, um so lebhafter erhob sich der Wind, hohler und höher gingen die Wogen, schäumend brach an einzelnen Punkten die Brandung sich am Ufer, und das Boot senkte und hob, selbst unter der geschickten Handhabung der Rudernden, sich auf nicht angenehme Weise.

Professor Walsing, der Damen zweiter Begleiter, blickte schweigend über die unabsehbare Wasserfläche hin; in einiger Entfernung lag das schöne Kriegsschiff, welchem die Schaluppe angehörte, von verschiedenen kleineren Fahrzeugen umgeben und weithin in die offene See am fernen Horizonte, der jenseitigen Küste nahe, gewahrte man die

Mastenspitzen feindlicher Schiffe, welche schon seit Wochen beobachtend dort sich befanden, ohne daß von beiden Seiten eine Annäherung statt gefunden. Dieser Anblick gewährte auch den Damen augenblickliche Zerstreuung, bald aber richteten sie ihre alleinige Aufmerksamkeit wieder dem erregten Meere zu; die Baronin behauptete sehr gelassene Fassung, jeden Vorschlag zur Rückkehr gleich Anfangs ablehnend, so daß sie ihrer Aeußerung nach nicht die geringste Neigung empfinde, sich über eine so verfehlte Fahrt von allen Thoren des Städtchens auslachen zu lassen.

Vergeblich gab Lieutenant Roslin die beruhigendsten Versicherungen, wiederholt betheuernd, daß eine so leichte Bewegung der See von den Seeleuten nur als Damenwetter bezeichnet zu werden pflege, und befahl endlich, da alle Trostgründe erfolglos blieben, den Matrosen, einige Nationallieder anzustimmen. Dieser Einfall hätte zu jeder andern Zeit ohne Zweifel die gerechteste Würdigung gefunden; sechs frische, eingeübte Stimmen trugen in ihrer wohllautenden Landessprache jene Gesänge vor, kräftig und erhebend, die volle Seelentöne des festen Muths, der heißen Vaterlandsliebe aushauchen, und manches Auge mit Thränen füllen. Wer sie hört, sieht vor seinem inneren Blick jene steilen, moosbedeckten, wild und düster bewachsenen Berge sich erheben, sieht jene tiefen Schluchten voll romantischen Grauens, die rauhen Schauplätze der Volkssagen, und dort, oder am Ufer des Meers die kleinen Hütten, in denen der echteste, tapferste, unermüdlichste Seemann der Erde seine Kindheit verlebt, frühzeitig vom Vater mit auf die See genommen, auf welcher er später leben, vielleicht auch sterben wird. —

Mitunter wurde der Gesang der jungen Ruderer durch einen Zuruf des Bootsmanns unterbrochen, der hoch aufgerichtet im Fahrzeuge stehend eine mächtige Welle ankündigte, welche geschickt zu theilen sei, oder auch das Steuer vom Lande ablenkte, um das Boot außer dem Bereiche der Brandung zu halten. Schauernd hüllten die Damen sich fester in ihre Shawls und dieß gewahrend und besorgt auf Ellen blickend, erfaßte Lieutenant Roslin seinen Rock mit dem Wesen eines Mannes, der im Begriffe steht denselben abzuwerfen. Die Baronin gewahrte es: Roslin! rief sie lebhaft, erröthend sah er zu ihr hin, sie lachte und nickte ihm verständigend zu, dann ihre Aufmerksamkeit auf die ältere Dame richtend, welche, gleich als ob ihre Sicherheit dadurch besser begründet sei, ihren Platz dicht neben Herrn Roslin genommen, und jetzt alle Anzeichen nahe bevorstehender Seekrankheit blicken ließ. Liebste Frau Doctorin, rief sie dieser lebhaft zu, fassen Sie doch Muth! Sie werden am Ende aus Furcht erkranken, bedenken Sie, daß wir unter der Obhut eines wohlerfahrenen Seemann's stehen.

O meine theure, gnädige Frau, welch' ein Schicksal! Mich arme alte Frau werden die jungen Herren ohne Erbarmen ertrinken lassen.

Die Baronin lächelte gutmüthig: Hm, so weit ist es noch nicht, aber erklären Sie sich darüber, Roslin, wen werden Sie im schlimmsten Falle retten? —

Roslins lächelnder Blick streifte Ellen, im vielleicht unbewußten Fluge: Ich? Sie wissen, Frau Doctorin, daß ich ein Jugendgespiele der gnädigen Frau bin, und Fräulein Ellen sich in deren Obhut befindet, daher, aus

diesen Rücksichten, jene beiden Damen zuerst, dann Sie, falls der Herr Professor mir nicht schon zuvorgekommen. Die Baronin blickte auf jenen hin: Nun Walsing, denken Sie gänzlich zu schweigen? Ihnen könnte es denn doch nicht schwer fallen, etwas Poetisches über die Empörung dieses ehemaligen Element's zu sagen, oder fürchten Sie sich vielleicht? —

Nicht so außerordentlich, indessen pflege ich aus Wahl nur da zu reden, wo ich bei meinen Zuhörern ungetheilte Aufmerksamkeit voraussetzen darf. Wozu könnte es in diesem Augenblick nützen, das merkwürdige Bild, welches uns umgiebt, in den Rahmen glanzvoller Worte fassen zu wollen? Wozu, der unabsehbaren Meeresfläche gedenkend, welche in grünblauer Färbung mit weiß umsäumten Wellen gegen uns heran rauscht, einer auch nur mäßig erregten Phantasie die Schrecknisse auszumalen, welche das Umschlagen unseres leichten Fahrzeugs, oder der Ueberfall feindlicher Böte herbeiführen würden, welche vielleicht zu Jahrelanger Gefangenschaft uns entführen dürften? Die ganze Fahrt scheint mir in der That mit undenkbarer Kühnheit unternommen, und immer bedünkt mich, als sähe ich dort um jene Landspitze einen dunklen Punkt sich gegen uns heran bewegen, als gewahre ich —

Mit leisem, unfreiwilligen Schauer unterbrach ihn die Baronin: Nein Walsing, das ist abscheulich! ich hätte Sie freilich kennen sollen! Bitte, ersparen Sie Ihre schönen, romantischen Bilder für die Bewohner des Schlosses!

Eine mächtige Welle, von welcher das Boot scheinbar wie in einen Abgrund abglitt, machte dieser Unterredung ein Ende; die arme Doctorin erfaßte mit krampf-

hafter Heftigkeit Herrn Roslins Arm, der sich erschrocken umsehend, die Versicherung ertheilte, daß der Landungsplatz nahe sei, als solchen eine kleine liebliche Bucht bezeichnend, über welche bewaldete, allmälig anschwellende Höhen malerisch hervor ragten. — So bald angelegt war, wurde das Boot, welches man beim Beginnen der Fahrt mit Leidwesen zu verlassen dachte, höchst bereitwillig geräumt und nach dem Schiffe zurückgesandt, da für die Heimfahrt Wagen beordert waren. Die Baronin nahm des Professor's Arm, es Herrn Roslin überlassend, für die übrige Gesellschaft Sorge zu tragen. Welch' unausstehliche Einleitung zu einem Tage, rief sie lebhaft, auf den ich mich wahrhaft gefreut, und die Erlaubniß meinem Mann förmlich abgeschmeichelt habe. Die Doctorin hat mit ihren einfältigen Anwandlungen von Seekrankheit mich um jeden Genuß des bischen Schaukelns gebracht, welches mir höchst anmuthig vorkam; nimmer hätte ich sie mitgenommen, wäre es nicht, um mich durch sie bei dem alten Sonderling einführen zu lassen, zu dessen intimer Bekanntschaft die absurde Doctorfamilie gehört. Fräulein Buegne ist nicht viel bedeutender als die Mutter, aber doch jung und leidlich anzusehen, wogegen alle Schauer der Furcht meiner lieben, bleichen Eleonore nichts anzuhaben vermochten, die dennoch Schön-Ellen blieb. Traurig, traurig, daß Roslin dieß nur zu sehr zu finden scheint! sein rascher oft ungestümer Lebensmuth paßt wenig zu einem Wesen so zarter Natur, daß man denkt, ein rauhes Wort könne es vernichten. In so feuersprühenden Augen sollte kein solches Mondscheingesichtchen sich abspiegeln. — Sie lächeln nun wohl darüber, aber unter dem Scherz liegt

Ernst verborgen, ich wünsche Roslin mit Fräulein von Wilburg bekannt zu machen, um ihn wo möglich von seiner thörigen Neigung abzulenken, um so thöriger, da beide, er sowohl wie Ellen, völlig unbemittelt sind. Wie viel lieber sähe ich dieß herzige Wesen einem andern Manne vereint!

Herr Walsing hörte dieser Mittheilung lächelnd zu: Sehen Sie dort, fragte er ablenkend, das Dach des alten Schlosses sich erheben? —

Werden Sie mir glauben, Walsing? aber mir schlägt bei diesem Anblick das Herz so, als ob es Unrecht sei, Jemanden in der Absicht zu besuchen, sich nebenher über ihn zu belustigen.

Diese Betrachtung kommt leider sehr spät! Zu spät, und deshalb will ich ihr jetzt kein Gehör geben.

Der Weg, welcher bis daher flach am Strande sich hingezogen, hob sich jetzt allmählig bis zu wahrhaft reizenden Waldhöhen, und führte dann, allgemach sich niedersenkend, zu einem von Gartenanlagen umgebenen See, auf welchem große Schaaren wilder Gänse und Enten, Schwäne und Wasserhühner neben einander schwammen, kreischten und die Flügel schlugen; die zierlichen, furchtsamen Wasserhühner trippelten, nur mitunter empor tauchend, und mit der ihnen eigenen Scheu auf den breiten Blättern der Nymphäen einher, dem übrigen Theil dieser flüchtigen Bevölkerung sah man es an, daß Sorgfalt und Pflege sie gezähmt. Die Baronin betrachtete Alles nicht ohne nachdenklichen Antheil: Wie kann man, äußerte sie, so ungebildet sein, und doch so viel Geschmack an ähnlichen Dingen besitzen! kluge Menschen behalten immer etwas Räth-

selhaftes, aber die Einfältigen müßte man eigentlich in jeder Beziehung begreifen können.

Der Herr des Schlosses wurde jetzt auf einer Zugbrücke sichtbar, in ungeschickter Hast nahend, um seine ihm fremden, aber erwarteten Gäste mit großer Ceremonie zu bewillkommnen und in sein Haus einzuführen. Am Eingange desselben wurden sie von der Hausfrau und deren Tochter empfangen, und die Baronin, welche die etwas abentheuerliche Kleidung des alten Herrn, die derjenigen eines Fuchsjägers nicht unähnlich war, bereits mit Befriedigung betrachtete, mußte jetzt sich eingestehen, daß der Anzug beider Damen den Anforderungen des besten Geschmacks entsprach. Namentlich ward die höchst bemerkenswerthe Gestalt der Tochter durch ein feines weißes Gewand angenehm hervor gehoben. — Der Eintritt in's Haus gewährte dagegen einige Entschädigung; dort sah man auf Rothsteindielen lange, schmale Tische, von hölzernen Bänken umgeben, an denen das Hofgesinde sein tägliches Mahl einnahm, und rings an den düstern Wänden stattliche Hirschgeweihe, als Trophäen des Jagdglücks, sorglich befestigt. —

Welch' schönes mittelalterliches Bild! bemerkte die Baronin schalkhaft; Walsing, das muß Sie, als Forscher in allen Gebieten des Wissens, vorzugsweise anziehen.

Dieser schien die Bemerkung zu überhören, und nach einigen Exclamationen von Seiten der Baronin, betrat man einen freundlichen Saal und ein daran stoßendes Cabinet, in welchem alle Anstalten zum Thee bereit standen. Beide Zimmer gaben in diesem Hause einen wunderlichen Eindruck, da sie nicht sowohl mit Geschmack, als vielmehr mit verschwenderischer Eleganz eingerichtet waren;

eben so zeigte sich auch der Theetisch mit glänzendem Geräthe bedeckt, auf welches jedoch die Strahlen der bereits sinkenden Abendsonne durch trübe, in Blei gefaßte Scheiben fielen. Professor Walsing suchte in seinem Innern so seltsame Widersprüche zu einen, da fiel sein Blick auf die frühere Erzieherin des Fräuleins, welche jetzt der Gesellschaft vorgestellt ward, und die Begrüßung derselben mit spöttisch eingekniffenen Lippen und einiger Geziertheit entgegennahm. Hier glaubte er die Lösung des Räthsels zu finden, denn nur verschrobene Bildung konnte in dieser Wohnung und neben diesem Hausherrn eine glänzende, innere Einrichtung passend, oder wünschenswerth erachten.

Sehr gegen Frau von Resbergs Plan, nahm der Professor seinen Platz neben der Tochter des Hauses, von der Schönheit derselben sichtlich überrascht, von ihrer jugendlich heiteren, wenn auch nicht anspruchlosen Unterhaltung theils angezogen, theils belustigt. Mit großer Gewandtheit eine Beschreibung der Wasserfahrt entwerfend, tauchte er seinen Pinsel ab und zu in fast zu düstere Farben, wobei ihr lieblicher Mund ihn bald anlächelte, oder sie, von der schauerlichen Schönheit seiner Bilder ergriffen, leise Seufzer aushauchte. Jeder sorgte für sich, auf seine Weise, die Baronin, indem sie eine Unterhaltung mit dem Hausherrn anknüpfte, dessen ungeschickte, stolze und unterthänige Höflichkeit sie bei ihren Zwecken vollkommen zufrieden stellte, und den sie zu einer, seiner geistigen Bildung wenig angemessenen Beredtsamkeit verlockte. — Lieutenant Roslin, den die Erzieherin ziemlich erfolglos zu unterhalten strebte, saß fast stumm, mit leuchtendem Blick Ellen gegenüber, während die Doctorin und

ihre Tochter sich ihrer alten Gönnerin mit gänzlicher Hingebung widmeten.

Ihrer eigentlichen Absicht eingedenk unternahm die Baronin einige Versuche, Herrn Roslin geltend zu machen, worauf der Hausherr, seinen Verhältnissen nachforschend, lächelnd bemerkte: Da haben Sie noch einen weiten Weg bis zum Admiral, mein Herr!

Doch keinen unerreichbaren, bemerkte Frau von Resberg, um so weniger, da Herr Roslin sich bereits bei mancher Gelegenheit vortheilhaft auszeichnete, und sein Name in der Marine wohl bekannt ist."

Fräulein von Wilburgs Augen richteten sich auf den, als heldenmüthig bezeichneten jungen Mann, mit jener theilnehmenden Neugier, welche aufs Angenehmste zu schmeicheln pflegt, und auch die Erzieherin sah weniger ironisch zu ihm auf, indessen er, flüchtig erröthend, sehr ernst vor sich hin blickte. Nicht ohne einige Besorgniß schien der alte Herr den Augen seiner Tochter zu folgen, dann zu Walsing mit der Frage sich wendend: Und Sie, mein Herr, sind Professor? In welchem Fache? —

Ich bin Philosoph.

Jener lachte herzlich: Für einen so jungen Mann keine ganz üble Anstellung! Stehen Sie mit Ihrer Philosophie auf eignen Füßen, oder huldigen Sie fremden Systemen, wenn ich fragen darf? —

Walsing blickte innerlich belustigt auf: Mit einem Fuß befinde ich mich im Gebiete fremder Systeme, mit dem andern innerhalb der Grenzen meiner eignen Ansichten, und so kommt es nur darauf an, wohin das Uebergewicht sich neigen wird. Uebrigens muß ich bekennen,

daß ich bis jetzt zur Annahme einer festen Anstellung mich nicht habe entschließen können, und daher nur bin, was die gnädige Frau hier einen literarischen Vagabonden nennt.

Das Wort Vagabonde brachte ersichtlich auf den Herrn und die Frau vom Hause den übelsten Eindruck hervor, indessen Fräulein von Wilburg einen Blick voll lieblicher Schalkhaftigkeit auf den sich also Bezeichnenden warf, der ihn halb bereuen ließ, das wahre Licht seines Geistes vor ihr nicht entfaltet zu haben. Mir ist, entgegnete die Baronin, diese Bezeichnung kein so gar großer Scherz, da ich wohl vorher sehe, wie Alles enden wird. Mit Sicherheit nehme ich an, daß Herr Walsing sich ehestens mit einer jungen Dame vermählen werde, welcher alle materiellen Begriffe ein Greuel sind, und die jegliches Nachdenken über den eigentlichen Lebensunterhalt als Verletzung der unerläßlichen Poesie betrachtet. Im Geiste sehe ich ihn mit seiner ätherischen Gemahlin sich auf Reisen begeben, die ganze Aussteuer derselben in einem Köfferchen mit sich führend, und so auf gut Glück in die Welt hinfahren, um in allen großen Städten die Ergebnisse seiner Forschungen und seines Genies in Vorlesungen an den Tag zu legen, welche dann späterhin einigermaßen ausgeschmückt im Druck erscheinen werden. Uebrigens nicht einmal wie die Nomaden, am eignen Heerde kochend, ohne festen Haushalt, ohne —

Bitte, sagte der Professor lächelnd, hören Sie gütigst hier mit Ihrer Schilderung auf.

Herr v. Wilburg lachte fast geringschätzig: Zählungen aller Art werden jetzt vorgenommen, ich wünschte,

meine Gnädige, man berechnete einmal, auf wie viel Seelen Ein Schriftsteller kommt, das würde, denke ich, ein erschreckendes Resultat geben!

Die Baronin schien eifrig mit ihrem Thee beschäftigt und äußerte nach einer Pause hingeworfen, daß die Aussicht aus dem zweiten Stock des Hauses sehr schön sein müsse.

Herr von Wilburg sprang lebhaft auf: Schön, sehr schön muß sie sein, meine Gnädige, und so bitte ich, eine verehrte Gesellschaft wolle sich herauf bemühen, um den Saal in Augenschein zu nehmen, gegen den die Aussicht eigentlich nichts ist.

So aufgefordert, verfügte die Gesellschaft sich über eine beängstigend schlecht erhaltene Treppe, in den sogenannten Saal, ein langes, höchst niedriges, geschmacklos gemaltes Zimmer, in dessen Mitte ein in gleichem Verhältniß langer und schmaler Tisch sich befand. Scheinbar staunend trat die Baronin ein: Ach, Herr v. Wilburg, der Saal ist süperbe!

Nicht wahr, meine Gnädige! hier ist es aber auch schon oft hoch hergegangen, und mancher Champagnerkork an die Decke geflogen, das kann ich versichern.

Professor Walsing blickte sehr ernsthaft empor, und der Richtung seiner Augen folgend, rief der Hausherr lebhaft: Ha, mein Herr Professor, Sie wollen andeuten, daß der Saal niedrig ist? Mein Geschmack, durchaus mein Geschmack! Im Zimmer will ich wissen, daß eine erreichbare Decke über mir ist, draußen im Freien ist es damit ein Anderes, alle Achtung vor einer solchen Decke! Hohe Zimmer, öde Zimmer, nicht wahr, gnädige Frau? —

Eigentlich, bemerkte diese, sind wir der Aussicht halber gekommen; lassen Sie doch sehen — Ach! das Meer! hübsch, sehr hübsch; und dort, jene wie hingezauberten Baumgruppen auf dem prachtvollen Rasen — bei solchem Anblick vergißt man völlig, wo man sich befindet. —

Diese dem Hausherrn etwas unklare Aeußerung bewog ihn zu dem Vorschlage, die Baronin wolle, da der Wind sich völlig gelegt, die nähere Umgebung des Schlosses in Augenschein nehmen und bei dem Spaziergange, der jetzt unternommen wurde, nahmen die herrlichsten Blumen und Baumparthien, neben wahrhaft großartigen Aussichten, die Bewunderung der Beschauenden in Anspruch. Auf einer Waldhöhe mit freiem Hinblick aufs Meer, gab ein dort aufgestelltes Fernrohr zu mancher Unterhaltung Anlaß, nur Ellen wußte den richtigen Standpunkt nicht aufzufinden, weßhalb Lieutenant Roslin, vor ihr knieend, ein von ihm mitgebrachtes Fernrohr über seine Schulter ihr darreichte, mit der Bitte, auf diese Weise es versuchen zu wollen. Die Baronin warf Herrn Walsing, der lächelnd sich abwandte, einen kläglichen Blick zu, indessen Ellen nach leichter Weigerung sehr aufmerksam durch das Glas blickte, welches Roslin, nachdem er sich wieder erhoben, der Frau vom Hause höflich darbot.

Diese lehnte es mit dem Bemerken ab, daß ihre Augen sie Alles wohl unterscheiden ließen, und sie auf den sich ihr täglich darbietenden Anblick der Schiffe durchaus keinen Werth lege. Verwirrt entgegnete Herr von Wilburg im beredenden Ton: Aber, mein Kind, versuche es doch der Mode wegen, der Mode wegen! —

Dieser Beweggrund wurde nicht als zulänglich erach-

tet, und die Gesellschaft begab sich ins Schloß zurück. Auf der früher erwähnten Zugbrücke verweilte Herr von Wilburg, seine Lieblinge durch lautes Pfeifen herbei lockend, welche dann auch augenblicklich, schwirrend, fliegend, in ungebändigter Eile heranrauschten. Lachend und pfeifend streute er ihr Futter ihnen hin, und der alte Herr, dem man im Allgemeinen Geiz zuschrieb, nahm in dieser Beschäftigung sich fast liebenswürdig aus. —

Bei der Abfahrt begleiteten auf Anordnung der Baronin die Doctorin und Herr Roslin dieselbe, indessen beide junge Damen mit dem Professor den zweiten Wagen einnahmen. Dieser hatte sich Ellen gegenübergesetzt, und nachdem mit jugendlicher Heiterkeit des eben Erlebten gedacht war, ergriff Walsing die Gelegenheit, manches aus seinem Leben mitzutheilen, scherzend seines früheren Talents für Romandichtungen gedenkend, wo dann die Namen seiner Helden und Heldinnen ihm niemals geziert und verschroben genug hätten werden können, und deren Zusammensetzung ihm immer das tiefsinnigste Nachdenken gekostet. Es ist unglaublich, fügte er hinzu, durch wie viel jugendliche Verirrung, durch wie viel Unsinn man zu reiner und klarer Ansicht sich erst durcharbeiten muß.

Aber die Namen? fragte Ellen verwundert, wie konnten diese zur Aufgabe werden, die neben Durchführung der Charaktere nur in Betracht kam?

Was Sie Charakter nennen, entgegnete Walsing, ist nichts wie ein goldner Traum jugendlicher Phantasie, oder die liebenswürdige Erfindung der Poeten. Consequent ist im Leben eigentlich Niemand, unangenehme Personen ausgenommen, welche mir immer so erschienen sind.

Alle Bücher, in denen etwas Schwankendes vorherrscht, und wo man deutlich sieht, der Verfasser habe beim Beginnen gar keinen Plan und nicht die leiseste Ahnung gehabt, in wen sein Held sich etwa verlieben werde, sind mir aus dem Grunde die liebsten, weil sie völlig naturgemäß sind. So eben geht es im Leben zu. Schriftsteller sind gleich den Pädagogen, welche ihre Lieblinge durch Freude und Leid einem festgesetzten Ziel zuzuführen streben, auf dem Papier muß das, wenngleich oft ohne den Beifall des Publicums, gelingen, im Leben ist es damit ein Anderes, und von allen Seiten getrieben, geschoben, verleitet, getadelt und gelobt, verliert am Ende jeder die Besinnung und geht seinen Weg wie er kann. An Consequenz, an Charakter, wie Sie es nennen, ist dabei nicht zu denken.

Ellens große unschuldige Augen waren auf Walsing gerichtet, und zwischen den geöffneten Lippen glänzten zwei Perlenreihen ihm entgegen; er lächelte gleichfalls und äußerte mild: Wie hübsch, daß Sie mich verstehen! denn wie sehr das Gesagte mein Scherz oder Ernst sein mag, so war wenigstens die Mittheilung, so großer Jugend gegenüber, tadelnswerth.

Ellens Begleiterin, welche gleich anfangs über Müdigkeit geklagt, war, durch das Gespräch gelangweilt, sanft eingeschlummert, und so befanden jene Beide sich eigentlich völlig allein. In Ellen's Sinn tauchte diese Betrachtung nicht weiter auf, indessen sie auf Herrn Walsing den seltsamsten Eindruck hervorbrachte. Kaum wußte er sich Rechenschaft abzulegen, ob dieses liebliche Wesen ihm wahrhaft tiefen Antheil einflöße; jedenfalls einer flüch-

tigen Eifersucht auf Roslin sich bewußt, und eines eigenthümlichen Uebermuthes niemals völlig Herr, lenkte er das Gespräch auf jenen; sein Blick haftete dabei fest auf dem anmuthigen Gesichtchen, welches vom Mondschein angestrahlt, jeder Beobachtung zugänglich war. Tiefer Ernst, süße Traurigkeit flogen über die so eben noch lächelnden Züge, und, obwohl in seiner Eitelkeit gekränkt, setzte Walsing dennoch, wie durch Dämonen getrieben, die sichtlich unwillkommene, ihn selber verletzende Unterredung fort. Lobend gedachte er Roslins angenehmer Talente für Malerei, seiner liebenswürdig-schwärmerischen Auffassungsgabe, meinend, wie jenen nur festere Ausdauer mangele, um noch vollkommener sich darzustellen. Vergebens auf eine Entgegnung harrend, lenkte er das Gespräch auf andere Gegenstände, wozu der prachtvoll gestirnte Himmel und seine Kenntniß der Astronomie den nächsten Anlaß boten. Sterne, sagte er unter anderem, sind das echte Bild des Lebens, ein klarer Himmel trägt sie, leuchtend, glänzend, bis allmählig das erste Feuer erlischt, und nur ein matter Schimmer übrig bleibt, welcher mehr und mehr verbleichend, endlich in verheißendes Morgenroth untergeht.

Der Baronin Wagen hielt jetzt im Städtchen, am Hause der Doctorin, welche mit ihrer Tochter Abschied nahm, die überstandenen Gefahren schon während des Aussteigens ihrem Manne mittheilend. Auch Roslin verließ die Gesellschaft, um in der am Ufer harrenden Schaluppe an sein Schiff zurückzukehren. Das tiefe, melodische Gutenacht, womit er von Ellen Abschied nahm, ging auch an Walsing nicht ohne Eindruck vorüber, lebhaft beschäftigte ihn jene Magie des Gefühls, welche in einen einzi-

gen gleichgültigen Ausdruck tausend Liebesworte zu legen versteht. — Die Baronin nahm jetzt jene beiden in ihren Wagen auf, und nach kurzer Fahrt war Hohenstein, das Gut derselben, von ihnen erreicht. —

Nachdem Herr Walsing dort eingetroffen, wurde ihm ein Brief eingehändigt, der während seiner Abwesenheit durch Staffette überbracht war. Auf sein Zimmer sich zurückziehend, überflog er den Inhalt desselben mit freudigem Erstaunen. Dieser Brief enthielt den Antrag zu höchst ehrenvoller Anstellung in der Regierung eines Nachbar-Staates, und war eilig übersandt, da der Minister, von welchem der Vorschlag ausging, in vier Tagen durch .... kam, und eine persönliche Zusammenkunft mit Herrn Walsing wünschenswerth erachtete. — Selten vielleicht ist Jemanden so Unerwartetes zu Theil geworden; Walsings Pulse klopften in lebendiger Aufregung, das Gefühl eines unverwerflichen Stolzes hob seine Brust, die Erfüllung seiner kühnsten Wünsche lenkten seinen Blick dankbar gen Himmel. — Rasch eine zustimmende Antwort schreibend, überließ er sich erst, nachdem diese beendet, nicht ruhig, aber gefaßter, allen sich aufdringenden Betrachtungen. Ein eigentliches Lehramt lag außer dem Bereiche seiner Wünsche, wie seiner Neigung, eine literarische Laufbahn sagte ihm gleichfalls schon ihrer Unsicherheit halber wenig zu, und so war ihm ein besseres, erwünschteres Glück aus dem Schooß der Götter zugefallen. Lebhaft im Zimmer umher gehend, traf ihn plötzlich die Vorstellung, daß, um den Zusammenkunftsort zur festgesetzten Zeit zu erreichen, er schon am folgenden Morgen in aller Frühe werde abreisen müssen, mit lähmender

Gewalt; nur die Lichtseite des Vorschlags war bis dahin beachtet, jetzt berührte das weniger Erfreuliche ihn mit erschütternder Ueberraschung.

An einen Tisch sich setzend, das Haupt schwermüthig aufgestützt, überließ er sich still seinem Nachsinnen. Langsam glitt eine Thräne nach der andern aus seinen umflorten Augen, die Ironie der eignen Betrachtung traf ihn schlagend, in unabweisbarer Anwendung. Er war der schwankende Held des Romans, der, die Stimme des Herzens überhörend, bis dahin nicht gewußt, für wen es fühle. In Sicherheit eingewiegt, der Gegenwart sich erfreuend, war die eigne Empfindung ihm ein Räthsel geblieben, dessen Auflösung ihm jetzt das Herz zerriß.

Nach einer Stunde verfügte Walsing sich zur Gesellschaft, eine Reihe Gemächer fand er erleuchtet, wie an jedem Abend; es war bereits spät, der Baron verweilte noch mit einigen älteren Personen am Spieltisch, Ellen hatte sich zur Ruhe begeben, und nur die Baronin ging einsam im Wohnzimmer umher. Mit Heiterkeit den Eintretenden empfangend, gedachte sie des abgelegten Besuchs, dabei anerkennend erwähnend, wie der Geistes- und Herzenstakt ihres Mannes ihn stets jeden Umgang vermeiden lasse, durch den man weder klüger noch besser werde. —

Walsing seufzte unwillkürlich, die unerläßliche Nothwendigkeit, seinen Entschluß auszusprechen, beengte ihm das Herz. Zögernd, mit fast schonender Vorbereitung, gelangte er zu einer Mittheilung, welche ihm die Seele gleich einer Schuld belastete; war es Zufall, bedurfte sie einer Stütze, Frau von Resberg lehnte, da der Inhalt ihr klar wurde, gegen das Gesimse des Kamins, sie schien zu

zittern und ihre Blässe wenigstens war kein Irrthum. Nach einer Pause blickte sie zu Walsing empor. So unerwartet! sagte sie sanft; sein gramvoller Blick antwortete dem ihrigen. Ich fühle mich ganz erschüttert, äußerte die Baronin abermals nach einer Pause, das ist auch sehr natürlich; wir Alle haben uns an Ihren Umgang gewöhnt, daran erfreut, wir waren so unschuldig fröhlich mit einander! Das Wort unschuldig traf Walsing mit tiefer Gewalt, er fühlte inniger denn je zuvor, daß er einer Frau gegenüberstehe, welche jede Achtung in Anspruch zu nehmen wahrhaft berechtigt sei. Sein leuchtender, bewundernder Blick traf ihr Auge, welches vor demselben sich senkte, dann fragte sie mild: Und Sie müssen wirklich fort, morgen schon? —

Ich muß, entgegnete er gepreßt, wunderbar ist diese ernste Wendung meines Geschicks mir am Schlusse eines so frivol verlebten Tages geworden. Darf ich hoffen, glauben, daß mein Andenken Tage überdauern werde, daß — er schwieg, halb unschlüssig, halb von Rührung überwältigt.

Mit tiefem Seelenausdruck traf Frau von Resbergs Blick den seinigen, sie wollte sichtlich antworten, die Lippen versagten ihr den Dienst, nur das Haupt konnte sie gegen ihn hinneigen, wie zum Abschiedsgruß, dann sagte sie gefaßt: Wollen Sie nicht meinem Gemahl diese Nachricht mittheilen? Stumm sich verbeugend genügte er dieser Andeutung, und als er dann Abschied nahm, die theure Frau ihm die schöne, liebe Hand mit unverhehlter Herzlichkeit hinstreckte, versagte er sich nur, mit fast übermenschlicher Kraft, ihr nicht zu Füßen zu sinken. — In sehr be-

greiflicher Zerstreuung war sein Hut von ihm im Vorzimmer vergessen, und als er bei Anbruch des Tages ihn dort suchte, fand er in der Tiefe desselben einen Strauß frischer Rosen, an denen nächtlicher Thau gleich Perlen glänzte. Gerührt die anmuthige Gabe an seine Lippen drückend verließ er das gastliche Haus, ohne zu denken, daß es für immer sei. —

In zartester Jugend war die Baronin ihrem Gemahl verbunden, der fast dem Greisenalter sich nahte; sein reich gebildeter Geist, seine seltne Herzensgüte ließen keine Reue aufkommen, sie fühlte in äußerlich angenehmer Lage sich zufrieden und glücklich. Des Barons gastfreies Haus stand allen Gebildeten offen, und Herr Walsing, den er besonders schätzte, wurde mit großer Vorliebe eingeladen und empfangen. Nach und nach verweilte dieser Wochen und Monde, immer lieber gesehen, immer ungerner scheidend. Eine liebenswürdige Offenheit im Benehmen der Baronin, eine Art Verstandesverwandtschaft, hatten ihn dieser gleich anfangs nahe gebracht, und die große geistige Reinheit ihres Ausdrucks und Handelns keinen verwerflichen Gedanken in ihm aufkommen lassen. Die Nähe und Gewogenheit einer lieblichen Frau anerkennend, aber in den Strudel mannigfacher Zerstreuung fortgezogen, und dann auch wieder von ernsten Forschungen in Anspruch genommen, hatte er aus Mangel an Muße und Neigung verschmäht, einen Blick in das eigne Herz zu werfen, so von den Ereignissen sich tragen lassend, bis der Wendepunkt derselben ihn zur Besinnung brachte. Eine Täuschung war der andern gefolgt, denn die sichtliche Vorliebe, mit der Frau von Resberg ihn namentlich



auf Ellen aufmerksam zu machen gestrebt, hatte bis dahin die Vorstellung ihm entfremdet, welcher er jetzt mit Leidenschaft sich hingab.

So schwer, so schmerzlich schwer die Trennung ihm fiel, schauernd wies er jeden Gedanken des Bleibens zurück; fast unfreiwillig war seine Neigung von ihm an den Tag gelegt, und er meinte in dem reinsten Gemüthe ein antwortendes Gefühl gefunden zu haben; was nun noch nachfolgen konnte, wäre Frevel gewesen, den Herz und Vernunft gleich lebhaft verwarfen. Mit besonnener Wehmuth rief er sich Alles zurück, um Alles aufzugeben. — Nicht abergläubig, aber dennoch an Aeußerlichkeiten hängend, entzückte ihn das schönste Morgenroth, welches seinen Reiseweg beleuchtete, es war zugleich derjenige zu einer neuen Lebensbahn, und mit ernster Entschlossenheit, mit gläubiger Hoffnung eilte er dem vorgesetzten Ziel entgegen.

Zehn Jahre waren seit jenem Morgen verflossen. Mit Fleiß arbeitend, mit Umsicht seine Kenntnisse geltend machend, war Herr Walsing während derselben von Stufe zu Stufe gestiegen, und wir finden ihn, ein höchst ehrenvolles Amt bekleidend, auf einer Erholungsreise durch Frankreich, in Paris wieder, wo er einige Zeit zu verweilen gedachte. Er war noch unvermählt, nicht etwa aus romantischer Treue in Bezug auf frühere Neigung, sondern weil sein Herz seit jener Trennung von keiner tieferen Empfindung sich wieder berührt gefunden. In seiner Seele waren geistige Interessen für sein Vaterland zwar

nicht erstorben, aber alle persönlichen Beziehungen hatten nach und nach sich aufgelöst, und besonders seit Jahren wußte er von dort wenig mehr, als öffentliche Blätter mittheilten. So mußte es ihn überraschen, als ein glänzendes Fest bei dem Gesandten seines Monarchen ihn mit der Baronin Resberg zusammenführte. Auf der Stelle sie erkennend, folgte ihr sein Auge mit dem forschenden Blick des Gefühls und der Vergleichung. Zehn Jahre gehen niemals spurlos vorüber, es kommt nur darauf an, wie viel sie verwüstet haben, ob allein den höheren Glanz der Schönheit, oder auch die süßesten aller Reize, den Seelenausdruck des Auges und Mundes, welche lange in einnehmender Anziehungskraft sich zu erhalten vermögen. Sein kluges, glanzvolles Auge nahm plötzlich einen milden, fast schmerzlichen Ausdruck an, er hatte sie lächeln sehen und eben dieses Lächeln führte ihn zehn Jahre zurück.

War es Ahnung oder Zufall, die Baronin blickte in dem Augenblick zu Herrn Walsing hin, Erstaunen malte sich in ihren Zügen, und ein leichtes Beben schien ihre Gestalt zu erschüttern. Durch das Gedränge nur mühsam Raum erlangend, nahte er ihr. Walsing! hauchte sie leise, er blickte sanft und tief in jene Augen, welche einst wohlwollend auf ihm geruht. Sie hier? fuhr Frau von Resberg fort, ich würde sagen, wie außerordentlich, wenn noch irgend Etwas in unseren außerordentlichen Zeiten solche Benennung verdiente; ich wähnte sie in ..... — Bevor Walsing zu antworten vermochte, fügte sie, zerstreut über die Gesellschaft hinblickend, hinzu: Wollen Sie morgen um 11 Uhr zu mir kommen? für Sie werde ich zu Hause sein. Nur durch einen Blick konnte er seine

Zustimmung geben, die wechselnde Bewegung der Kommenden und Gehenden hatte sie bereits getrennt. —

Auf sein Befragen erfuhr Walsing von dem Gesandten die Wohnung der Baronin, wobei jener bemerkte, daß sie seit zwei Jahren Witwe sei, und mit nicht sehr philosophischer Erregung verfügte er zur festgesetzten Zeit sich zu derselben. Abgesehen von Erinnerungen, denen vielleicht Niemand sein Herz ganz zu verschließen im Stande ist, sehnte er sich nach Mittheilung, nach Kunde aus der Vergangenheit; manche Landsleute hatte er seit seiner Entfernung aus dem Vaterlande wiedergesehen, aber nur die Augen der einst geliebten Frau konnten Empfindungen wecken, welche er in solcher Stärke wieder durchzufühlen, nicht mehr geglaubt; bei ihrem Anblick hatte Heimweh schmerzlich sein Herz ergriffen. — Im Vorsaal der Baronin eilte eine junge Dame freundlich, aber flüchtig grüßend, an ihm vorüber; überrascht, und dieser halb bekannten Erscheinung nachsinnend, betrat er das Wohnzimmer. — Unwillkürlich blieb er einen Augenblick am Eingange stehen; mit solchen Gefühlen verweilt man, von Erinnerung gefesselt, vor einem schon früher gesehenen Bilde. — Dieselbe zierliche Ordnung, die Vasen voll frischer Blumen, an denen nie ein verdorrtes Blättchen sichtbar, und die Bewohnerin des anmuthigen Gemachs, eben so einfach, so einnehmend wie immer, mit schöner Arbeit beschäftigt, von ansprechenden Büchern umgeben. Ihr Gruß war vielleicht nicht ohne Befangenheit, aber ihr klarer Blick traf ihn mit derselben Offenheit, welche ihn ehemals angezogen. — Nach kurzer Begrüßung nahm Walsing seinen Platz der Baronin gegenüber, das volle Licht des Tages

fiel durch hohe Fenster auf ihre Gestalt, und zeigte ihm eine liebliche, reizende Frau, nicht aber jene glänzende Schönheit, welche er vor Jahren bewundert. Auch ihr Blick war auf ihn gerichtet, sie wollte alle lieben Züge wiederfinden, welche der Erinnerung treu sich eingeprägt; das schalkhafte Lächeln des Mundes, den geistvollen, aber gütigen Ausdruck des Auges. So begegneten sich ihre Gedanken wie ihre Blicke; beide schwiegen, endlich sagte die Baronin: Gedenken Sie wohl noch jenes letzten Tages vor zehn Jahren, jener seltsamen Wasserfahrt nach dem Gute des Herrn von Wilburg? — Eine Erinnerung an diesen Tag ist eben an Ihnen vorüber geeilt; die junge, elegante Dame, welcher sie begegneten, ist Fräulein von Wilburg. Ja, mein Freund, so finden und begegnen sich Menschenkinder in diesem räthselhaften Dasein.

Ein halbes Jahr nach Ihrer Abreise verlor Fräulein von Wilburg die Eltern in schneller Folge; jung, reich und anziehend, stand sie völlig allein in der Welt. Vielleicht aus Reue über jenen Tag, jedenfalls aus einem guten Gefühl, nahm ich mich ihrer an; sie fand Schutz und Aufnahme in meinem Hause, und getrennt von ihrer verbildeten Erzieherin, gewann ihr Geist eine einfachere Richtung. Unter solchen Umständen ward sie mit dem Legationsrath von N. bekannt; seine eifrige Bewerbung fand die erwünschteste Aufnahme; und ein Jahr später begab Frau v. N. sich mit ihrem Gemahl nach Paris; die Heirath wurde in Rom vollzogen, wo wir seit einem Jahr uns befanden. Das junge Ehepaar hat seitdem einige Jahre in Petersburg und London zugebracht und befindet seit 10 Monaten sich wieder hier. Frau von N's zärtliche

Bitten, ihre dringende Einladung, haben mich hieher geführt, denn Sie wissen ohne Zweifel, daß der theure, unvergeßliche Freund nicht mehr ist? Seine Großmuth hat mich unabhängig gestellt; die Güter waren männliches Lehn, und sind an die Familie zurückgefallen. O Walsing! wie hat er mir bis an's Ende seiner Tage das Leben so leicht gemacht, wie hat sein liebenswürdiges Gemüth auf immer bessere Bahnen mich zu leiten gesucht! —

Ein unbeschreiblich wohlthuendes Gefühl zog durch Walsings Seele, auch er durfte des Geschiedenen mit Ruhe, mit Anerkennung gedenken. Jener Abschied voll Kampf und Schmerz trat noch einmal lebendig vor seine Seele, und in tiefer Selbstvergessenheit das Haupt einen Augenblick aufstützend, blickte er gedankenvoll vor sich hin. Eine Frage, Ellen betreffend, weckte ihn aus seinen Träumen. Sahen Sie jenes holde Wesen jemals wieder? fragte Frau von Resberg bewegt. Diese Frage muß Sie aus meinem Munde überraschen, und doch ist das fernere Geschick dieses lieblichen Geschöpfs für mich in Nacht und Nebel versunken. Bald nach Ihrer Abreise trennten wir uns; Sie wissen, daß eine Tante für die arme Waise Sorge trug, und während einer Badereise mir anvertraute; nach ihrer Heimkehr berief sie Ellen zu sich zurück. Diese sehr reiche Frau hatte, wie ich höre, den großmüthigen und verständigen Plan gefaßt, die Nichte dem einzigen Sohn zu vermählen; es wäre in jeder Beziehung ein Glück gewesen. Roslins Leidenschaft trat diesem Vorhaben störend entgegen; nachdem ich lange ganz ohne Nachricht geblieben, schrieb ich der Tante, sie antwortete mir kurz und höflich, daß ihre Nichte, gegen ihren Willen, mit Herrn

Roslin sich vermählt, und so viel sie wisse, an der Westküste von .... sich niedergelassen. Gleich darauf unternahmen wir die italiänische Reise, und ich kam außer aller Kunde, aber jener Brief gab mir traurige Stunden. In meinem Hause hatte diese Neigung begonnen und vielleicht hätte mehr dafür geschehen sollen, die Ausbildung derselben zu verhüten. Sie wissen wie lebhaft ich schon damals sorgte!

Ein Lächeln der Erinnerung glitt über Herrn Walsings Lippen, dann entgegnete er ernst: Wohl kann ich Ihnen Kunde geben, aber es ist ein langes Berichten, und nicht wie ein seliges Liebesmährchen, voll Pracht, Duft und Leben, sondern, wie in der Legende eines Novembertages, jegliches auf düsterem Grunde erscheint und in Regen sich auflöst, so hier Alles, in Dunkel und Thränen.

Bewegt und forschend blickte die Baronin auf den Sprechenden, sichtlich hoffend, daß er fortfahren werde. Nach einer Pause sagte er: Wollen Sie mir gestatten, Ihnen jene Vorfälle schriftlich mitzutheilen? Ich möchte auch der kleinsten Ereignisse gedenken, wie diese noch jetzt, klar und lebendig, wie eben erlebt, vor meiner Seele stehn. Darf ich, fügte er nicht ohne Befangenheit hinzu, dabei auch der Vergangenheit in Beziehung auf mich gedenken?

Leichtes Erröthen färbte die Wangen der Baronin, man sah daß sie über die Auslegung dieses Wunsches fast zweifelhaft sei, indessen gab sie ihre Zustimmung durch eine freundliche Beugung des Hauptes. Lange noch verweilten Beide im Gespräch mit einander, fast nur der Gegenwart und allgemeiner Ereignisse gedenkend, dann

brach Walsing mit dem Versprechen auf, seine schriftliche Mittheilung in den nächsten Tagen senden zu wollen. Diese, welche sehr bald einlief, enthielt im Wesentlichen das Nachstehende.

Das Lootsenhaus.

Vier Jahre waren seit Herrn Walsings Trennung vom Vaterlande verflossen, als ihm von zwei befreundeten Familien der Vorschlag wurde, mit ihnen eine Reise durch ...... zu unternehmen. Er willigte ein, einige junge Leute schlossen der Gesellschaft sich an, und die kleine Caravane durchzog heiter die Ostseite jenes schönen Landes, dann beschließend, auch die Westküste, und somit die reiche Marsch dieses Landstriches, wenigstens im Fluge sehen zu wollen. — So unbequem, oder unbefriedigend, das Bewohnen der Marsch für den nicht Eingebornen sein dürfte, dem Durchreisenden bietet die unermeßliche Kraft des Bodens vielfältigen Stoff zur Bewunderung. Die prachtvollen Bauerhöfe, in deren Umgebung anmuthige Frucht- und Blumengärten, zierlich gemalte Gitter und Brücken, niemals fehlen, gewähren einen überraschenden Anblick, den die Fülle und Schönheit des Getreides, den die herrlichen Heerden wohl begreiflich machen. Bei allem Reichthum ist die Marsch arm an Bäumen; nur in der Nähe der Wohnungen findet man Linden, Eschen und einige Weiden, übrigens ist der Fruchtbaum fast der einzige Baum jenes Landstriches. — Keine Buche, keine Eiche entfalteten dort die prächtigen Zweige, das milde, schattige Grün; kein Strauch am Wege erfreut durch liebliche Blüthe oder schwellende Frucht, Alles ist gleich einförmig, reich aber

kalt. Keine Nachtigall singt dort ihr Liebeslied, nur Lerchen schwingen in Menge sich jubelnd in die Lüfte, und außer diesen sieht man besonders den wunderlichen Kiebitz überall umher hüpfen, oder auch den eigentlichen Vogel der Sümpfe, den Storch, in großer Anzahl gravitätisch einher schreiten. — Im Spätsommer gewährt es einen seltsamen Anblick, diese Vögel in melancholischer Ruhe auf den Flügeln der unzähligen kleinen Wassermühlen, und auf einem Beine stehend, ihre Nachtruhe halten zu sehen. Es sind dieß die jungen Störche, welche selbstständig, aber noch ohne Nest, miteinander haushalten; gewöhnlich sieht man sie zu zweien; nur ab und zu erweckt ein einsamer Vogel mit seinem tiefgesenkten Haupte flüchtiges Mitgefühl. — Durch dies Ländchen eilten die Reisenden der Küste zu, an einem schönen Sommerabend ein Lootsenhaus erreichend, dessen Lage ihnen gerühmt war. Von Wiesengründen umgeben, am Ufer des prächtigen Flusses, liegt das Haus auf einer mäßigen, gleichwohl von der Fluth noch niemals erreichten Anhöhe. Der Anblick ist seltsam, kein Garten, kein Baum, kein Strauch, keine Blume umgeben dasselbe, völlig kahl steht es da, nur dem Flusse, dem Meere den Reiz verdankend, welcher dorthin zieht. Schon in der Ferne gewahrte die Gesellschaft einzelne Männergruppen, welche vor dem Gebäude versammelt, und die Damen äußerten einige Besorgniß, mit so viel Seeleuten auf einem so beschränkten Raum zusammenzutreffen. Die Anzahl derselben hat früher sich freilich oft auf achtzig belaufen, indessen jetzt kaum dreißig bis vierzig zu einer Zeit hinlängliche Beschäftigung finden.

Nachdem die Anhöhen erstiegen, bot ein in seiner Art

malerischer Anblick sich dar, zehn bis zwölf Lootsen standen an der Westseite des Gebäudes, mit einander redend und durch ein Fernrohr in die See hinaus blickend, an deren fernem Saum einige Segel sich zeigten. Diese Leute waren fast gleich, dunkelblau gekleidet, lauter ernste Gestalten, denen der Augenblick und verschiedenes Alter einen abweichenden Ausdruck verliehen. Die tiefe Windstille, welche das Heraufkommen der Schiffe vor Nacht unmöglich machte, die geringe Zahl der sichtbaren größeren Segel belebten das Gespräch. Die Jüngeren sahen mißvergnügt und gelangweilt in die Ferne, indessen die älteren mit kälterer Gelassenheit auf den glatten Meeresspiegel blickten. — Das Haus bildet eine Station, wo die aus der See kommenden Schiffe ihre Lootsen wechseln; an der Südseite befindet sich ein kleiner Leuchtthurm, dem die Signalstange zur Seite steht. Das Hauptgebäude ist von drei Seiten mit langen Bänken umgeben, von dort sehen die Lootsen auf den breiten Strom, auf das Meer, worin derselbe sich ergießt, und welches in weiter Ferne mit den scheinbar sich senkenden Wolken eins zu werden scheint. Mehr zur Seite, oder rückwärts blickend gewahrt man tiefgrüne Wiesen, an denen wohlgebaute Dörfer sich lehnen, indessen der umherschweifende Blick jenseit des Flusses im Nachbarstaate ohne Anstrengung Waldungen, Kirchen und Mühlen wahrnimmt. Das Ganze gleicht einem anmuthigen Bilde, welchem das Meer großartige Färbung verleiht.

Die Lootsen erregten zunächst das Interesse unserer Reisenden; diese Leute sprechen und verstehen Englisch, und jene Weltsprache der Meere muß ihnen bei dem Com=

mando auf den Schiffen aller Nationen aushelfen. Ihre gebräunten, zum Theil scharf geschnittenen Gesichter hatten einen ernsten, kühnen, mitunter sehr schlauen Ausdruck, ihre Haltung war ruhig, doch jede Bewegung voll Gewandtheit, ihr Benehmen einfach, jedoch nicht ohne Sitte, welche sie beim Anblick der Damen durch Räumen der Bänke an der Westseite kund gaben, wo eben der lieblichste Anblick sich darbot. Stille, spiegelhelle Fluth, auf deren Fläche einzelne kleine Fahrzeuge fast unmerklich fortglitten, die Segel vom Abendstrahl vergoldet, indessen weiter im Hintergrunde leichte Abendschatten auf dem Gewässer lagerten. Auf der Höhe des Meeres hohe Seegel und eine Flotte kleiner Fischer und Torffahrzeuge, welche die scharfen, senkrechten Lichter dem Auge näher brachten. — Walsing hatte seit jenem unvergeßlichen, über sein Geschick entscheidenden Tage das Meer erst auf dieser Reise wiedergesehen; fast vernarbte Wunden bluteten beim Anblick desselben, sehnsüchtige Träume füllten sein Herz. Nur wer Wassergegenden liebt, kann den Zauber verstehen, durch den sie Geist und Sinn gefangen nehmen; immer möchte man den weichen, duftigen Nebel, der die Fernen durchsichtig, fast unmerklich verhüllt, verkörperte Sehnsucht nennen. —

Im Lootsenhause selber bot Einiges Interesse dar, die ganze Wirthschaft dort ist seltsamer Art, jeder Lootse sorgt für die eignen Erfordernisse, wie er will und kann, theils durch von Haus mitgenommene Vorräthe, theils durch Zukäufe in den Dörfern; von den Wirthen bekommen diese Leute wenig mehr als Obdach, Betten, Feuerung, eine Küche und Getränke. — In einem eige-

nen Zimmer werden auf langen Bänken die reinlichen, mit Schlösser versehenen Vorrathskörbe der Lootsen bewahrt, im ganzen Gebäude ist gleich wie auf einem Schiffe jeder Raum mit höchster Reinlichkeit gehalten, mit Umsicht benutzt. Neben einander hängen die bei Sturm und Regen gebräuchlichen Lootsenanzüge von fast undurchdringlichen Stoffen und ihre Kopfbedeckung, von ihnen Südwest genannt, da der Wind aus dieser Richtung größtentheils den Regen bringt, welche aus mit Fries gefütterter, in Oel getränkter Leinewand besteht, und tief herab gehend, Kopf und Nacken vollkommen schützt. — Immer weiter vordringend gelangte Walsing in ein Zimmer, wo ungefähr zwanzig Lootsen sich mit Kartenspiel beschäftigten; diese unerschrockenen, zum Theil von augenblicklicher Leidenschaft etwas bewegten Gesichter bildeten einen seltsamen Gegensatz zu einem blonden, jungen Mann der Gesellschaft, welcher seine schlanke Gestalt an eine Ecke des Tisches zwängend, den Anblick vor ihm mit voller Hingebung genoß. Von Walsing lächelnd befragt: Ob das erste Capitel des Seeromans entworfen sei? erhob jener sich gleichfalls lächelnd und folgte zur Gesellschaft, welche im Freien um den Theetisch versammelt war, im Gehen bemerkend: Wie sehr jedes echte Volksleben ohne Gemeinheit ihn anspreche, wie überhaupt jedes Leben, woran die geheimnißvoll verhüllende Kunst keinen Theil habe. —

Während der Thee getrunken wurde, erhob Walsing sich, dem Wink jenes Blondin's folgend, welcher ihm flüsternd zuraunte: Sind Sie ein Freund von Genrebildern, so betrachten Sie den jungen Lootsen dort an der Südseite des Hauses; der Anblick ist fesselnd! Der An-

weisung folgend gewahrte Walsing, um die Ecke blickend, einen jungen, malerisch schönen Mann in Lootsentracht, nur sichtlich sehr viel sorgfältiger und in blendende Wäsche gekleidet, welcher nachlässig auf eine Bank hingestreckt, das Haupt aufgestützt, mit dem Ausdruck seelenvoller Schwermuth in die Ferne blickte. Im Westen vergoldete der sinkende Sonnenstrahl mit bereits matterem Glanze das weite Meer, indessen der schöne Strom, die jenseitigen Ufer schon in Dämmerung gehüllt erschienen, und so stimmte auch die vorliegende Landschaft zu jenem Blick voll melancholischer Sehnsucht. — Von der Seelenfähigkeit berührt, welche den auch ungesehenen Blick fremder Augen fühlbar macht, schlug der junge Mann bald die seinigen zu Walsing auf, sein lebhafter Farbenwechsel, ein fast schauerndes Zusammenfahren verriethen, daß jener nicht allein ihn, daß er auch diesen wiedererkannt. Von der Bank sich aufraffend, stand Roslin einen Augenblick wie taumelnd, die Hand an die schöne Stirn gelehnt, dann sagte er leise Walsings Namen, dieser, wie im Echo, den seinigen. Mein Gott, fügte er nach kurzer Pause hinzu, ich hätte nicht gedacht, daß ein solches Zusammentreffen so erschütternd sein würde!

Walsing ergriff seine Hand: Meine Empfindung ist Freude, Sie wiederzusehen.

Roslin schüttelte das Haupt: Freude? ach Walsing, nennen Sie kein Gefühl, von dem mir einzig Erinnerung und Name geblieben sind. Mit der Lebensfreude ist's vorbei. —

Sie betrüben mich, Roslin, soll ich Sie nur wieder-

finden, um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß Sie nicht glücklich sich fühlen?

Walsings Name wurde gerufen, die Gesellschaft rüstete sich zum Aufbruch; unschlüssig blieb er stehen, dann lebhaft ausrufend: Nein, ich kann so nicht von Ihnen scheiden, ich bleibe bis zum Morgen, gleichviel auf welche Weise. Mit Tagesanbruch mich aufmachend, erreiche ich wohl noch das Städtchen, wo jene übernachten.

Den Begleitern seinen Entschluß mittheilend, führte Walsing als Grund den längst gehegten Wunsch an, bis tief in die Nacht bei vollem Mondesschimmer auf dem Wasser sich fahren zu lassen. Die jungen Damen seufzten; Nacht, Mondschein, ein Boot auf heller Fluth, und ein liebenswürdiger Begleiter, wie viel hinreichend romantische Elemente, einer Mädchenbrust sehnsüchtige Seufzer zu entlocken! Der früher erwähnte blonde junge Mann erklärte mit großer Kühnheit, sein Schicksal nicht von dem Herrn Walsings trennen zu wollen, wogegen dieser ihm flüsternd seine Verpflichtung gegen die Damen zu Gemüthe führte und wie solche ohne ihn sich gar sehr auf der weiteren Fahrt gelangweilt und verlassen fühlen würden. Jener schien im Begriff sich darüber ohne alles Bedenken hinweg zu setzen, als Walsing, der seiner um allen Preis entledigt sein wollte, den jüngern Damen zurief, wie Herr D. im Begriff stehe, sich ebenfalls von der Gesellschaft zu trennen. Ein einstimmig klagendes: O, O! führte diesen höchst schmeichelhaft auf die mitunter dornenvollen Pfade der Galanterie zurück. —

Nachdem die Gesellschaft sich entfernt, schlug Roslin dem früheren Bekannten vor, sich eine Weile von ihm

umher rudern zu lassen, was jener aus Zartgefühl fast zögernd annahm. Das Boot losknüpfend, sprang Roslin mit jener Leichtigkeit in dasselbe, welche nicht allein Gewandtheit, soudern auch vornehmere Gewöhnung beurkundet, und reichte dann, ruhig in dem schwankenden Fahrzeuge stehend, dem bedächtiger folgenden Gefährten lächelnd die Hand. Weit in den Fluß hinausrudernd ließ er dann, die Ruder bei Seite legend, das Boot vom Strom aufwärts treiben, und saß eine Weile stumm mit verschränkten Armen dem Begleiter gegenüber.

Endlich brach er das Schweigen: Entsinnen Sie sich des Tages, an dem wir zuletzt uns sahen, Walsing? Jener Tag entschied über mein Leben, über das glücklich unglückselige Loos eines für höhere Zwecke bestimmten Daseins. An jenem Tage, wo Ellen lieblich zagend, bleich, und doch so süß ergeben, mir gegenüber saß und Sicherheit und Leben von meiner Fürsorge abhängig wähnte, fühlte ich, daß es mir unmöglich sein werde, ohne sie zu leben. Wie billig verschone ich Sie mit Darlegung der Kämpfe und Entwürfe, welche die seelenvollste und sinnloseste aller Leidenschaften mich erdulden und ersinnen ließ. Ellen war gänzlich unbemittelt, ich besaß nur den Gehalt, der kaum reichte die Bedürfnisse des Lebens zu decken, und den äußern Anstand des Ranges aufrecht zu erhalten, den ich bekleidete. Eine Heirath unter meinen damaligen Verhältnissen war Unmöglichkeit. Am Vorabend von Ellens Abreise aus dem Hause der liebenswürdigen Beschützerin fand ich Gelegenheit zu einer Erklärung. Nicht ohne einige Beschämung denke ich an jene zurück, nie vielleicht ist ein junges Wesen so von Lei-

denschaft bestürmt, von glühenderer Beredsamkeit gewonnen worden. Mein ganzes Geschick in ihre Hände legend, fragte ich, ob sie bereit sein werde, das beschränkte, einfache Leben des Mittelstandes mit mir zu theilen? — aber meine Fragen gestalteten sich zu unwiderstehlichen Bitten, zu stürmischem Flehen, heiße Thränen der leidenschaftlichsten Aufregung entstürzten meinen Augen. Noch sehe ich das anmuthige Wesen, zitternd, mit fast furchtsamem und doch liebevollem Ausdruck mir gegenüber. In der Rückerinnerung ist mir oft, als habe unendliches Mitgefühl, mehr Mitleid als Liebe, in ihren reinen Zügen sich abgespiegelt. Jede heftige Leidenschaft ist Zwang, dem mehr oder minder andere sich fügen, die meinige wurde durch unsinnige Eifersucht auf den Vetter erhöht, zu dessen Gattin Ellen auserseben. Schmeichelnd und trotzend errang ich ihre Einwilligung.

Mein Entschluß war bereits gefaßt, ich nahm meinen Abschied; verließ das stolze, herrliche Schiff, auf welchem ich Dienste gethan, um fortan nur den Boden jämmerlicher Handelsfahrzeuge zu betreten. Nach nicht gar langer Frist befand ich mich in meinem jetzigen Beruf angestellt, ich hatte der Liebe Alles geopfert, welches für mich, meiner Sinnesart nach, doppelten Werth haben mußte, so hätte ich mit freudigem Stolz der Geliebten entgegen treten dürfen, dennoch geschah es mit fast finsterem Ernst. Mit süßem Beben von ihr befragt: Ob mein Entschluß mich reue? betheuerte ich, damals mit sehr wahrer Empfindung, daß dem nicht so sey, wer aber würde ohne schmerzliche Qual der Geliebten ein ähnliches Erdenloos bieten! — Alles war vorher zwischen Ellen und

mir schriftlich beredet, die Tante hatte auf dringende Verwendung meines von mir gefürchteten und gehaßten Nebenbuhlers endlich, obwohl mit Kälte, ihre Einwilligung gegeben, und ebenfalls gestattet, daß die Trauung in ihrem Hause statt haben dürfe. Mit höflichem Kaltsinn wurde ich empfangen, von der Zukunft war keine Rede, und am zweiten Tage meiner Ankunft wurde Ellen die Meinige. — Während der Trauung warf ich fast zufällig einen Blick auf den Sohn des Hauses, nie habe ich Jemanden so zu Marmor erbleichen sehen, seine Lippen bebten, sein Auge war in schmerzlicher Verklärung nach Oben gerichtet; leise, unfreiwillige Schauer ergriffen mich, der Schwur, den ich zu leisten im Begriff stand, erschien mir heiliger denn zuvor. Nach der Ceremonie nahte er uns, seine Hände umschlossen Ellens Hand und die meinige: Segen sey mit Euch! flüsterte er leise, und Roslin, wenn — wenn jemals ein ungünstiges Geschick — er konnte nicht vollenden, ich stand starr und regungslos, Ellens Thränen fielen auf seine Hand herab, mit unbeschreiblicher Milde blickte er auf sie hin, flüchtig berührten seine Lippen ihren Brautkranz, Du süßes Leben, hauchte er fast unhörbar, Gott sei mit Dir! — Eilig verließ er das Gemach, erst nach Stunden sahen wir ihn in ruhiger Fassung wieder.

Am folgenden Tage reisten wir ab, Ellen erhielt, ohne Zweifel auf Verwendung des edelsten Mannes, eine Summe Geldes, eine kleine unsern Verhältnissen angemessene Aussteuer, und so führte ich den Engel meines Lebens in eine sehr beschränkte, an einem reizenden Küstenabhange belegene Wohnung, ohnweit .... — Durch Ellens

Fürsorge erhielt das Haus ein freundliches Aussehen, ihre süße Anmuth schuf es zu einem Asyl der Liebe und des Friedens, wohin ich flüchte, so oft mein Beruf es gestattet. — Jetzt empfängt sie mich nicht mehr allein, ein allerliebster Knabe harrt mit ihr der Rückkehr des Vaters.

Roslin schwieg während einiger Augenblicke und Walsing ergriff, obwohl zögernd, den Anlaß zu bemerken, wie aus der geschehenen Mittheilung nur Glück hervorzuleuchten scheine.

Nur Glück! o Walsing, Sie denken das nicht, Sie fühlen zu tief, zu zart, um sich nicht zu sagen, daß mein Loos einer Abbüßung gleicht, wie man für Schuldige sie ersinnen dürfte. Nur Glück! rechnen Sie für nichts die völlig gestörte Laufbahn eines muthvollen, unterrichteten Mannes, für nichts die mißmüthige Langeweile, mit welcher ich, in dieser Abgeschiedenheit, einer mechanischen Thätigkeit harre, von deren minderem oder mehrfachem Vorkommen Armuth oder Wohlstand abhängen? Nur der Zufall kann mich begünstigen, oder niederdrücken, die eigne Thatkraft hat daran keinen Theil. — Eingeengt in einem Raume der keine Einsamkeit gestattet, die hier im Freien kaum zu finden ist, von braven, treuherzigen, aber ungebildeten Leuten umgeben, in deren Lebensweise ich mich schicken muß, kann keine Vernunft, keine Philosophie das Gefühl tiefer Leere besiegen, welches mich langsam tödten wird. — Wie öde ist der ganze Zustand hier! kein schattiger Baum zum Schutz gegen den sengenden Sonnenstrahl, kein Strauch, keine Blume, die Balsamfrische aushauchen, nur der Anblick von Fluth und Wiesen, nur der eigenthümliche Meergeruch, den der Westwind uns zuführt. —

Ein Seemann sollte so nicht reden.

Eben ein Seemann darf es, dem das Leben am Strande Verzweiflung ist. — Nur an stürmischen Tagen und Nächten ist mir hier wohl! wenn die Schiffe aus der See langsam über rollende Wogen daher schwanken, oder vom günstigen Sturm getrieben, in unsicherer Schnelle, scheinbar heran fliegen. Ist dann die Reihe wieder an mir, das Fahrzeug in den Hafen zu führen, mit wie leichtem Herzen springe ich in das Boot, über welches die Wellen hinweg schlagen, ergreife ich, an Bord angelangt, das Steuer, um ruhig und entschlossen meine Pflicht zu erfüllen. O jene dunkeln Nächte voll Grausen, die so manches Herz erbeben machen, wie stärken sie das meinige mit ihren erfrischenden Schrecken. —

Und Sie sind Ehemann, sind Vater!

Ich bin es, aber ich bin auch Mensch, mit allen Eigenschaften und Schwächen, welche Glück verheißen, Elend herbei führen. O Walsing, wenn Sie wüßten mit welchem Gefühl echter, reiner Freude ich jedesmal mein Haus betrete, das süße Geschöpf in meine Arme schließe, welches den Wiederkehrenden stets jubelnd empfängt, Sie würden mich nicht für undankbar halten, nur für tief niedergedrückt, für verletzt an der innersten Wurzel des Lebens.

Hegten Sie, armer Freund, beim Ergreifen Ihres jetzigen Berufs eine günstigere Vorstellung von demselben? —

Eigentlich nicht, aber die Entschlüsse des Menschen scheitern an der Zeit. Mit wundersamer Verblendung gelobt man, ein beschränktes Leben voll Mühe und Sorge tragen zu wollen, ohne den richtigen Begriff sich folgen-



der, immer neu sich folgender Jahre mit dieser Betheuerung zu verbinden. Fast alle Lebensverhältnisse werden durch Täuschung gegründet.

Würde es für Sie so schwer halten, einen andern Wirkungskreis zu finden? —

Vielleicht nicht, aber ein solcher würde mich muthmaßlich oft lange, vielleicht für Jahre, von Derjenigen trennen, welcher ich als Ersatz für alle äußeren Güter des Lebens nichts geben konnte, als mich selber; und an dieß arme, einzige Gut hält sie fest mit allen Kräften ihres Herzens. Soll ich sie noch mehr berauben?

Walsing seufzte; tiefe Dämmerung ruhte auf dem Gewässer, feuchte Nebel stiegen empor, und mühsam brach der Mond durch Wolken sich Bahn. Schauernd empfand Walsing leises Frösteln, und warf, auf Roslin's dringende Bitten, dessen im Boote befindlichen Lootsenrock über; seltsam wurde ihm in dieser Kleidung zu Muthe, wehmüthige Gefühle, tiefes Mitleid, erfüllten sein Herz. Roslin lenkte, die Ruder wieder ergreifend, das kleine Fahrzeug nach dem Meere hin, und jede fernere Mittheilung über das eigene Geschick abbrechend, verflocht er den Gefährten in ein Gespräch über ferne Weltgegenden, welche er zum Theil früher gesehen, und jedenfalls wohl über dieselben sich unterrichtet befand. Beide junge Männer vertieften sich in Betrachtungen, denen sowohl ein rein humanes, als auch historisches Interesse zum Grunde lag; der Einfluß des Welthandels auf Cultur und Moralität bot dazu die nächste Veranlassung. —

Der hohe Stand des Mondes, welcher seine glänzenden Silberlichter über die See warf, deutete darauf wie

spät es sei; noch einen Blick in die unabsehbaren Fernen, und auf die früher vom Lande aus gesehenen Schiffe richtend, welche sich kaum bemerklich, und in dieser Beleuchtung, gleich reizenden Fabelbildern heran bewegten, bewog Walsing seinen Führer zur Rückkehr. — Im Augenblick, wo das Boot anlegte, sprang ein großer zottiger Hund mit fast wüthender Freude in dasselbe, seine stürmischen Liebkosungen an Roslin auslassend, der sie freundlich entgegen nahm, dann, durch gebietendes Ausstrecken der Hand, das Thier zur Ruhe bringend. — Das ist, äußerte er gegen Walsing sich wendend, ein Freund in dieser Lebenswüste.

Beide Männer durchwachten die Nacht miteinander, der erste röthliche Strahl in Osten mahnte an's Scheiden. Tief bewegt sagte Walsing: In wenig Tagen werde ich in .... eintreffen, darf ich Ihre Frau dort aufsuchen? Ein Zug schmerzlicher Aufregung zuckte über Roslins Antlitz, welches durch den augenblicklichen Anflug tiefer Blässe, mehr denn jemals, an jene idealen Männerköpfe erinnerte, welche nur mitunter, gleich Phänomenen, in der Wirklichkeit auftauchen. Ein Blick gab seine Einwilligung zu erkennen. Grüßen Sie Ellen, fügte er hinzu, und wenn Sie über Ihr Gewissen es gewinnen können, so sagen Sie ihr, daß ich glücklich bin. — Betrachten Sie mich nicht so ernst, so vorwurfsvoll, am besten dürfte ich Ihnen in einem Bilde die Richtung meines Gemüths darlegen. Dichter, poetische Wesen überhaupt, reden viel vom lautlosen Frieden der Natur, von jener majestätischen Ruhe, welche dem mächtigen Walde regungslos dazustehn gebietet, vor welcher selbst das leise, geheimnißvolle Flüstern



des Laubes verstummt, und gedenken ähnlicher Momente mit schwärmerischer Begeisterung. Mich hat solche schweigsame Regungslosigkeit immer mit Schauer erfüllt; der leblos sich darstellende Baum ertödtet bei mir jeden Antheil, und flößt fast gespenstisches Grauen mir ein. Ich bedarf überall in der Natur des frischesten Lebens, der kräftigen, sichtlichen Anregung. —

Und mit solchen Gesinnungen konnten Sie Ellen Leben und Treue weihen? —

O Walsing, überall liegt Etwas außerhalb des Kreises jeder Berechnung, jeder Lebensphilosophie. Die Liebe versteht nur, wer sie empfindet, sie ist unerklärbare Magie. Im Herzensgrunde dieses jungen, sanften Wesens liegen Perlen verborgen, welche Neigung allein aus der Tiefe hervor locken konnte, sie mußte so geprüft werden, um sich zu bewähren. Vergebens geschah es nicht, jeder Lichtstrahl wirft seinen Glanz auf die nächste Umgebung zurück. Und nun — Leben Sie wohl. — Noch ein Händedruck, dann schieden Beide. —

Sehnsüchtige Neugier führte Walsing schon in den nächsten Tagen nach .... fast mit Widerstreben fragte er nach der Wohnung des Lootsen Roslin, und erreichte, freundlich zurecht gewiesen, ein kleines Häuschen am jähen Abhange, wohin er auf einem unendlich schmalen Fußwege gelangte. Einige Bäumchen umgaben dasselbe; ein echter Baum würde in diesem losen, abschüssigen Sandgrunde kaum haben Wurzel fassen können. Vor der Thür spielte ein allerliebster Knabe mit einem Schiffchen und blickte verwundert auf: Wo willst Du hin, Mann? — Bevor jener antworten konnte, erschien Ellen in der Haus=

thür, größer, ausgebildeter als vor vier Jahren, mehr als jemals Schön-Ellen. Ergriffen, fast ohne zu grüßen, verweilte Walsing einen Augenblick in Betrachtung versunken, sie erschien ihm wie eine kleine, süße Blume, über deren Haupte, ihr unbewußt, ein Sturm im Anzuge ist, und sie erreichen und vernichten wird. — Sogleich den früher Gesehenen erkennend, färbte zartes Roth ihre Wangen, freundlich hieß sie ihn willkommen, in das enge, einer Cajüte nicht unähnliche Häuschen ihn einführend, wo Alles auf die zierlichste Ordnung deutete. Ellen's Kleidung war ihrem jetzigen Stande angemessen, aber sie glich darin und in dem weißen, anliegenden Häubchen jenen lieblichen Mädchengestalten Englischer Kupferstiche, welche man um ihrer Anmuth, um der Reinheit des Ausdrucks willen wieder und immer wieder betrachtet. Seufzend wandte Walsing sich von ihr ab: O ihr schönen, unschuldigen Augen, möge der, auf den ihr mit seelenvoller Liebe blickt, euch niemals Thränen des Kummers entlocken!

Mit dem Kinde spielend, mit der Mutter über den einzigen Gegenstand ihrer Gedanken sich unterredend, verflossen schnell einige Stunden. Endlich nahm Walsing Abschied: Kaum begreife ich doch, sagte er lächelnd und in der niedrigen Thüre sich bückend, wie Zweie hier Raum haben! Und doch, entgegnete Ellen scherzend, sind Sie ein Philosoph, der Alles begreifen sollte, aber Ihr Gelehrten lebt niemals in einer Herzenswelt. „Arme Ellen! dachte Walsing im Fortgehen, dein Mann lebt für die Dauer darin, und du wirst es inne werden, und verzweifeln.

Ein Jahr verfloß seit Walsings Besuch für Ellen in den wechselndsten Gefühlen, denn wie es sich wohl zu begeben pflegt, daß ein Herzenskummer, dem man nach langem Zwange einmal Worte gegeben, von dem Augenblick weniger treu vor aller Wahrnehmung bewahrt wird, so ließ auch Roslin nach der Unterredung mit Walsing die tiefe Schwermuth seiner Seele in Wort und Blick sichtlicher durchschimmern. Zärtliche Liebkosungen entrissen ihm das ihn drückende Geheimniß, unzählige, heimliche Thränen beweinten dasselbe. Der erste Schritt war geschehen, der zweite schien weniger bedenklich, und nach Ablauf eines Jahres erklärte Roslin seiner Ellen auf liebevolle, schonende Weise, wie es ihm, durch Gönner aus einer früheren Zeit empfohlen, gelungen sei, eine Anstellung in der französischen Marine zu erlangen, als erster Lieutenant auf der Fregatte l'Arthémise. Ellen's dunkelblaue Augen ruhten auf dem geliebten Mann, der ihr gegenübersitzend, und dennoch ihren Blick fast vermeidend, mit strahlenden Farben eine Zukunft ausmalte, an welche er im Rausche des Entzückens zu glauben schien. Träumerisch zuhörend senkte ihr Köpfchen sich mehr und mehr, und wähnend daß sie hinsinken werde, sprang Roslin erschrocken empor; ein Blick der Verständigung reichte hin, ihm den Irrthum zu benehmen. Mir schwamm Alles vor den Sinnen, sagte sie sanft, ich dachte, es sei ein Traum. Schmerzlich getroffen wendete er sich ab.

Sehr bald reiste Roslin seiner neuen Bestimmung entgegen, für Ellens nächste Zukunft war durch eine dem Anschein nach von der Tante gesandte Summe gesorgt; in Wahrheit kam diese von dem Vetter, an welchen Wal-

fing nach seinem Besuche geschrieben. Er hoffte Ellens Geschick zu verschönen und beschleunigte ihr Elend. Die Trennung war herzbrechend, mit der Liebe des Jünglings, mit der Wehmuth des Mannes schloß Roslin die zarte Gestalt in seine Arme, welche wie in Gram verschwebend, an seinem Herzen ruhte, und daneben der kleine Georg, welcher ungeduldig am Rock des Vaters zupfte, und mit den süßen Kinderaugen zu ihm aufsah. Der Abschied dauerte für menschliche Kraft fast zu lange. Jetzt muß ich fort! flüsterte Roslin gepreßt; mit dem letzten Laut dieser Worte entschwand Ellen's Bewußtsein. Tief seufzend und dennoch fast beruhigt trug er die holde Gestalt in einen Sessel, küßte ihre erkalteten Lippen noch einmal, dann sein blühendes Kind, und stürzte fort, mit mehr Verzweiflung im Herzen als er im Laufe entschwundener Jahre empfunden. Sein Wunsch, sein Wille waren erreicht, und dennoch, wie zögernd verließ er die Wohnung, mit wie viel unruhiger Reue blickte er noch lange darauf zurück! Seine Gedanken gestalteten sich zum inbrünstigen Gebet, und nie zuvor war die himmlische Stärkung desselben so überzeugend von ihm empfunden. Er selber kam sich einsam und verlassen vor, und indem das Bittere einer solchen Empfindung sein Herz ergriff, gedachte er mit flüchtigem Schmerz des geliebten Wesens, welches er aus freier Wahl einem solchen Geschicke hin gab. Vergeblich sagte er sich, daß es für ihr künftiges Glück geschähe, daß Ellen später in Frankreich sich ansiedeln werde; trübe Vorstellungen durchkreuzten diese Betrachtung, denn, wenn eine feindliche Kugel ihn traf — verzweiflungsvoll sich dem Ausbruch tiefen Jammers überlassend, flüsterte er leise,

händeringend: Dann, o dann verlasse Du sie nicht, Vater im Himmel, Trost aller Verlassenen!

Die Erhörung dieses Gebets lag nicht fern; froh wieder in angemessener Thätigkeit sich zu befinden, aber mit vielleicht vorurtheilsvoller Geringschätzung die Seeleute einer fremden Nation tief unter die eignen Landsleute stellend, erfüllte Roslin seine Pflicht ohne diejenige Befriedigung, welche er früher am Bord des vaterländischen Schiffes empfunden. Mit seinen Gefühlen in Zwiespalt, von Ruhmbegier, von Ehrgeiz nach höherer Anstellung hingerissen, setzte er sich jeder Gefahr mit derjenigen Beharrlichkeit aus, welche man selten oder nur da anzutreffen pflegt, wo der Glaube an Vorherbestimmung Wurzel gefaßt. Was einst als Ahnung seine Seele durchzuckt, wurde Wahrheit. — Sechs Monate nach seiner Trennung von Ellen ward er, ganz zu Ende eines blutigen Kampfs, von feindlicher Kugel tödtlich getroffen. Als man ihn vom Verdeck hinab tragen wollte, versuchte er es durch eine schwache Bewegung zu hindern, sein im Tode brechendes Auge richtete sich nach Westen: Engel! Engel des Friedens! flüsterte er leise; es waren seine letzten Worte auf dieser Welt. —

Einige Monate später suchte Walsing Ellen auf, da Geschäfte ihn in jene Gegend führten; die Tante war gestorben, der Sohn befand sich im Auslande, sie stand völlig allein auf der Welt. Was er beim ersten Abschiede für sie gefürchtet, schien in Erfüllung zu gehen, ihre Körperkraft war nicht gewachsen, ein schleichendes Fieber führte sie dem Grabe zu. Weinend, rücksichtslos weinend, betrachtete Walsing die Mutter und den Knaben. Wenn

Georg nicht wäre! sagte sie leise, und er empfand, was sie hinzusetzen wollte; die Angst, die Sorge um das Kind hielten unbegreiflicherweise den Lebensfaden fest, den sie, wie man denken sollte, noch schneller hätten zerreißen müssen. Unendliches Erbarmen erfüllte sein Herz, er gönnte ihr die Ruhe, welcher sie verschwebend entgegen eilte. Ich will für ihn sorgen, er soll mein Sohn sein, sagte er fest, Ellen sank vom Stuhle herab auf die Knie, schluchzend umschloß sie den Knaben: Georg, Georg, mein, mein Georg! — Liebkosend trocknete das Kind ihre Thränen.

Bald empfing Walsing, welcher bis dahin für Alles Sorge trug, das Vermächtniß der jungen beklagenswerthen Mutter, den herrlichen Knaben, der Zug für Zug dem Vater glich, und nur im sanften Ausdruck der schönen Augen an die kleine, liebliche Blume erinnerte, die früh ihr Haupt gesenkt hatte, um es nicht mehr zu erheben.

An die Mittheilung des Vorstehenden schlossen sich folgende Worte:

So viele, viele Tage habe ich fern von Ihnen hinbringen müssen, mit wunderbaren Gefühlen ziehe ich Sie daher in den kleinen Kreis des Erlebten, welches auch Ihnen Antheil einflößt. Sie werden Ellens Schicksal beweinen, wie ich es gethan; Georg ist hier, er hat mich nicht mehr verlassen, ich habe ihn der Sorgfalt eines jungen Mannes anvertraut, der mit liebenswürdiger Milde in seine kindlichen Gefühle eingehend, ihn mit Ernst belehrt, mit Nachsicht Kind sein läßt. Die armen Eltern

ruhen in Frieden, vor uns aber liegt noch das Leben mit seinen Wünschen und Sorgen.

Als ich vor zehn Jahren von Ihnen Abschied nahm, geschah es mit einem Schmerz, einer Ueberwindung, welche ich in dem Maße niemals wieder empfunden. Und doch, wie wenig würde ich zu jener Zeit, selbst unter den günstigsten Verhältnissen, des höchsten Glücks werth gewesen sein! Keiner ist vielleicht nie eine Frau geliebt, als ich damals Sie liebte, denn es geschah ohne ganz klares Bewußtsein der tiefsten Leidenschaft, und kann ich mir das Beste nicht völlig als Verdienst anrechnen, so darf ich dennoch annehmen, daß jede Frau wünschen dürfte, so geliebt zu sein. Jung, unabhängig, voll Lebenslust, für jedes anmuthige Antlitz nicht ohne Empfänglichkeit, mußte die ernste Wendung meines Geschicks mir erst deutlich zeigen, was ich empfand, und was ich verlor. Augenblicke überschütteten mich mit Qualen, die Jahre voll Thorheit abbüßten. Nein, niemals ist früher oder später Aehnliches von mir empfunden. —

Ein völlig neuer Wirkungskreis, die Wichtigkeit des mir Anvertrauten ließen Schmerz und Sehnsucht in den Hintergrund treten. Nie habe ich vergessen, aber ich bin nicht positiv unglücklich gewesen, ich war zu beschäftigt, zu sehr geistig in Anspruch genommen, um es sein zu können, dagegen war auch mein Glück völlig negativer Art. — Mir erging es wie Erblindeten, welche ihr Loos mit Gelassenheit, oft selbst mit Heiterkeit tragend, erst im Augenblick, wo die Sehkraft ihnen wiederkehrt, selbst im dankbaren Rausch des Entzückens, den unermeßlichen Verlust durchfühlen, den sie seit Jahren erlitten. Ihr Anblick

war das Licht, welches in meine umnachtete Seele fiel. Wie Sie, habe ich nichts geliebt im Leben, und daß ich noch unvermählt bin, spricht dafür. Wer einmal, wenn auch in tadelnswerther Verirrung des Gefühls, als Gefährten des holdesten, wahrsten, lieblichsten Wesens sich denken durfte, kann andere Frauen flüchtig bewundern, sein Herz wird leer und ungerührt bleiben.

In meiner Gesinnung spricht meine Bewerbung sich aus, welche ich halb gläubig, halb furchtsam darlege. Ein einziger Blick hat mir Muth gegeben; beim ersten Wiedersehen, im überraschenden Impulse des Augenblicks. O, wie viel tiefe, freundliche Güte strahlte aus den lieben, lieben Augen mir entgegen! wie viel süße, wehmüthige Erinnerung lag darinnen! Darf ich, Ihnen gegenüber, des höchsten Glücks mich rühmen, dessen mein Herz sich zu entsinnen weiß? — Eine trennende Kluft liegt dennoch zwischen uns, der Unterschied des Standes, über welche ich kein versöhnendes Wort zu sagen weiß, ein bittendes wüßte ich wohl, aber es würde mir in dieser Beziehung keine Ehre bringen. —

Entscheiden Sie über mein, über unser Geschick; ich darf so reden, denn wer ein Herz voll treuer Liebe verwirft, veränderte zugleich das eigne Dasein, wäre es auch nur durch die Last nachdenklichsten Bedauerns mit einem Unglücklichen.

Wie schwer wird es mir zu schließen, denn mit aller Wärme des tiefsten Gefühls möchte ich Ihnen ewig wiederholen, was Sie wissen, worin Sie keinen Zweifel setzen können. Was könnte besser für einen Liebenden sprechen, als Liebesklagen und Liebesworte! — Leben Sie wohl,

vielleicht — vielleicht sehe ich Sie niemals wieder — niemals, oder für immer. Einen Mittelweg giebt es nicht, ich muß ganz glücklich oder völlig unglücklich werden. —

Antwort.

Heiße Thränen der allertiefsten Betrübniß sind von mir über Ellens Schicksal geweint. O arme, liebe Ellen! und Sie, Walsing, wie glücklich waren Sie! hätte ich nur etwas zur Linderung ihrer Leiden beitragen können. Aber so denkt man immer bei großen Unglücksfällen und läßt im Leben bei geringeren Anlässen unbeachtet, wo man trösten, helfen, heilen könnte. Diese Lauheit, diese Gewöhnung des Gefühls am Leide Anderer, ist das Schlimmste, was man unserer Natur, und leider mit Recht, nachsagen kann. —

So darf man also niemals im Leben einzig der treuesten Neigung nachgeben? Muß immer Vernunft mit zu Rathe gezogen werden? Die Vernunft, welche so Vieles verwirft, was Liebe wünscht. Ich fürchte es wohl; aber so klar im Schicksal dieser jungen Unglücklichen Alles am Tage zu liegen scheint, der eigentlichste Grund wird dennoch übersehen. Es ist der Mangel an Religion; ein so auf die Spitze gestelltes Geschick konnte ohne diese feste, ernste Basis nimmer bestehen. — O, mein Freund, so wird im Leben fast Alles abgeschlossen, ohne gläubige Ruhe, Alles getragen, ohne die Hoffnung des Glaubens. — Das Ende entspricht dem Anfang, wo der Grundpfeiler fehlt, da sinkt das Haus zusammen. —

Und Georg! der süße Knabe! er soll unser Sohn sein, und mit diesem Ausspruch beantworte ich zugleich

Ihre lieben, herzgewinnenden Worte. Gedankenvoll, tief nachsinnend, ist Alles von mir erwogen, was könnten wir Besseres thun, als den Rest unseres Lebens in Frieden und Zuneigung miteinander hinbringen? Sie konnten der Vergangenheit erwähnen, ich kann und darf es nicht; halten Sie Sich an die Gegenwart, welche mich im stillen Rückblick bestimmt, mit Innigkeit meine Einwilligung zu geben. Der Unterschied des Standes wird durch den Rang aufgehoben, welchen Sie in der Welt als Preis Ihres Talents bekleiden, ich habe niemals Werth auf einen Titel gelegt, den so Viele mit mir theilen.

Später wollen wir in H.... uns einschiffen und an jenem Lootsenhause landen; von derselben Bank will ich auf's Meer hinblicken, wo Sie den armen Roslin wiederfanden, wo sein verdüsterter Blick die fernen Fahrzeuge erspähte, will in demselben Boote mich rudern lassen, worin er mit so viel Verzweiflung im Herzen mit Ihnen umherschiffte. Mit einander wollen wir dort das arme junge Paar beweinen, und Georg, der arme, liebe Georg, soll vom Gestade eine Handvoll Muscheln und Steine zu ewiger Erinnerung mit hinweg nehmen.

Mein lieber, lieber Freund, wir dürften vielleicht sehr glaubwürdig sagen, daß zwei Freunde die noch übrigen Tage mit einander vereint verleben wollen, aber ich denke, es wäre Alles unwahr, und fürchte sehr, daß zwei Liebende sich wiederfinden, und im Rausch einer noch jugendlichen Empfindung sich ewige Neigung und Treue geloben. So sei es denn — zwei Liebende finden sich, aber zwei Freunde wollen mit einander ausharren in Noth und Tod!

V.

Liebes-Duett.

Zweiundzwanzig Elegien

von

F. Gustav Kühne.

---

1. Der Gefangene.

Weckt mich nicht aus meinen Träumen,
Ach! der Schlummer ist so süß!
Und in goldgewirkten Säumen
Wogt und webt mein Paradies.

Was ich weiß — ich will's nicht wissen,
Was ich glaub' ist Seligkeit,
Und die Täuschung zu vermissen
Wär' mein tiefstes Herzeleid.

Nicht den Augen will ich trauen,
Dämmerlicht ist wundersüß;
Nicht in's Helle mag ich schauen:
Laßt mich still im Burgverließ.

Goldumsponnene Gitterstäbe
Schmücken meine Kerkerwand,
An dem Fenster schmiegt die Rebe
Sich hinauf zum Dachesrand.

Seht! so sitz' ich hier im Dunkeln,
Selbst den Himmel schau' ich nicht,
Aber Sterne seh' ich funkeln,
Und ich fühle Glanz und Licht.

Wenn sich meine Augen schließen,
Seh' ich nur ihr sanftes Bild;
Duft und Dämmerung umfließen
Meine Seele warm und mild.

II. Stille und Bewegung.

Der Gesträuche Balsamfluthen
Wogten durch die Gartenflur,
In der Sonne dunklen Gluthen
Schwamm und bebte die Natur.

Tief betäubt von würzigen Düften
Hängt der Kelch der Blume schwer,
In den angstbeklommnen Lüften
Regt kein Athem sich umher.

Müde von dem Sonnenwege,
Der sich nach dem Walde bog,
Standen wir im Laubgehäge,
Das die Wölbung um uns zog.

Und sie saß im grünen Schatten
Der nur wenig Kühlung gab,
Und die brennend heißen Matten
Schwiegen wie ein tiefes Grab.

Alles still. Auch mir im Herzen
Wogte stumm ein Feuerbrand,
Ob in Lust, und ob in Schmerzen,
War mir selber unbekannt.

„Himmel! welche Todtenstille
Drückt uns, sprach sie, denn so schwer!
Mitten in des Reichthums Fülle
Scheint die Welt mir plötzlich leer!"

Und sie sprang und hüpft' und lachte
Jubelnd in den Wald hinein,
Bis das Echo rings erwachte
Fern wie stille Bergschalmei'n.

Wo sie hinflog, wogte Regung,
Und ich haschte sie im Lauf;
Eine bebende Bewegung
Taucht' in allen Blumen auf.

Und die Geister in den Blüthen
Gaukelten aus ihrem Traum,
Und die Abendstrahlen glühten
Sanfter von dem Bergessaum.

III. Erstes Duo.

„Sag', was willst du, guter Schäfer?"
Sprach sie und entwand sich mir.
„Und gesteh' es, stiller Schläfer,
Wachst du oder träumst du hier?"

„Laß mich bei des Abend's Schwühle,
Deine Hand ist brennend heiß:
Warte bis zur Morgenkühle, —
Weiß ich doch schon was ich weiß!"

„„Du nur kannst die Gluth verscheuchen,
Lindern meiner Seele Pein!
Willst du mir die Hand nicht reichen:
Gönne mir's, Dir nah zu sein.

Schneeweiß glänzen deine Flügel,
Täubchenzartes Mädchenbild!
Wie der Wind vom Morgenhügel
Bebt dein Athem frisch und mild.""

IV. Ueberraschung.

Und sie bot der duftigen Wangen
Zarten, pfirsichweichen Flaum,
Und im drängenden Verlangen
Stand ich zitternd wie im Traum.

Ach! sie bot warum ich flehte,
Ihrer Huld beglückte Lust:
Plötzlich wie der Frühling wehte
Mir ihr Hauch aus tiefster Brust.

Kühlste Stille im Gemüthe —
Und nun plötzlich Hochterguß!
Und der Lippen Kirschenblüthe
Wölbte sich zum Wonnekuß.

Warum zittern, warum beben?
Liebeshuld ist kurz und süß:

Wem's die Götter plötzlich geben,
Schaut das schönste Paradies.

Ach! ich sann und konnt's nicht fassen,
Daß das ferne Glück so nah, —
Und im tödtlichen Erblassen
Saß ich wie ein Bildniß da.

Meine Pulse hielten stille,
Und der Athem stockte tief,
Meiner Seele regste Fülle —
War es doch als wenn sie schlief.

Und sie bog sich rasch von hinnen,
Und ihr Lächeln wurde Schmerz,
Eine Perle sah ich rinnen
Und geschlossen war ihr Herz.

Ihre Perle lockte Fluthen
Mir aus der erwachten Brust:
Alle Bäche, die da ruhten,
Quollen auf zur Liebeslust.

Stürzt' ich auch zu ihren Füßen,
Ach! sie wandte still sich ab: —
Soll ich denn nun ewig büßen —
Ewig bis zum stummen Grab?

V. Abendfeier.

Wir saßen vom Laubdach tief umschirmt,
Der Himmel war rings von Wolken umthürmt,
Der Mond, er drückte die Augen zu:
Wir wünschten ihm 'ne gute Ruh.

Und mußte das Dunkel uns so umfließen,
So durften die Herzen sich frei ergießen:
Da haben wir manches uns gesagt —
Im Sonnenschein hätt' ichs nicht gewagt.

Es rollten die Locken vom schönen Haupt:
Wie ein Rosenbusch saß sie reich umlaubt.
Und wie ich geküßt die dunklen Locken,
Da wollt' es mich weiter noch verlocken!

Der Stern des Auges hält streng Gericht;
Doch ich schaute nicht mehr ihr Augenlicht.

Ich hörte der Nachtigall süßes Flöten —
Ich sah nicht mehr ihr stilles Erröthen.

VI. Duo.

Ach! du schaust mir in die tiefste Seele;
Sag' mir, Holde, was erspäht dein Blick?
Sahst du meine Tugend, meine Fehle —
Nimm was drinnen ist und gieb's zurück.

„O! ich sehe nur ein gährend Feuer;
Mensch, du bist nicht fromm, bist jäh und wild!
Tief im Innern ist dir's nicht geheuer,
Deiner Wünsche Maß ist unerfüllt."

Laß mich, Holde, drum noch länger schauen,
Gönne mir dein süßes Sternenlicht,
Das der dunklen Nacht geheimstes Grauen
Mit dem Strahl der Gnade still durchbricht.

„Weh, du Mann, vor deinem dunklen Blicke
Löst sich mir ein feuchter Thränenthau.
Ach! in unsrem trauten Liebesglücke
Wölbt sich uns der Himmel nicht mehr blau."

Laß uns doch die tiefste Nacht umdunkeln,
Wo nur Liebesschmerz und Kummer wohnt;
Wird kein Himmelsstern uns mehr umfunkeln,
Wandelt doch dein Auge drin als Mond.

„Dunkler Mann, ich sah Dich nimmer lächeln,
Ist dir ewiger Schmerz so eng vertraut?
Sprichst mir ja, daß Engel dich umfächeln,
Und doch wird die Freude niemals laut!"

Schau mir nur bis in mein tiefstes Leben,
Gönne mir's, und halte treu und fest,
Alles Nachtgeflügel wird entschweben,
Wenn du deine Sterne leuchten läßt.

VII. Sprach sie zu mir:

„Nein, du darfst dich nicht anklagen,
Du bist ewig warm und gut.
Meine Küsse dürfen's sagen,
Daß in dir mein Himmel ruht.

„Bist dein eigener Verräther,
Wenn die Lust durch Schmerzen bricht:
Hinter dem umwölkten Aether
Lacht der Sonne treues Licht.

„Nein, ich kenne dich im Glücke,
Kenne dich im tiefsten Harm,
Und ich weiche nicht zurücke
Vor der Nachtgespenster Schwarm.

„Deine dunkelsten Ergüsse
Waren lieb und treu und gut,
Deine fieberhaften Küsse
Brannten eine ewige Gluth.

„Zieh in Zweifel meine Scherze,
Ob es nicht bloß Täuschung war;
Aber trau' dem düstern Schmerze:
Schwermuth spricht nur treu und wahr."

VIII. Sprach ich wieder zu ihr:

Weib, du kennst ja alle Mächte,
Alle Träume rufst du wach,
Und die Wunder dunkler Nächte
Wechseln mit dem lichten Tag.

O so laß mit Wechseltönen,
Heilig süßer Melodien,
Um die Welten zu versöhnen,
Uns durch's weite Leben ziehn.

Alle Sphären zu durchfliegen,
Wundersamster Hochgenuß!
Streiten, sühnen — kämpfen siegen, —
Ewiger Fried' im ewigen Kuß!

IX. Unisono.

Ich bin nicht ich mehr, wenn ich dich erblicke,
Du bist nicht du mehr, schaust du mir in's Herz,
Und ach! in diesem süßen Wechselglücke
Zerfliegt die stille Seele himmelwärts.

Im Rausch der Liebe zähl' ich keine Stunden,
Im Rausch der Seele giebt es keinen Raum.

Vergangenheit und Zukunft sind verbunden,
Und Alles, selbst die Gegenwart, ist Traum.

Und ist es aus mit unsrem Traumesleben,
Auch jenseits finden wir nicht Raum noch Zeit,
Kein Ich, kein Du, — in Gottes Schooß entschweben
Wir Alle still in alle Ewigkeit.

Dort werden wir uns bald zurechte finden:
Wir wissen hier schon wie das All zerfließt,
Und wie die Leuchten dieser Welt erblinden,
Wenn sich das Herz dem Herzen tief erschließt.

X. Auferstehung.

All dies göttergleiche Leben,
Diese himmelstrunkne Lust,
Meiner Fibern heilig Beben,
Sonn' und Mond in tiefster Brust.

Meiner Wangen Glanzerröthen,
Meine Stirn so licht so hell,
Meiner Seufzer leises Flöten,
Meiner Thränen Freudenquell —

Sprich, gabst du mir alles dieses,
Maßest du so reich, so voll? —
Krone meines Paradieses,
Dir gebührt des Dankes Zoll.

Alle meine Geister schwiegen
Tief im Busen starr und todt:
Ich bin aus mir selbst gestiegen
Frei zum lichten Morgenroth.

Meine Kerker sind entriegelt:
Stumm sinkt meine Nacht hinab,
Meine Seele ist beflügelt
Und erlöst aus ihrem Grab.

Christus ist mir auferstanden,
Wie er stieg zum Himmelszelt,
Und aus meinen dumpfen Banden
Schweb' ich frei durch alle Welt.

XI. Metamorphose.

Sprach sie dagegen:

„Auch mir hast du den Erlöser gebracht;
Meine Seele lag tief in der Wiege,
Das Kind schlief still, — nun ist es erwacht,
Nun kennt es die Himmelsstiege.

„Wir steigen wol auf und niederwärts
Durch aller Welten Räume,
Es jubelt und weint und lacht das Herz
Und macht sich bunte Träume.

„Es blieb der Traum, obschon ich erwacht —
Wir wachen — und träumen doch immer;
Es schwand die Sabbathstille der Nacht
Mit ihrem Friedensschimmer.

„Es zogen wol Schmerzen in meine Brust,
Und früher kannt' ich nur Freuden,
Und doch! wer tauschte für stumme Lust
Der Liebe geschwätzige Leiden?

XII. Mußt' ich wieder reden:

O wundersamer Liebesrausch,
Wer faßt dein geheimstes Leben?
Unnennbar süßer Seelentausch,
Wie deine Zauber weben!

Du gabst dich mir, ich gab mich dir
Im Wechselspiel der Liebe,
Daß Lust und Leid nun für und für
In ewiger Eintracht bliebe.

Es brach dein stiller Kindertraum
Vor meinem Schmerz zusammen,
Und unsrer Freude Weihnachtsbaum
Steht doch in hellen Flammen.

XIII. Ziel des Lebens.

Alles strebt zum hellen Lichte
Und sinkt dann in seine Nacht,

Das Geschehene zum Gedichte:
Das ist seine Zaubermacht.

Was nicht Lied wird und Gedanke,
Wuchert hin und wuchert her;
Wie es sich auch mühsam ranke:
Eignes Sein erringt es schwer.

Aus des Chaos dunkler Gährung
Ringen sich die Stoffe los,
Und zur seligsten Verklärung
Lockt der Liebe süßer Schooß.

Alles sehnt sich zum Genusse,
Das ist alles Strebens Ziel,
Und im innigsten Ergusse
Stirbt der Seele Dranggefühl.

Schwäne ziehn im ruhigen Gleise
Sanft vermählt und sehnsuchtsstill,
Und die Woge schmiegt sich leise,
Wunderseltsam tief und still.

Lauschend schweigt der Winde Kosen,
Bebend liegt die Welt im Traum,
Dunkler röthen sich die Rosen,
Und die Espe zittert kaum.

Ist das Freude? ist das Trauer? —
Schweig, ich weiß es selber nicht;
Das ist Liebesandachtschauer,
Das, Natur, ist dein Gedicht.

XIV. Sprach sie zu mir:

„Laß mich zittern, laß mich beben,
Aber zweifle länger nicht,
Daß ich mein geheimstes Leben
Dir geweiht zu süßer Pflicht.

„Lippen, Herz, und Mund und Wangen,
Und der Seele tiefster Schooß —
Eint mit dir sich im Verlangen;
Dich zu lieben ist mein Loos.

„Deine Zweifel können tödten —
Und doch wär' ich sterbend dein:
Sieht die Nacht nicht mein Erröthen,
Kann ich frei und offen sein.

„Du zerstörst mir meinen Himmel,
Mühst dich selbst in bittrer Qual, —
Jage fort dein Angstgewimmel,
Sei doch fromm und still zumal!

„Küss' ich dich, so muß ich zittern,
Denn dein Athem glüht und bebt:
Warum soll es denn gewittern,
Wenn die Sonn' uns hell umschwebt?

„Nasche doch vom Glück der Stunden,
Zukunft liegt mir viel zu weit:
Als ich dich, du mich gefunden,
Der Moment hat Ewigkeit."

XV. Nachtgeheimniß.

Andächtig lauschend, sinnend still versunken,
Als wenn ein ferner Geisterton mich rief,
Hab' ich am Liebesurquell tief getrunken,
Berauscht, betäubt, als wenn die Seele schlief.

Geheimnißvolles Licht! dein Sterngefunkel,
Ich sah es wogen leis' im Dämmerschein.
Es war mir hell im nächtlich stillen Dunkel,
Ein süßer Schauer floß durch mein Gebein.

So sind die Schranken alle denn entriegelt,
In's Bad des Lebens taucht' ich wonnescheu,
Der Räthsel räthselvollstes liegt entsiegelt,
Ein altes Wunder und doch ewig neu.

Ich glaubte sonst, die Welt sei dumpf verschwiegen:
Nun hat sie ihr Geheimstes ausgehaucht;
Den Schooß des Daseins seh' ich offen liegen,
In den sich meine Seele tief getaucht.

Nun weiß ich was den Lauf der Sterne zügelt:
O süß Empfängniß, heilig, wunderbar!
Nun weiß ich wie zur Brautnacht eng beflügelt
Gott und Natur verschmilzt auf immerdar.

XVI. Beschämung.

„Wer hat die Lippen dir entbunden?
Was sprichst du aus, du dunkler Mann!
Was ziehst du unsre Weihestunden
Zum lichten Tag der Welt heran?

„Das ist sonst ungesagt geblieben;
Selbst denken sollst du's nicht einmal.
Ach Himmel! einen Dichter lieben,
Welch' namenlose Herzensqual!"

XVII. Vorschlag.

Laß mich reden, dumpfes Schweigen
Sprengt des Herzens enge Kluft,
Willst du mir dein Ohr nicht neigen,
Schrei' ich's durch die weite Luft. —

Aber ach! sie senkt die Wimper,
Nimmt die Zitter, schmollt und lauscht:
Mach' dir doch ein still Geklimper,
Wenn mein Lied zu üppig rauscht.

Klimpre du auf deiner Leier,
Und ich singe laut und voll;
Das ist doppelt hohe Feier —
Hält uns auch die Welt für toll.

XVIII. Ewig?

„Ich soll's beschwören, ernstlich sagen,
Ob unser Glück ein ewiges sei?
O Faust, o Faust, mit deinen Fragen,
Mit deiner Spürkraft Grübelei.

„Soll denn die Rose ewig blühen?
Sie reift nur für den Augenblick,
Und wenn die Winde herbstlich ziehen,
So bleicht sie still und sinkt zurück.

„Sie fragt gar nicht nach Blüthendauer,
Selbst sterbend schwimmt sie im Genuß;
In der Erinnrung süßem Schauer
Da fühlt sie noch der Biene Kuß.

„Fühlt noch des Schmetterlinges Kosen,
Wenn Blatt und Blume schon verbleicht:
Das ist das Schicksal aller Rosen —
Und Liebe hat nie mehr erreicht.“

XIX. Höchstes Glück.

Nenne mir der Augenblicke
Seligsten im Liebesharm!
Denk' an alle Zeit zurücke,
Wo wir ruhten Arm in Arm.

Welcher aller Hochgenüsse
Mag für uns der schönste sein?
War's der Wirbelhauch der Küsse?
War's der Sehnsucht Wonnepein?

War's wie du zum ersten Male
Mir in's tiefste Herz geschaut?
Oder mit dem Augenstrahle
Mir dein Seelenglück vertraut?

War's wenn unsre Adern glühten?
Oder in der Zweifel Noth,
Ob die Augenblitze sprühten
Leben oder Liebestod?

War's als durch den Thränenschleier
Sich dein Blick in Wehmuth brach?
War's die heilig dunkle Feier,
Als die Nacht still um uns lag?

O du tief geheimstes Beben!
Ich durchschwelgte oft dein Glück,
Aber Eins im Liebesleben
Kehrte niemals mir zurück.

Als du gabst warum ich flehte,
Stiller Blicke Zauberlicht,
Keuscher Morgenathem wehte
Um dein schüchtern Angesicht.

Zitternd reichtest du die Lippen,
Erster Neigung Stillgenuß —

Ach! es war nur scheues Nippen,
Reinster Liebe erster Kuß.

XX. Da sprach sie unwillig:

„O du undankbarer Wähler,
Der die Blüthe sich zerpflückt,
Und sich selbst ein ewiger Quäler
Seinen Liebestraum zerstückt.

„Du — mit deinem trunknen Herzen
Hast den Morgenhauch verscheucht,
Der in spielerischen Scherzen
Uns die Knospe still gereicht.

„Deine flügelschnellen Küsse,
Deiner Worte glühnder Wein,
Deiner Seele Fluthergüsse,
Deine drängend heiße Pein —

„Das sind alle die Verräther,
Die dein Erstlingsglück zerstört
Und den frischen Morgenäther
In den schwühlen Tag verkehrt.

„Ach! vom jungen Morgenhügel
Siehst du auf die Lerche ziehn,
Aber matt senkt sie die Flügel,
Fängt der Himmel an zu glühn.

„Schnell verstummt sind ihre Lieder,
Und sie taumelt niederwärts; —
Ach! so klammert mein Gefieder
Matt und krank sich an dein Herz!"

XXI. Lebe wohl!

„Ich kann es länger nicht verhehlen —
Ja, wer die Wahl, hat auch die Qual,
Und dennoch will auch ich nun wählen
Die liebste Speis' am Liebesmahl.

„Ist Liebe reicher als das Leben? —
Ach! Leben zieht sich lang und weit,

Und Alles möcht' in Einem geben
Der Liebe Lust und Herzeleid.

„Die Liebe engt die fernsten Weiten,
Wie sie das Nächste tröstlich dehnt;
In Einem Blick ruhn Seligkeiten,
Die du auf Erden nie gewähnt.

„Was zart und groß, was fromm und düster,
Und was das Leben bunt umspielt;
Das wird in Einem Kußgeflüster
Der tiefsten Liebe durchgefühlt.

„Nun denn, ihr süßen Liebesflammen,
Der Welt verborgen, still und scheu,
Ich fass' euch alle noch zusammen,
Ich fühl' euch alle ewig neu.

„Und ob ich nun auch weinend scheide,
Doch schmeck' ich wie im ersten Glück
All meines Herzens Leid und Freude
Im letzten Kuß, im letzten Blick."

XXII. Der lyrische Dichter.

Schlußgedicht.

Er singt sich selbst, er giebt sich hin —
Und wär' auch Höll' und Himmel drin.

Er gab es was er heimlich barg:
Nun sitzt er stumm, nun sitzt er karg.

Ach! mit der Liebe starb sein Lied,
Ein kurzer Lenz hat ihm geblüht!

O furchtbar Loos! der Dichter ist todt!
Der Mensch ist immer noch frisch und roth.

O Nacht, Nacht! wende dich bald zurück,
O Leben! wiege sein dunkel Geschick.

Ach! innen todt und außen blind,
Er tappt umher, ein greises Kind!

Er hat die Ewigkeit geschaut:
Drum sind ihm alle Farben ergraut.

Er war im Glück ein Feuermeer,
Nun ist sein Hirn verbrannt und leer.

Er war im Glück ein Flammenstrahl,
Er schwelgte an dem Göttermahl:

Und nun — wer liebt, wer duldet ihn hier?
Er wankt, ein Bettler, von Thür zu Thür. —

Erbarmer der Welt, errette mich:
Ich lebte, liebte, litt für dich.

VI.

Die Höhle von Antiparos.

Von

Semilasso in Griechenland.

(Aus dessen zunächst erscheinendem Reisewerke.)

Der Morgen leuchtete mir im Hafen von Antiparos, die Ufer von Paros dicht vor uns, und rechts über viele kleine Inselklippen hinweg in einiger Entfernung Nio, das alte Jos, welches keine Tempel, keine Reste alter Kunst aufzuweisen hat, und dennoch von allen übrig gebliebenen Bergspitzen dieses untergegangenen Kontinents die merkwürdigste ist, wenn wir der Nachricht Glauben beimessen dürfen, daß auf ihr Homer seine unsterbliche Laufbahn beschloß. Auch wird diese Insel für die Schönheit und das affable Benehmen ihrer Weiber citirt.

Der Hauptort von Antiparos ist nnr ein unansehnliches Dorf, in welchem jedoch der Dinarch ein sehr gutes Haus bewohnt. Er selbst war in Athen, und wir wurden von seiner Frau, ihrer recht hübschen, etwas korpulenten Tochter, einer jungen Nichte und einem Verwandten des Hauses mit ehrwürdigem, weißen Barte, der noch die tür-

kische Kleidung alten Styles trug, empfangen. Diese Vergünstigung, einen Bart zu tragen, welches den Griechen im Allgemeinen verboten war, wurde dem Alten für geleistete Dienste vom Sultan persönlich verliehen, was in jener Zeit ohngefähr einem jetzigen Orden zweiter Klasse bei uns gleich gekommen sein mag. Die drei Damen hatten zu meiner Verwunderung die deutsche Sitte des Strickens angenommen, und jede derselben bearbeitete ihren Schicksalsstrumpf mit der Aemsigkeit der geschicktesten unserer Kleinstädterinnen. Auch ihre Tracht war fast ganz Europäisch.

Nach dem Genuß der gewöhnlichen Erfrischungen, welche, der patriarchalischen Weise dieser Länder gemäß, dem Bauer, der uns hergewiesen, mit uns eingetreten war, und sich auch sans façon auf den gegenüberstehenden Divan niedergesetzt hatte, gleich uns von der jungen Nichte dargereicht wurden, — machte ich mich mit Theolog, sechs Führern und dreißig Wachslichtern sogleich nach der berühmten Höhle auf den Weg, die anderthalb Stunden vom Dorfe, am Gipfel eines der höchsten Hügel dieser Insel liegt. Der Ritt dahin gewährte wenig Interesse, denn obgleich Antiparos etwas grüner und vegetabilischer aussieht als Milo, so hat es doch eben so wenig Bäume und bietet daher einen nicht viel erfreulicheren Anblick.

Ich bemerke hier im Voraus, daß ich zufällig weder Tourneforts, noch Choiseuls, noch irgend eines Andern Beschreibung der Höhle von Antiparos gelesen habe, und folglich nur den Eindruck wiedergeben kann, den sie ohne alle vorgefaßte Meinung auf mich selbst gemacht hat.

Auffallend ist es, daß kein alter Schriftsteller der

Höhle von Antiparos, sonst Olearos, erwähnt, was voraussetzen läßt, daß sie zu jener Zeit noch nicht entdeckt worden war. Dennoch findet man die Reste einer, wie es scheint, alten griechischen Inschrift an ihrem Eingang.

Sie ist ohne Zweifel die schönste und grandioseste ihrer Art, die ich wenigstens gesehen habe, was jedoch nicht allzuviel sagen will, da mir sowohl die Wunderhöhle von Corneal und von Adelsberg bei Triest, als die von Apfeleck in Ober-Ungarn, und sogar die Baumannshöhle auf dem Harz, sämmtlich bis jetzt unbekannt geblieben sind. Schon der Eingang der hiesigen, vor dem sich ein geebnetes Rundel mit einer kleinen Kirche und einer anmuthigen Aussicht auf die nahen Inseln befindet, ist imposant, denn unter einem hohen, weit vorspringenden Halbgewölbe bilden bereits von außen in freier Luft kolossale Tropfsteinfiguren, von denen die eine einer Statue, die andere einem mit hieroglyphischen Zeichen bedeckten Thurme gleicht, das Portal zum finstern klaffenden Munde dieses wahren Tempels der Nacht.

Wenn man sich außer der gehörigen Anzahl von Führern, Lichtern und Stricken, auch noch mit zwei bis drei Leitern, jede wenigstens von zwölf Sprossen versieht, kann man die Höhle in ihrem ganzen Umfange, mit allen ihren verschiedenen Sälen und Gemächern ohne Gefahr, ja sogar mit verhältnißmäßiger Bequemlichkeit besichtigen — wenn man aber, wie wir, nur eine einzige morsche Leiter mit sechs Sprossen, die, erst kürzlich reparirt, gleich im Anfange wieder zerbrach, und nachher nicht mehr zu brauchen war, sich verschaffen kann, so ist die Unternehmung nicht nur gefährlich, sondern in fast unerträglichem Grade

erschöpfend, weil Einem nichts übrig bleibt, als sich an zwölf bis sechszehn Fuß hohen, glatten Felsenwänden, blos mit Hülfe der Taue hinab- und hinauf zu helfen, was nur dem geübtesten Turner, wie den hiesigen Führern leicht werden mag. Im Mai dieses Jahres fiel ein englischer Schiffsarzt an einer dieser Stellen herab, und starb drei Tage darauf an den Folgen seines Sturzes. „Wenn das Kalb ersoffen ist, deckt man den Brunnen zu", sagt das Sprüchwort — doch hier ist man noch nicht einmal so weit gekommen, und der Gouverneur in Naxos, unter dem auch Paros und Antiparos stehen, hat weder vor noch nach dieser traurigen Katastrophe je daran gedacht, die weltberühmte Höhle zugänglicher zu machen, obgleich so viele Fremde sie fortwährend besuchen, und die ganze Sache mit höchst geringen Kosten auf das Leichteste zu bewerkstelligen wäre.

Die mannigfaltigen Gewölbe, welche die Höhle in sich schließt, sind von großer Ausdehnung und Höhe, und die Form der Stalaktiken von überraschender Abwechselung. Kannelirte und glatte Säulen, prachtvolle Draperieen von der größten Ausdehnung, Thiere, und Sitze in seltsamen Formen, über denen Schwerter und Lanzen herabzuhängen schienen, und andere barokke Gestaltungen sind häufig. Man zeigte mir auch den Altar, auf dem der Marquis de Nointel eine Messe lesen ließ, und den Namen unsres Herrn Christus eingeschrieben hat, neben welchem sich seitdem Tausende von Schächern, in Bleistift, Farbe und eingemeißelter Schrift zu verewigen suchten; am Ende hat ein Franzose auch noch den Namen einer von ihm verehrten Jungfrau hinzugesetzt: „Helene

Tacher, l'incomparable femme!" ein belustigender Schweif des Ganzen.

Was auf mich den stärksten Eindruck machte, war ein wohl 50 bis 60 Fuß hohes weites Gewölbe, über 100 Klaftern tief in den Eingeweiden der Erde, dessen wundersame Decke fallendem Schnee glich. Darunter glaubte man glänzend weiße Eisblöcke wild übereinander geworfen zu sehen, in deren Zwischenräumen ich jetzt meine Lichter so aufstellen ließ, daß man diese selbst nicht, sondern nur den Schein, den sie von sich strahlten, gewahr werden konnte. Diese Beleuchtung wirkte um so magischer, da gegenüber sich ein dunkler, wie mit Schuppen überdeckter Vorhang hinzog, von dem, obenherab aus dem Gestein dringend, eine schwarze Riesenfaust nach den schimmernden Eisklumpen unter ihr langen zu wollen schien.

Ich brachte ungefähr eine Stunde in der Höhle zu, wo eine heiße Stickluft herrschte, welche die Fatigue des Durchkletterns noch vermehrte. Zum Unglück hatte ich überdem, mit meiner gewöhnlichen Distraktion, früh ein Paar Stiefeln mit großen englischen Anschraubesporen angelegt, die während des Reitens zwar noch nützlich waren, aber, da ich sie beim Eintritt in die Höhle, trotz aller Mühe, nicht los zu machen vermochte, mich in dieser nicht wenig inkommodirten, abgerechnet die Lächerlichkeit, gewiß der erste zu sein, der die halsbrechende Grotte von Antiparos mit langen Sporen bestieg. Auch bedurfte ich, als ich in Schweiß gebadet an das goldene Tageslicht wiedergekehrt war, einer langen Ruhe, ehe ich mich disponirt fühlte, den Rückweg nach dem Dorfe anzutreten. Theolog hatte schon bei der ersten schwierigen Stelle alle Neugier

verloren weiter vorzubringen, und sonnte sich, seinem Beruf gemäß, vor der Kirche, wo er erklärte: „diese Höhle sei bereits ein Vorschmack der Hölle." Einer der Führer neckte ihn deßhalb, lobte dagegen meine Ausdauer, und schloß, sich gegen mich wendend, mit dem seltsamen Compliment, daß, da ich so rüstig in die Vorhölle hinabgestiegen sei, ich auch gewiß ohne Schwierigkeit in die wirkliche gelangen werde. Es scheint, als wenn dieser Hellene mehr antike als christliche Notionen von der Unterwelt in sich aufgenommen hatte.

Man erzählt von Lord Byron, daß ihm bei seinem Besuch der Grotte die Lichter darin ausgingen, und verbindet damit die Idee einer großen Gefahr. Dies ist aber irrig; denn die Höhle ist kein Labyrinth, und jeder der Führer findet den Ausweg so gut im Dunkeln, wie mit Lichtern, deren im schlimmsten Falle auch immer binnen einer Stunde frische leicht herbeizuschaffen sind. Alle Noth würde sich daher blos darauf beschränken, diese Zeit über in der Finsterniß verbleiben zu müssen, einer romantischen Situation, die, wenn sie wirklich statt gefunden, Lord Byron ohne Zweifel Gelegenheit zu einem schönen Gedichte mehr gegeben haben würde. Besuchte man aber die Höhle gar in Gesellschaft einer Dido, so müßte ja ein ähnlicher Unglücksfall nur noch anziehender werden, gleich den Zwischenakten bei den Ombres chinoises, wo Niemand sich über die eintretende Dunkelheit beschwert.

Ohngeachtet meiner Müdigkeit ging ich den größten Theil des Rückweges aus Ungeduld zu Fuß, weil die kleinen Esel, die wir im Dorfe gemiethet hatten, die Faulheit, welche ihr Geschlecht characterisirt, in einem so unbe-

siegbaren Grade besaßen, daß kein Züchtigungsmittel ihren Schneckenschritt zu beschleunigen vermochte.

Die Frau des Dinarchen bot mir, als wir wieder in ihrem Hause anlangten, gastfreundlich dieses zum Nachtlager an, doch zog ich meine größere Bequemlichkeit auf dem Schiffe vor, wo wir die Nacht wegen eines drohenden Gewitters und Sturmes, die sich schon durch fernes Wetterleuchten ankündigten, im sichern Hafen verblieben. Die Matrosen hatten sich unterdessen mit Fischen beschäftigt und eine so große Anzahl gefangen, daß wir, wenn auch nicht Dreitausend, doch wenigstens Alles, was sich auf dem Schiffe befand, damit sättigen konnten. Dies war uns aber um so willkommener, da in dem elenden Antiparos nicht die geringste Provision hatte aufgetrieben werden können.

VII.

Literaturblätter.

1.

F. G. Kühne's Klosternovellen und Charaktere.

Keine Literaturzeit hat soviel über sich selbst radotirt als die neueste, die vielleicht jetzt ihre Flegeljahre überstanden hat, um sich aus unruhigen Jünglingsträumen in ein thatsächliches Wirken überzubilden, und die Ideale, die sie stürmisch dem Leben abgefordert hatte, wenigstens in wesenhaften und inhaltsvollen Schöpfungen verbluten zu lassen. Denn ohne Verbluten geht es in unserer Epoche nirgend ab! Die Literatur, welcher seit 1830 die Flügel ebenso sehr gewachsen als verstaucht sind, wird ihr zwitterhaftes Verhältniß zur Nation nicht eher bessern können, als bis sie anfängt, der Nation Etwas zu geben anstatt ihr beständig zu nehmen, sie zu erquicken durch das neue und frische Blut, das Gestalt wird, anstatt sie damit erfolglos zu prickeln! Durch ein bloßes gereiztes Anstaltenmachen zur Literatur, wo jede kleinliche Persönlichkeit von

ihrer Hühnerstiege herab uns vorkräht, was sie Alles thun will und was Alles gethan werden müsse, durch diese eitle und thatenlose Selbstbespiegelung ohnmächtiger Naturen, die nur von denjenigen Dingen plaudern und prahlen, die ein wahrhaft strebender Geist in der Stille seiner Werkstatt als Mauerkelle und Hammer unter seinem Tisch liegen hat aber nicht schon für das fertige Gebilde selbst ausgiebt, durch diese Charlatanerie unserer Literaturmacher hat sich seit mehreren Jahren die Gefahr gezeigt, eine Literatur entstehen zu sehn, die eigentlich nur noch für die Literaten selbst von Interesse und Wirkung sein kann. Und auch dies nur in einem höchst krämerhaften und kleinbürgerlichen Sinne! Es sind aber Productionen nöthig, durch welche die deutsche Literatur wieder von dem Handwerksgeist unserer kleinen Literaten-Innungen abgelöst und zu einer Sache des Publikums gemacht wird! Denn wie kann eine Literaten in lebendige Wechselwirkung mit den Nationalinteressen treten, wenn sie den Weg zum Herzen der Nation nicht zu finden versteht, sondern, krankhaft in sich selbst wuchernd, nur ein entlegenes Winkeldasein, ein bettelhaftes Kneipenleben sich fristet? Wenn ein bekannter Spitalvater der neuesten Literatur vor einer solchen Literatenexistenz als „Lebensberuf" gewarnt hat, so kann man ihm darin wahrlich nur Recht geben, und muß nur bedauern, daß diesem Mann der sich entwickelnde höhere Begriff des literarischen Standes in Deutschland, der in seiner geistigen und moralischen Würde selbst seine verachtete Stellung im heutigen Staatsleben siegreich überdauern wird, so gänzlich unbekannt geblieben ist! Es liegen in unserer Zeit hochbedeutende Kräfte zu Tage, und

wenn sie noch mehr als ein unglückliches Conglomerat von Fähigkeiten daliegen, denn als eine gesunde und daseinskräftige Organisation, so ist die Widrigkeit dieser Zeit davon Ursach, daß es den besten Kräften so schwer gemacht wird, sich zu organisiren! Wenn aber die Literaten selbst fortfahren, bloß die Schlechtigkeiten ihrer armseligen Persönlichkeit in die Literatur zu übertragen und daraus Literatur zu machen, so wird ihre größte Strafe die sein, daß die Nation nichts von ihnen weiß, und daß sie, ohne gelebt und gewirkt zu haben, an dem Schmutz ihres eigenen selbstschänderischen Egoismus ersticken! Das Normalbild dieser modernen Literaturschlechtigkeit ist gegenwärtig ein hamburger Journal, in dem ein Schriftsteller, von dem man früher schönere und edlere Hoffnungen hatte, die neueste Phase der Entwickelung seines Geistes oder vielmehr nur seines menschlichen Charakters beschreibt. Er, der früher durch Schöpfungen, die weniger unreif, als vielmehr falsch und plump berechnet waren, die Zeitideen compromittirt und beschmutzt hatte; der durch ein heilloses Straßenausschreieen von Gedanken, die in der Stille des Geistes gepflegt und gezeitigt werden mußten, die Verfolgungen der Polizei auf die Literatur herabgerufen; den man dann in seinem Unglück und seiner Hinfälligkeit schonte und liebte, um ihn nicht gänzlich verkümmern und vereinsamen zu lassen, obwohl durch ihn die neuesten Literaturtendenzen mit der schwerabzuschüttelnden, weil lächerlichen, Kategorie des jungen Deutschlands beladen worden waren; er, statt nach diesen Kinderwirren endlich ein Mann zu werden, zeigt sich, eine kleinliche und gehässige Literatenkrämerei treibend, von Neuem bemüht, dem Publikum

seine Sympathie für die Literatur zu verleiden und ihm, statt Erquickung und Inhalt, das Schauspiel einer Polemik zu liefern, die so ekelhaft und principlos ist, daß nicht einmal Diejenigen, welche sie persönlich betrifft, daran Antheil nehmen werden, vielweniger das Publikum, welches sich mit Verachtung von diesen Ausbrüchen einer verzweifelnden Niedrigkeit abwendet!

Ist das Literatur? Dies schlechte Treiben, welches nicht gefährlich ist, weil es in sich selbst verdirbt, mußte doch hier erwähnt werden, um allen Zusammenhang dieser bloß aus persönlicher Nothdurft erzeugten Unliteratur mit der wahren, strebsam sich fortentwickelnden, die Nation suchenden Literatur in unserm deutschen Vaterlande öffentlich abzuweisen. Denn sie hat in der That nichts mehr mit ihr gemein, weil sie sich so schimpflich in ihren kleinlichen Interessen isolirt hat. In einer Zeit aber, wo Männer wie Varnhagen von Ense, Kühne, Anastasius Grün, H. König, Julius Mosen, Rückert, Lenau, Rosenkranz, Gans und noch sehr viele Andere in einem beständigen literarischen Hervorbringen begriffen sind, kann das Schicksal der neuesten deutschen Literatur zum Heil der Nationalbildung und zur Herausförderung des wahren Fortschrittes keinen Augenblick zweifelhaft bleiben. Unter diesen sonnigen Gestalten unserer Literatur, denen ich mich hier aus wahrem Herzensbedürfniß zuwende, und die ich am innigsten in einer bestimmten Gegenseitigkeit zum deutschen Publikum erblicke, liefert mir diesmal Kühne, durch die vier Bände seiner neuerschienenen Schriften (Leipzig, bei Engelmann 1838.) den erwünschtesten Stoff, um daran diejenige Art positiver Wirksamkeit, welche im gegenwärti-

gen Augenblick unserer Literatur so ersprießlich und heilbringend ist, hervorheben zu können. In Kühne hat sich die ächt menschliche und humane Seite unserer Literatur wohlthuend herangebildet und es ist durch die gediegene Einfachheit seines Verhältnisses zum Publikum mehr Bedeutsames gefördert worden, als durch alle die überreizten Anstalten, die Andere scheinbar zum Heil der Literatur, aber im Grunde nur zur Befriedigung ihrer Eitelkeit gemacht haben. Er hat das Auge fest und unverwandt auf ein höchstes Ziel der Verbesserung der heutigen Weltlage gerichtet, und versteht dabei in seinen gründlichen Anschauungen der Zeit zugleich durch Humor und Tiefsinn dasjenige Behagen um sich her zu verbreiten, welches immer mit einer geistigen und seelenhaften Fülle des Inhalts verbunden ist, selbst wenn Schmerz und Zorn sich hineinmischen müssen. Dadurch ist Kühne einer durchgreifenden Wirksamkeit am nächsten gekommen, indem er durch seinen geschmeidigen Geist den heutigen literarischen Verhältnissen Erquickung zuzuführen bemüht war und die Sympathieen der Nation für das Bestreben der literarischen Jugend zu erwecken suchte, während Andere, wie der unglückliche Gutzkow, von der Meinung ausgingen, daß man das Publikum ohrfeigen müsse, um ihm die höheren Zeittendenzen beizubringen!

Diesen reinen und wohlthuenden Charakter, der in dem Inhaltsvollen und Sachgemäßen seiner Thätigkeit beruht, hat Kühne in den letzten Jahren besonders in einer Reihe von Kritiken und literatur- und weltbeschaulichen Aufsätzen an den Tag gelegt, welche jetzt unter dem Titel: „Männliche und weibliche Charaktere“ gesammelt

und überarbeitet erscheinen. Jemehr man durch den naß-kalten Notizenkram unserer heutigen Journalistik davon entwöhnt ist, bei der Kritik einen Genuß zu suchen, um so belohnender wird man es finden, wenn man sich hier in zusammenhängender Lectüre an den guten kernhaften Geist und das schöne Gemüth, woraus Kühne's kritische Skizzen gewebt sind, hingeben kann. Diese Darstellungen umschreiben und verherrlichen zugleich einen großen Theil der heutigen Bildungsstoffe, welche am meisten bei der Gestaltung der neuesten Literatur und des gegenwärtigen deutschen Lebens mächtig gewesen. Der Verfasser entfaltet dabei vorzugsweisen Beruf, sinnverwandt jene weiblichen Gestalten zu würdigen, die durch ihre hervorleuchtende Erscheinung in unserer Zeit ein so eigenthümliches und in alle Fragen der Gesittung und Bildung hineinreichendes Interesse erregt haben. Seine Aufsätze über Bettina, Rahel, Charlotte Stieglitz beweisen durch sich selbst und durch die ganze Anregung, in die man dabei ein so begabtes Individuum, wie den Verfasser, gerathen sieht, welche neue und fruchtbare Beziehungen des Gemüths- und Culturlebens an diesen Frauen entstanden sind. Es konnte nicht fehlen in Deutschland und in einer Zeit, wo sich Alles trübt, daß man auch diese schönen Offenbarungen weiblicher Charaktere aus falschen Gesichtspunkten angefeindet hat, indem man ihren Erklärern, wie Kühne und Andern, Schuld gab, eine eigene Schule von Grundsätzen und Richtungen daraus gründen zu wollen. Beschränkte und triviale Köpfe, denen das Unheil der vielen Winkeljournale eine Existenz bereitet, haben sich neuerdings auf die Consequenzmacherei in der Literatur gelegt,

über die im Denken überhaupt Hegel schon die treffendste Bemerkung gemacht hat. Diese Consequenzmacherei hat namentlich dazu beigetragen, die Ansichten von der sogenannten Emancipation der Frauen, mit welcher sich schon der zum alten Deutschland gehörige Hippel beschäftigte, zu einer Lächerlichkeit zu verdrehen und dem literarischen Marktpöbel Belustigung daran zu gewähren. Ein schriftstellernder Komödiant hat in Berlin diese Emancipation der Frauen auf die Bühne gebracht und uns dadurch gezeigt, welche verkehrten Vorstellungen sich der gemeine Haufen von dieser neuerdings in Bewegung gesetzten Frage, die unserer Zeit zur Ehre gereicht, gemacht hat. Die Emancipation der Frauen ist nichts Anderes als die höhere Anerkennung des weiblichen Lebens in seiner eigenen Gränze, und daran hat die Geschichte selbst von alter bis auf die neuere Zeit in Fortgestaltung des ganzen Culturlebens sichtbar gearbeitet. Einige dagegen haben sich in besserer Meinung falsche Vorstellungen von dieser Frage geschaffen, und indem sie mit jener Consequenzmacherei nur die Spitzen der Thorheit daran herausfassen, verlangen sie, daß man beständig die thörichten und unpraktischen Consequenzen dieser großen Angelegenheit vertreten solle! Der größte Theil der Schriftsteller, welche heut schreiben, sind an Leben und Wissen so arme Leute, sie sind so sehr an die klägliche Scholle ihrer eigenen Persönlichkeit festgebunden, daß man es ihnen in ihrer Unkenntniß aller Geheimnisse der menschlichen Seele nicht verargen kann, wenn sie in ihren Kritiken Das als Unnatur ausschreien, was höhere Natur und Wirklichkeit ist, denn was wissen sie, die nur sich selbst kennen, von Welt und Wirklichkeit,

Ideal und Natur? In den Dunst ihrer Schreibstuben, welche ihre Gränze und ihr Gesichtskreis sind, kann eine Göttin eintreten und sie werden dieselbe wie eine Küchenmagd abfertigen. Ein anderer Schriftsteller, der für den eigentlich schlimmen Kopf des jungen Deutschlands gegolten, und der früher das unselige Buch geschrieben, in welchem er Religion und Scham aus der weiblichen Natur auszurotten strebte, beweist sich jetzt wenigstens darin consequent, daß er sich neuerdings, mit Menzel rücksympathisirend, zu einer seiner würdigen Verlästerung der weiblichen Natur und der auf ihre Verherrlichung gerichteten Bestrebungen mit jener schwerfälligen Bosheit, die ihn auszeichnet, gewendet hat. Doch kehren wir uns ab von dieser ekelhaften Perfidie, in welche man heutzutage so leicht die literarischen Charaktere umschlagen sieht, und betrachten wir die reinen, edlen und tiefsinnigen Darstellungen, welche Kühne von diesen weiblichen Gestalten gegeben hat! Hier haben wir jenes ausgezeichnete Verständniß der Individualitäten, das überall den lichten Kern des Wesenhaften herausschält, und mit hingegebener und scharfsichtiger Liebe an den persönlichen Ergebnissen die allgemeineren Beziehungen entwickelt, ohne daß es dem Verfasser einfällt, sogenannte Parteifragen daraus zu gestalten oder zu unterstützen, es müßte denn Das Partei genannt werden, was eine durch den reinen Gedanken bestimmte Ansicht und Perspective ist! Wie gut eine solche Natur des liebenswürdigen Kritikers zugleich damit bestehen kann, allen Anforderungen der Männlichkeit in dieser Zeit das Wort zu reden, beweist, in Urtheil und Hingebung, sein Verhältniß zu Shakspeare, das er in dem

inhaltsvollen Aufsatz „Shakspeare als Mensch und Lyriker" an den Tag gelegt hat. Hier wird die männliche und weltbeherrschende Natur des größten Dichters, die siegreiche Zeugung des gewaltigen Lebens, das in der schärfsten Wirklichkeit die höchste Dichtung und in der Dichtung die höchste Wirklichkeit entfaltet, jene tapfere und unendlich praktische Schaffenskraft, die spielend, zürnend und tobend alle ihre Ideen sogleich in Gestalten zur Welt bringt, mit einem Wort, hier wird die wahre Männlichkeit, die unter allen Dichtern am mächtigsten in Shakspeare aufgetreten, zur erschöpfendsten Würdigung gebracht. Auch in alle Verirrungen der männlichen speculativen Natur und in deren geheimes aber großartiges Unglück wirft Kühne einen durchdringenden Meisterblick in seiner Skizze Shelley's, die in dieser Sammlung größtentheils neu erscheint. Anmuthig sticht dagegen ab Kühne's Vorliebe für die Blüthen der neuesten Lyrik, und dies Ergehen sagt einem weichen und elegischen Element in ihm selbst zu, das an sich manches Schöne hat, obwohl im Ganzen die heutige Welt zu schlecht ist, um sich in ihr dem Glück der heiligen Wehmuth überlassen zu können, man müßte denn schon bereit sein, sich von ihr zurückzuziehn. Bemerkenswerth ist auch der Dialog: „über den Anfang im Philosophiren und über Sophistik im Denken und Sein;" in den hier dialektisch ausgemalten Stimmungen, Widersprüchen und Entwickelungen strebsamer Jugendgeister hat man ungefähr einen Abdruck von den Elementen, aus denen sich die neuesten Literaturbestrebungen in dieser Mischung von Philosophie, Poesie und Liberalismus, erhoben haben. Man ist ziemlich einig darüber, daß die Productionen, welche in letzter

Zeit auf diesem Bildungsgrunde geschahen, bedeutsame Anregungen genug für die Gegenwart gegeben haben und deshalb etwas Nothwendiges für unsere Zeit waren. Eben so nothwendig ist es aber auch, nicht dabei stehen zu bleiben.

Kühne giebt uns in seinen Klosternovellen einen schönen Beweis von der Fortbildung und künstlerischen Ausgestaltung seiner Natur, und wir begegnen ihm hier vorzugsweise auf dem Gebiet der rein poetischen Hervorbringung, die, ohne sich von den Bedürfnissen der nächsten Zeitentwickelung abzuwenden, derselben jedoch mehr durch feste und bedeutsame Gestaltung, als durch die Debatte und die Reflexion zu dienen sucht. Es ist ihm gelungen, das Kunstwerk davor zu sichern, daß es nicht als ein bloßer Nothbehelf für die Debatte dastehe, sondern um seiner selbst willen als ein eigenthümliches und genießbares Dasein heraustrete. Der Gefahr, daß unsere Literatur sich gänzlich in Journalistik und Debatte auflösen werde, hat er seinerseits durch ein tüchtiges Werk begegnet, das vor allen Dingen seine Angel- und Haltpunkte in sich selbst sucht, und überall nach einer künstlerischen und gestaltenklaren Durcharbeitung trachtet. Diese letztere ist, vielleicht nur einige Partieen in der ersten Novelle des ersten Theils ausgenommen, in einem hohen Grade geglückt, und an Reinlichkeit, Zierlichkeit, Abrundung und Geschlossenheit der Darstellung dürften die Klosternovellen schwerlich durch irgend ein anderes Product der neuesten Zeit übertroffen werden. Das Wesentliche an dieser Dichtung ist jedoch der welthistorische Geist, in dem sie empfangen und gedacht worden, und der, als höherer Werkmeister ei-

ner neuen Lebenspoesie, darin überall zum Durchbruch zu kommen strebt, obwohl man vom ersten Anlauf noch nicht das Erreichen des Ziels begehren darf. Kühne hat namentlich im zweiten Theil seiner Klosternovellen die vollendetsten Zeichnungen historischer Gestalten und Verhältnisse gegeben, doch stehen diese, namentlich die meisterhaften Figuren Heinrichs **IV.** und Sully's, noch zu abgetrennt von dem eigentlich poetischen Kern des Ganzen da, und überragen ihn, anstatt sich mit ihm zu verschmelzen. Die neueste Literatur hat ohne Zweifel das Verdienstliche, daß sie in Kritik sowohl als in Production vorzugsweise welthistorisch zu wirken gesucht hat, und sie bedarf zu dieser Wirkung auf die Nation keineswegs der historischen Figuren, Namen, Daten und Jahreszahlen, sondern das geschichtliche Leben, das sie erzeugen und auf dem sie beruhen soll, muß schon in dem Geist, aus dem sie schafft, in ihren Ideen und Richtungen sich vollbringen, sonst bleibt es, bei allen historischen Namen, dennoch ein Todtes und Ungeschichtliches. Der weltgeschichtliche Geist in der literarischen Production ist daher heutzutage das Hauptsächliche, und es kommt darauf an, diesen Geist in künstlerischen Gestalten zur Anschauung zu bilden. Die Gefahr, bei solchen Darstellungen in die Zwittergebilde der glücklich überstandenen historisch-romantischen Affectation und der walterscottischen Decorationsmalerei wieder zurückzufallen, und dabei mit den Herren Tromlitz und Bronikowski zu concurriren, kann eben nur durch die ideelle Gewalt des welthistorischen Geistes, der die Dichtung beherrschen muß, vermieden werden. So vertiefte schon Tieck den historischen Roman in seinem Aufruhr in den Cevennen durch

ideelle und psychologische Motive und brachte dadurch ohne Zweifel eine höhere Gattung hervor. Kühne befindet sich auf demselben Wege, und begegnet sich in seinen Klosternovellen aus der historischen Vergangenheit her mit den nächsten Fragen der Gegenwart, die den Widerstreit von Welt und Kirche in sich tragen. Die Ideen des Jesuitismus, die er darin entwickelt, sind in einem großartigen Sinne dem innersten Leben der modernen Weltgeschichte abgewonnen. In seiner Behandlung des Katholizismus hat er vielleicht etwas zu viel von jenen weichen und elegischen Elementen seiner Natur abgesetzt, deren liebenswürdigem Andringen man aber schwerlich gram werden wird, denn es hat sich die zarteste und innigste Poesie dabei entfaltet. Es ist in unserer Zeit freilich wichtiger, selbst Geschichte zu machen, als die alte zu reproduciren, aber dieser bedeutsamen Art der Reproduction wird man wohl die Geltung in keiner Beziehung streitig machen können. Ich verweise auf eine ausführlichere Besprechung dieser Novellen und der dabei angedeuteten Fragen in meinem nächstens erscheinenden größeren Werke: „Die Literatur der Gegenwart, größtentheils aus persönlichen Erlebnissen geschildert."

Dresden, 1838. Th. Mundt.

2.

Niebuhriana.

(Fortsetzung.)

10.

Zu den Merkwürdigkeiten, die seit kurzem in Betreff Niebuhr's an den Tag gekommen, und besprochen wor-

den sind, gehört auch ein Brief Niebuhr's an Ernst Münch, in des letztern „Erinnerungen, Lebensbilder und Studien." Der Brief ist aus Bonn vom 25. Juli 1827 und entschuldigt den Schreiber, dem Empfänger nur so wenige Mitwirkung zu dessen damals gewünschter Anstellung in Preußen versprechen zu können. Die Art der Entschuldigung ist sonderbar, und wirft manches Licht auf Niebuhr's Karakter, der in letzter Zeit so widerstreitend beurtheilt worden. „Ich habe — schreibt er — nicht allein im Staate nichts zu sagen, sondern das Ministerium scheint es sich zur Regel zu machen, meine Empfehlungen nicht zu beachten, so wenig als meine Warnungen gegen verkehrte Maßregeln und Wahlen." Wie so will denn — hört man fragen — Hr. Niebuhr im Staate etwas zu sagen haben, dessen öffentlichen Dienst er verlassen hat, und in welchem seine Stellung nur noch die eines Gelehrten ist, der Vorlesungen hält? Wie so will er das Ministerium verpflichten, die Empfehlungen so geflissentlich zu beachten, die Warnungen so besonders zu befolgen, die ein hiezu höchstens bittweise Berechtigter, und wenn auch sonst wohl Einsichtiger, doch zugleich höchst Einseitiger und in vielen Fällen Unkundiger, ihm zugehen läßt? „Verkehrte Maßregeln und Wahlen" hätten wohl am meisten aus jenen Empfehlungen hervorgehen können, behaupten wohlunterrichtete Staatsmänner. Ueberdies liegt in obiger Klage nicht nur die anmaßlichste Eitelkeit, sondern auch eine Unwahrheit. Vielfältig ist auf Niebuhr's Empfehlungen Rücksicht genommen worden, namentlich ist die Berufung Hegel's nach Berlin lediglich auf Niebuhr's Erinnerung und Empfehlung geschehen, wiewohl er selbst, kann man

behaupten, kaum wußte, welchen Werth und welche Bedeutung diesmal seine Empfehlung hatte; seine Freunde haben später oft genug darüber geseufzt! In dem Briefe heißt es dann weiter: „Ein höchst beklagenswerther Einfluß, der von bösartigen Intriganten, durch einen leeren und oberflächlichen Menschen, der es wohl nicht böse meint, auf Andere, allzu leicht Stimmbare geht, ist Männern, wie Sie, entschieden zuwider." Darauf räth er ihm den armseligen Versuch, den Herrn Minister durch die Dedikation eines Buches zu gewinnen! Zugleich verbittet er sich aber die ihm selber zugedachte Dedikation, weil diese bei der Behörde mißdeutet werden könne. Wie quält sich Niebuhr doch mit falschen Vorstellungen von der Wichtigkeit des Hasses, die ihm aufliege, von der Eifersucht, die man ihm hege! Nur der eitle Wahn, der seine Ansprüche in fremde Eifersucht kleidet, ist in allem diesen offenbar. Wollte jemand noch an dieser Eitelkeit zweifeln, so wird ihn der nächste Absatz des Briefes belehren, wo es heißt: „Wenn Sie mir übrigens, öffentlich oder privatim, schreiben, nennen Sie mich nicht mehr Excellenz! ich mache keinen Gebrauch von den Distinktionen, woran dieses Prädikat hängt, welches mit dem Verhältniß eines Privatdozenten an einer Universität nicht harmonirt." Der Unkundige muß aus dieser sonderbaren Wendung herausdeuten, Niebuhr verzichte aus Bescheidenheit auf jenes Prädikat, welches ihm in der That zukomme; was will das anders heißen: „Ich mache keinen Gebrauch von den Distinktionen, woran dieses Prädikat hängt?" Aber Niebuhr hatte nie die geringste Befugniß zu jenem Prädikat, und hatte nie solche Distinktionen, an denen es hängt! Er war

Geheimer Staatsrath und Gesandter gewesen, an welchem Titel und Amt in Preußen die Excellenz niemals gehangen hat. Dies wußte auch Niebuhr, der Vielwissende, sehr gut. Kam es ihn zu sauer an, gradezu Hrn. Münch zu sagen: „Ich bin es nicht," und gebraucht er darum jene künstliche, verdrehte Wendung? von der auch Hr. Münch sich vollkommen täuschen ließ, und wahrscheinlich noch getäuscht ist, denn ohne die Voraussetzung, Niebuhr habe ein Recht auf die Excellenz gehabt, hätte Hr. Münch diese Stelle, welche seinen verehrten Gönner so arg bloßstellt, gewiß lieber im Druck weggelassen! —

11.

Als der König von Preußen im Jahre 1822 Rom besuchte, war natürlich sein Gesandter bei Besichtigung und Erklärung der dortigen Merkwürdigkeiten besonders mitthätig. Doch war sein Eifer ungeschickt und daher oft lästig. So erklärte er immer ausführlich, was die Sachen nicht seien, und oft kam es gar nicht dazu, daß man erfahren hätte, was sie denn in Wahrheit seien. Bei dem Gefängnisse des Jugurtha hieß es gradezu, man solle doch die alte Frau rufen, die den Ort zu zeigen pflege, denn Niebuhr vergesse ja über seine gelehrten Abhandlungen grade alles, was man wissen wolle. Natürlich war Niebuhr sehr mißvergnügt, nicht besseres Gehör zu finden, und er beschuldigte zunächst den General von Witzleben, ihm diese Ungunst zu verursachen. Bald bekam er aber noch einen andern Anlaß, gegen diesen General zu ergrimmen. Man hatte Tivoli besucht, und sich vielleicht etwas lange aufgehalten, daher die Rückfahrt rasch an-

geordnet wurde, und jeder, wie es sich grade fügte, in den vorhandnen Wagen eilig Platz nahm. Niebuhr kam zufällig als einer der Letzten mit Jemanden aus dem Gefolge in denselben Wagen, und nachdem er den Stand und Rang des Mannes erfahren, glaubte er sich in seiner Würde tief beleidigt, daß ihm keine höhere Gesellschaft zugeordnet worden. Sein Grimm hielt sich schon unterwegs nicht zurück, und stieg aufs höchste, als er so durch die Straßen von Rom fahren mußte, in dem letzten der Wagen, und in solcher Begleitung. Wüthend wandte er sich an einen bedeutenden Herrn aus dem Gefolge, und schüttete seinen ganzen Zorn gegen den General aus, der ihm das, wie er meinte, recht absichtlich zum Schimpf angethan. Vergebens stellte man ihm vor, wie bei der ganzen Reise durchaus kein Ceremoniel beachtet werde, übrigens jener zufällige Gefährte ein sehr geachteter und gar nicht so niedrig stehender Mann sei, auch der General nur nebenher das Amt eines Reisestallmeisters verwalte, bei einer Spazirfahrt aber gewiß gar nicht daran gedacht habe; Niebuhr behauptete, er müsse Genugthuung haben, und diese gewähre nur der Zweikampf. „Blut muß fließen!" wiederholte er mehrmals, „Blut muß fließen!" und es kostete viele Zeit und Mühe, ehe man ihm die Forderung, die er dem Feinde schicken wollte, wieder ausredete. Der General bekam erst lange nachher von der Gefahr, der er entgangen, Nachricht, und hat noch oft über das: „Blut muß fließen!" und über die ganze Geschichte gelacht, bei der ihm weder Absicht noch Zuthun zur Last fiel, und er ganz unschuldig in Anspruch genommen wurde.

12.

Niebuhr's Krankheit war der Ehrgeiz, wo ihn der nicht störte und verstimmte, war er ein herrlicher Mensch, voll edler Gesinnung, gütigen Wohlwollens, hoher Großmüthigkeit. Sein vortreffliches Gedächtniß, das alles ergriff und behielt, war schwach und kraftlos, wenn es das Andenken von Beleidigungen und Kränkungen galt, und so heftig sein Gemüth im Augenblick aufzureizen und so maßlos und grausam sein Wort bisweilen war, so wenig konnte er Rachlust nähren, und nie benutzte er die oft dargebotene Gelegenheit, sich wirklich zu rächen. Menschenliebend und wohlthätig von Natur, gab er gern Geld und Geldeswerth den Bedürftigen, ja noch mehr, auch das Kostbarste, seine Zeit, widmete er oftmals fremden Anforderungen, und schrieb mit eigner Hand Eingaben und Bittschriften, um die ihn Leute geringen Standes ersucht hatten. Daher waren ihm auch Hausgenossen, Schreiber, Diener, und wer sonst in Klientel zu ihm stand oder stehen wollte, sehr zugethan. Doch ein empfindliches Verhältniß zeigte sich gleich, so wie nur diese Klientel nachzulassen schien, und er konnte es nicht ertragen, diejenigen neben sich zu sehen, gegen die er früher sich in höherer Stellung gefühlt. Sogar auf solchen Stellen, von denen er freiwillig abgetreten, sah er nur mit peinlichem Gefühl Andre wieder eintreten, und wären diese ihm sonst auch noch so genehm gewesen. Er äußerte einmal mit Bitterkeit, der Staat hätte mehr auf seine Anklagen und weniger auf seine Empfehlungen achten sollen! Doch glaubte er, daß man auch diese nie genug geehrt habe. —

13.

Niebuhr hatte nicht die Gabe, im Augenblicke schnell und treffend zu antworten, und sogar im Schreiben, wenn er voll Eifer plötzlich einen Anlauf nehmen mußte, war er des Maßes und Ausdrucks nicht Herr. Eine berühmte Anzeige, die er in's Bonner Wochenblatt rücken ließ, giebt hievon den schlagendsten Beweis. Doch fehlte es ihm keineswegs an Witz, wenn er dazu kam, daß er über einen Gegenstand gelassen scherzte. Ein Landsmann von ihm hatte durch sein Schriftchen „von der falschen Theologie" Schleiermachern empfindlich getroffen, wenn auch nicht grade gemeint. Dieser machte sich nicht viel daraus, und nahm den Thäter bei sich auf, als wäre nichts geschehen. Niebuhr aber mißbilligte diese Milde, und als Schleiermacher einst von ihm wegging und sagte: „Wenn ich jetzt nach Hause komme, find' ich Ihren Landsmann bei mir, soll ich ihm was von Ihnen bestellen?" erwiederte jener sogleich in seiner guten Aetzmanier: „O ja, wenn er sie von der falschen Theologie überbracht annimmt, viele Grüße!" Schleiermacher gab sich denn doch die Genugthuung, dies vor vielen Zeugen dem Betheiligten spöttisch vorzuhalten und sich an dessen Verlegenheit zu weiden.

14.

Wir gedenken diese Niebuhriana, zu welchen uns noch ergiebige Materialien in Menge vorliegen, nach Umständen und Nöthigungen fortzusetzen. Doch thäte es uns leid, wenn wir dadurch, daß man ein günstiges Grau, ja sogar bisweilen das hellste Weiß, für Schwarz ausgiebt, nun wirklich ein völliges Schwarz zu geben gezwungen

würden, nur um zu zeigen, daß jene Schattirungen in der That noch höchst vortheilhafte und helle gewesen. Niebuhr wahrlich auch könnte wieder einmal den italiänischen Spruch beten, daß Gott ihn doch besonders vor seinen Freunden behüten möchte, denn sie wären es, die ihm den größten Schaden brächten, wenn sie, statt gerechter Würdigung, abgöttische Verehrung für ihn verlangten! Zwar er selber war am wenigsten ein Schoner seiner Freunde; wenn er sie auch zu Zeiten in den Himmel erhob, so wußte er ihnen bald wieder herabziehende Gewichte anzuhängen. Das glauben wir wohl, daß die Herausgabe seiner Briefe mit größter Sichtung und schonender Sorgfalt geschehen ist, — die Herausgeber brauchen darauf nicht zu pochen, — sie hätten einmal anders verfahren sollen, so würden schöne Dinge an den Tag gekommen sein! Die jetzt Gefeierten und im Sonnenlichte des Lobes Glänzenden würden sich oft in häßlichem Schatten finden; an dem, was über Schleiermacher mitgetheilt ist, hat man schon eine kleine Probe! Will man auch hier widersprechen? Man reize uns nicht zur Herausgabe einer Reihe unverstümmelter Briefe von ihm, in denen sich Bitterkeit und Säure in seltnem Uebermaß bis zur Ungebühr ergießen! Wir sind nicht der Meinung, daß Niebuhr es so böse gemeint, wie er sich zu äußern pflegte, gewiß nicht! Aber daß er sich so geäußert, diese Thatsache soll man uns nicht wegläugnen. Und wie er über Personen schonungslos herfiel, so ließ er sich auch gegen Regierungen aus, und verschmähte die herbsten Formen nicht, um seine persönliche Unzufriedenheit als politische Opposition auszuprägen. Auch davon können wir Beweise geben, und zwar wiederum nicht

zum Tadel seiner Persönlichkeit, — die hierin eine tüchtige und muthige Seite zeigt, sondern zur Feststellung der Thatsache. In Summa, wir wollen Niebuhr nicht verkleinern, sondern würdigen und ehren in seinem Guten und Ausgezeichneten, aber dazu ihn sehen, wie er war, nicht wie ihn ein schmeichlerisches Afterbild hinstellen möchte, um Abgötterei damit zu treiben. — Soviel für jetzt, — das Weitere, wie gesagt, nach Umständen und Nöthigungen. —

3.

Letzte Briefe Niebuhr's an Ernst Münch. *)

(Von einem andern Einsender.)

1.

Bonn, 10 Aug. 1827.

Die gegenwärtigen Zeilen sind durch eine Unbedachtsamkeit veranlaßt, welche ich mir habe zu Schulden kommen lassen. Gegen Ende des verflossenen Monats (den 24sten oder 25sten) schrieb ich Ew. Wohlgeboren, und versäumte auf der Adresse dem Namen Ihres Wohnorts die Bestimmung „im Breisgau" hinzuzusetzen. Da ich weder Bergmann noch Jesuit bin, so kam es mir nicht in den Sinn, daß ein so unbestimmt addressirter Brief Gefahr laufe, nach Sachsen oder ins Uechtland geschickt zu werden: zumal letztes, weil die Oberpostamtsexpedition zu Frankfurt durch Pfeilschifter wohl mit dem Jesuitercolle-

*) Ein früher geschriebener (bereits oben erwähnter) ist im II. Bande der „Erinnerungen, Lebensbilder u. s. w." mitgetheilt. Mehrere Andere sind, aus Rücksicht für Lebende, nicht mittheilbar. Der Einsender.

gium verbunden ist. Sollte nun also durch diese Etourderie mein Brief auf eine falsche Straße gekommen sein, so wünsche ich doch nur, daß Ew. Wohlgeboren erfahren, daß ich Ihnen geschrieben — und Ihnen Kenntniß geben wollen, was ich über Sie an den Prinzen der Niederlande geschrieben — den übrigen Inhalt zu wiederholen fehlt es mir freilich an Zeit, und ich will hoffen, daß der Brief doch wohl an seine Bestimmung gelangt sein wird. Er beantwortete Ihre freundliche Zuschrift und Mittheilung.

Mit ausgezeichneter Hochachtung

Ew. Wohlgeboren ergebenster

Niebuhr.

Ist mein Brief richtig angekommen, so schreiben Sie nicht eher, als Sie es doch sonst thun würden. Sollte er verirrt sein, so würde ich suchen ihm nachzuspüren.

2.

Bonn, den 30sten September 1827.

Die Nachricht, welche Ew. Wohlgeboren mir über die glückliche Wendung Ihres Schicksals gaben, ist mir so sehr erfreulich, daß ich Ihnen umgehend meinen Glückwunsch darüber schreiben muß. Vielleicht ist die Freude daran noch um etwas durch die Hoffnung erhöht, daß, wie ich mir in der That einbilde, ich durch meinen Brief an den vortrefflichen Prinzen Friedrich etwas dazu mitgewirkt habe. Der Boden, den Sie betreten werden, ist freilich ein fremder, und für einen freigesinnten Katholiken brennt er unter den Füßen. Indessen mit Umsicht von Anfang her werden Sie Sich so stellen können, daß das Feuer Sie nicht versenge. Sie haben Lüttich gewählt:

Da Sie Belgien nicht kennen, muß ich Ihnen über beide Universitäten sagen, was ich weiß. Beide sind wesentlich katholisch, so wie die Städte, in denen sie sich befinden, es ganz ausschließlich sind. Unter den Professoren beider befinden sich einzelue Protestanten. Im Ganzen glaube ich, daß die Genter Professoren einem Deutschen mehr zusagen, wie denn auch unter ihnen mehrere Deutsche sind, und darunter wenigstens ein ganz vortrefflicher Mann. An beiden Orten ist eine bigotte und böse Geistlichkeit. In Lüttich, wo alle Bildung französisch ist, hat sich ein ziemlicher Theil der Bürgerschaft von ihr unabhängig gemacht, aber nur mit Hülfe der französischen Literatur und Philosophie. Wenn Einzelne liberale Gesinnuugen haben mögen, so sind sie so wenige, daß sie sich nicht zeigen können. Eine historische Geistesfreiheit gilt bei dieser Classe der Literaten nicht, wie sie den Priestern dagegen ein ärgerer Gräuel ist, als Spott. Das sind die schlimmen Verhältnisse, welche man im Voraus kennen muß. Die Flammländer sind roher, als die Lüttcher, aber unter den Jünglingen giebt es einzelne vortreffliche, wie ich einen solchen, dem hier ein Licht über historisches Rechtsstudium aufging, hier kennen gelernt habe. An beiden Orten herrscht die Industrie, und hat höchstens Toleranz für alle Gelehrsamkeit, die nicht für ihr Treiben brauchbar zu machen ist. Die Schulen und Gymnasien sind im Bezirke beider Universitäten noch sehr schlecht und in den Händen der Geistlichkeit: in der Hinsicht hat die Regierung sich viel Versäumniß vorzuwerfen. Behutsamkeit wird Ihnen sehr noth thun: so wie ich mir erlaube, Sie aufmerksam zu machen, daß Uebung im lateinischen

Vortrage das erste Bedürfniß ist: dem müssen Sie, mit Beseitigung von allem Uebrigen, den ganzen Winter zuwenden. Sie werden jetzt von nothwendiger Schriftstellerei rasten können: ich hoffe, daß die Einnahme Ihrer Stelle reichlich sein wird. Sie werden Ihre Kräfte nur auf die niederländische Geschichtschreibung concentriren können, die es wohl verdient und der Arbeit lohnt. Wie viel ist namentlich über die Verfassungsgeschichte der Städte, und einiger freien Landgemeinden zu entdecken! Möchte ich Sie bewegen können, diese desiderata Sich zur Aufgabe zu machen, deren Erfüllung noch zu erleben ich sehr wünsche.

Mit der Hoffnung, Sie im künftigen Frühling hier, und mit frohem Herzen auf dem Wege zur neuen Heimath zu sehen, empfehle ich mich Ihnen ergebenst.

Niebuhr.

Weber besorgt die Sendungen Ihres Pakets an Herrn v. ** heute. Sie werden, da das Paket frankirt gekommen, ersehen haben, wie arg die Portosätze sind, so daß für Büchersendungen immer Buchhändlergelegenheit erwartet werden muß.

3.

Bonn, den 18. Dec. 1828.

Diesen ganzen Sommer und bis tief in den Herbst bin ich allerdings abwesend gewesen, wie ich mein Vorhaben angekündigt. Erst war ich im Bade, dann in Holstein und bis Kopenhagen. Es that Noth, um meine durch zu intense Arbeiten mitgenommenen Lebensgeister

und Nerven herzustellen, und besser ist es jetzt auch, als vor dem Jahr. Während dieser Abwesenheit sind auch von Ihnen, verehrter Herr und Freund, Briefe angekommen und unbeantwortet geblieben: denn ich hatte einen Freund gebeten, alle eingehenden zu öffnen, und mir dringend nothwendige nachzusenden. Der Arzt hatte alle Beschäftigung verboten, und gänzliche Abspannung und Unthätigkeit war in dem Maße nothwendig, daß ich auch die geringste Arbeit, irgend einen Brief, mit Grauen anfing.

Bei der Rückkehr fand ich Ihre Briefe, welche nun eigentlich keine Beantwortung mehr erheischten; und da Sie durch unsern Hausfreund Classen von uns hörten, so zog ich die Tilgung anderer Briefschulden vor; oft eingedenk derer, womit ich Ihnen verhaftet sei. Ich sehe mit wahrer Freude, daß Sie mir darüber nicht ungehalten sind.

Wäre ich im Frühling hier gewesen, so würde ich Ihnen umgehend mein eignes Exemplar vom Petrus de Vineis gesandt haben, wie Sie hiebei den Hinkelmannschen Koran erhalten, der aber nicht mir, sondern der Bibliothek gehört; und da die arabischen Studia hier mit übermäßigem Eifer getrieben werden, so könnte es wohl leicht geschehen, daß er nach nicht langer Zeit gefordert würde.

Was bei Ihnen vorgeht, befrembet mich nicht im Geringsten: Sie wissen das. Im Jahr 1814 redete ich dort dringend dafür, daß man die beiden Hälften nicht zusammenschweißen, sondern ein Aneinanderwachsen vorbereiten sollte. Oft habe ich nachher geglaubt, ich hätte mich geirrt gehabt; und nun hat man diesem fatalen Sy-

stem schlimme Opfer gebracht, — und ganz umsonst. Zu diesen schlimmen Opfern rechne ich das neue Gesetzbuch auch für die nördlichen Provinzen, deren angestammtes Recht erhalten werden konnte.

Ihr Stand ist schwer. Ihre Ansichten sind richtig und ehrenvoll: ich freue mich, daß der einfache Deutsche sich nicht täuschen läßt, wie der dünkelvolle Wallone. Ihre Aufsätze im — Journal habe ich erkannt; finde aber seit einiger Zeit keine mehr, die Zeitung muß wohl ihre Farbe verändert haben. Ist ein Brief von Brüssel in der allg. Zeit. (vor ein paar Tagen, Beilage) von Ihnen, oder von einem Hamburger, Bach, der, wenn ich nicht irre, jetzt zu Brüssel lebt?

Ich erkenne die freundliche Gesinnung, worin Sie mich mit der Zueignung Ihrer beabsichtigten Ausgabe des Petrus de Vinces ehren wollen, mit lebhaftem Dank. Wissen Sie aber, daß Peitz mehr als 200 ungedruckte Briefe zu dieser Sammlung hat, neben unzähligen Varianten, und glauben Sie, daß es richtig sei, wenn ein Anderer ohne Vergleich größere Hülfsmittel hat, und uns bald mit einer Ausgabe folgt, zu thun, was uns unvollkommner gerathen muß?

Mit wahrer Hochachtung

Ihr ergebener

Niebuhr.

4.

Ihrem Verlangen, hochverehrter Herr und Freund, umgehend Antwort zu erhalten, genüge ich hiermit (gestern

Nachmittag ist Ihr Brief eingegangen); wenn sie nicht so bündig, wie Sie es wünschen, lautet, positiv ja oder nein, so liegt das in der Sache, und nicht in mir.

Politische Schriften, und überhaupt was nicht eigentlich gelehrte Werke von Mitgliedern der hiesigen Universität sind, werden hier nicht censirt, sondern zu Cöln. Klagen über unvernünftige Bedenklichkeiten habe ich nicht gehört: allein die Censur wäre nichts Willkührliches, wenn man dafür einstehen könnte, daß dazu keine Veranlassung in gegebenem Fall eintreten werde. Wenn sie das Mspt. hieher an Weber schicken, und mich autorisiren, dem Censor unter der Hand zu schreiben, daß Sie im Auftrage der Regierung schreiben, so könnte der Versuch, mit Wahrscheinlichkeit des Erfolges, gemacht werden. Sie müßten Sich vorher entscheiden, ob sie allenfalls Eines oder das Andere, woran der Censor sich stieße, aufopfern würden, der Druck könnte alsdann hier besorgt werden, und Weber nähme Exemplare auf die gewöhnlichen Bedingungen in Commission. Ginge es mit der Censur zu Cöln nicht, so müßte das Manuscript nach Frankfurt oder Stuttgart gehen, wo kein Gedanke an Schwierigkeit ist.

Daß Sie den Leuten Wahrheiten sagen, ist höchst verdienstlich, aber ein saurer Beruf. Possierlich ist es, wie die Frankfurter Zeitung, während Pfeilschifter Sie sonst als Jakobiner designirt, mit der belgischen Coalition zärtlich thut, und Sie anstachelt. Der Himmel gebe Ihnen Erfolg und Heiterkeit. Die Probeblätter vom Koran habe ich erhalten: aufrichtig gesagt, kann ich sie nicht loben. Arabisch muß so lithographirt werden, wie es zu Paris geschieht, daß es einer kalligraphischen Handschrift

gleichsieht. Ueber die Angelegenheit Ihres Briefs werden Sie Sich wohl gefälligst bald entscheiden.

Mit ausgezeichneter Hochachtung

Ihr ergebenster

Bonn, den 24sten Februar 1829. Niebuhr.

5. *)

Bonn, den 29sten April 1829.

Ihr Unwille, hochverehrter Herr und Freund, gegen den Cölner Censor, Consistorialrath G., ist höchst gerecht: ja Sie äußern sich sehr gemäßigt. Glauben Sie nur, daß die Schuld nicht an mir liegt. Ich bin mit dem Manne gar nicht bekannt: habe ihn niemals besucht — und wahrscheinlich will er mich eben dies fühlen lassen. Ich schrieb ihm also nicht bei Uebersendung Ihres Mspts., sondern ließ Weber schreiben, und ein ostensibles Billet von mir anlegen. Darauf habe ich Weber zweimal mahnen lassen, und endlich vor vierzehn Tagen mich entschlossen, direkt zu schreiben, und auf das allerernsteste und zugleich höflich, ihm das ganz Unverantwortliche seines Verfahrens vorgestellt. Ich habe ihm gesagt, er könne doch nicht beabsichtigen, einen Ausländer zu hindern, irgendwo sonst drucken zu lassen? Ihnen das Mspt. gar vorzuenthalten? Die Willkühr habe er durch seinen Auftrag: und wenn er das imprimatur verweigern wolle, so könne Niemand etwas

*) Dieser Brief bezieht sich auf eine höchst verdrießliche Censurgeschichte, in welcher beide Epistolanten, der Protektor, wie der Protegirte, gleich sehr von einem Consistorialrath unwürdig behandelt wurden. Die Regierung zerhieb aber den Knoten und setzte den gewaltthätigen Censor in Schatten.

darüber sagen. Dazu aber sei er verpflichtet, in diesem Fall, Ihr Mspt. zurückzuschicken, und ich forderte von ihm alsdann es umgehend zu thun.

Darauf habe ich keine Antwort erhalten, und bin also gezwungen gewesen, heute grob zu schreiben. Ich kann Ihnen nur rathen, das wahrhaft schändliche Verfahren durch die K. Niederländische Regierung diplomatisch zu Berlin zur Sprache zu bringen, und dem X. X. einen Schadensprozeß an den Hals zu werfen.

Entschuldigen Sie mein Stillschweigen. — Sie sehen, daß ich gehandelt habe, so weit es in meiner Macht stand. Ich bin mit allen Geschäften im Stocken: meine Frau hat den ganzen Monat sehr gefährlich krank gelegen; und da ich ein Haus gekauft habe, und zum Beziehen einrichte, so habe ich alle Hände voll zu thun.

Ich werde mich ganz herzlich freuen, zu vernehmen, daß Sie in eine erfreuliche Lage und zu Thätigkeit kommen. Mit 2c. Ihr ergebenster

Niebuhr.

4.

Delbrück über Schleiermacher.

Unter dem Titel „der verewigte Schleiermacher" hat Ferdinand Delbrück in Bonn eine kleine Schrift drucken lassen, die zur Absicht hat, als ein Beitrag zu gerechter Würdigung des Verstorbenen die Streitigkeiten aufzuklären, die zwischen ihm und dem Verfasser entstanden waren, und den Verehrern von jenem darzuthun, daß dieser, obzwar die Schleiermacher'sche Dogmatik durchaus verwer=

fend als ein Werk, das den christlichen Glauben keineswegs enthält und darstellt, dennoch den Verehrern des Mannes beigezählt zu werden verdient, indem er denselben als einen geistbegabten, wissenschaftlichen Meister und als einen Mann von tiefem und redlichem Streben anerkennt.

Man sieht, hier ist ein großes Thema der Zeit berührt, in wissenschaftlichem und in persönlichem Betreff: die christliche Glaubenslehre und Schleiermacher.

Wir halten uns fürerst an das Persönliche, welches der großen Welt näher steht, als das theologisch Wissenschaftliche.

Schleiermacher gehört zu den merkwürdigsten Räthseln, dessen Deutung und Lösung schon vielfach versucht worden ist, aber immer auf's neue versucht werden muß, denn bisher ließ noch jede Deutung und Erklärung etwas Ungelöstes zurück.

Schleiermacher ist räthselhaft mehr deßhalb, weil man das rechte Wort nicht den Muth hat auszusprechen, als weil es so schwer zu finden wäre. Vielleicht wird sich dasselbe nicht lange mehr erwarten lassen!

Bis dahin muß jeder Beitrag uns willkommen sein, durch den wir den merkwürdigen Mann von irgend einer Seite in wahrer und ächter Gestalt zu sehen bekommen. Das geschieht durch die Delbrück'sche Schrift unläugbar.

Vor allem sind uns die zwei Briefe von Schleiermacher an Delbrück wichtig, die hier abgedruckt sind. Sie geben zwar in Form und Inhalt eigentlich nichts Neues, sind aber durch die ganze in ihnen herrschende Behandlungsweise ein so ächter, so auf die Spitze getriebener Ausdruck des Schleiermacher'schen Geistes, daß sie gleich-

sam die Bestätigungsurkunde aller früheren Zeugnisse liefern, nach denen man sich von dem dialektischen Meister eine sichere Vorstellung konnte gebildet haben.

Dieses spielende Sichanstellen, diese kalte Freundlichkeit und warme Bitterkeit, dieses Hänseln und Ironisiren, diese offenbare Maskerade des Nichtwissens und Nichtverstehens, der Demuth und Anerkennung, wobei doch nur immer die Beschämung und Vernichtung des Gegners als die lauernde Absicht hervorblickt, dieses Kniffliche, Häkliche, Spitze, und mit aller Feinheit doch wieder Plumpe und Grobe, hat uns entsetzlich angewidert! Eine solche Streit- und Behandlungsart hat etwas Unwürdiges, besonders bei einem geistlichen Lehrer, der die wichtigsten Angelegenheiten der Menschheit in diese Kleinlichkeit herabzieht.

Delbrück hat sich etwas von dem Sauersüß seines Gegners anstecken lassen. Er muß nicht zu den Verehrern desselben gehören wollen, denn er kann es nicht. Den Geistesgaben mag er Bewunderung zollen, den Menschen entschuldigen; den Gelehrten aber, den Streiter und die Art wie derselbe seine Waffen gebraucht, muß er tief unter sich sehn.

Auch kennt er ihn wohl, und giebt S. 80 eine Schilderung seiner Manier, wo das schlechte Verfahren mit Scharfsinn aufgedeckt und nach der Natur gezeichnet ist.

Delbrück ist durch seine gerade Redlichkeit dem gewandten Gegner und dessen ungewandten Schülern und Freunden unendlich überlegen. Aber er begiebt sich dieser Ueberlegenheit zum Theil wieder, indem er zu früh

die Waffen senkt, und einige starke Schläge nicht wagt, zu denen er später doch vielleicht gezwungen sein wird. —

5.

Erste und letzte Liebe von L. Mühlbach.

Dies schöne Büchlein hat der Kritik der Tagesblätter einige Aufmerksamkeit abgenöthigt und ist auch uns in die Hände gefallen. Wir haben uns noch den frommen Literatursinn bewahrt, an solchem Vorfrühling einer jugendlichen und begabten Seele Antheil nehmen zu können, und gestehen daher, daß dieser kleine Roman, obwohl ihm noch das schärfere Gepräge der Wirklichkeit und so zu sagen, die stählerne Wahrheit des Lebens fehlt, uns doch in manchen Partieen ein höheres Interesse und eine nicht gewöhnliche Hoffnung von der Verfasserin erweckt hat — der Verfasserin, denn den weiblichen Sinn und die weibliche Hand verläugnet die ganze Arbeit in keiner Beziehung. Die Schreibart ist durchgängig lobenswerth und verräth in Stil und Ausdrucksweise so viel Springkraft und reizenden Jugendmuth, daß man sich davon wie auf frischen Quellfluthen hingetragen fühlt. Etwas trübe angehaucht ist schon die Weltansicht der Verfasserin, doch strebt diese innerliche und geheime Befangenheit mit der Gewalt eines tüchtigen Naturells sich zur Klarheit und sichern Lebensanschauung durchzuarbeiten und zu vertiefen. Auf der andern Seite macht sich wieder so viel gläubige Unschuld bemerkbar, daß die Verfasserin in der Auseinanderwickelung ihrer Romanverhältnisse oft fast gar zu arkadisch gemüthlich erscheint, nicht wissend, daß Welt und

Menschen bei weitem schlechter und verderbter sind, als sie noch vorauszusetzen wagt. Unsere demoralisirte Literatur kann solche frische Gemüther brauchen, die ihre vollen und unverdorbenen Jugendsäfte in der Poesie ausathmen, und auf den mit Leichen überfahrenen Büchermarkt ländliche Blumensträuße heranbringen. Welches auch das Schicksal dieses ersten Versuches der Verfasserin sein möge, sie wird wohl thun, muthig fortzufahren, immer praktischer in ihren Gebilden zu werden und sich aus dem herzensergießlichen und redseligen Dilettantismus, der sich oft die Sache gar zu leicht macht, zu einem strengern künstlerischen Gestalten, Begränzen und Vertiefen hinzuwenden! —

(In Ermangelung des Raumes hat die Redaction Artikel über **Varnhagen von Ense's Denkwürdigkeiten, Julius Mosen's Ahasver** und die **Fortsetzung der Beiträge zu Lessing's Werken** für das **vierte** Heft des Freihafens zurücklegen müssen.)

VIII.

Correspondenzblätter.

□ **Paris.** — Unter den fünf verschiedenen Akademien, aus denen das Institut gegenwärtig zusammengesetzt ist, fängt die Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften an, eine in das Staatsleben immer tiefer greifende, von der Regierung selbst anerkannte und begünstigte Wirksamkeit zu üben. Diese Akademie verdankt ihre Wiedergeburt der Juli-Revolution. Napoleon hatte sie, aus begreiflichen Ursachen, vor etwa dreißig Jahren aufgehoben, obschon sie einen integrirenden Theil des Instituts gebildet. Er soll durch eine zu lebhafte und freimüthige Kritik oder Opposition ihrer Mitglieder dazu gereizt worden sein. Diejenigen unter diesen also, welche dem Sturme der Ereignisse und den allgemeinen Schicksalen bis zum Jahre 1831 Stand gehalten hatten, machen heut den eigentlichen Stamm dieser Körperschaft aus, meistens Männer, welchen die französische Revolution und die Kaiserzeit ihre Geschichte gemacht hat. Ohne Bedenken darf man bei ihrer Aufzählung mit dem Fürsten Tal-

leyrand beginnen, der noch in seiner letzten als Schwanengesang gehaltenen Rede seine ehemaligen Beziehungen zu der Akademie den ältern und jüngern Kollegen zum Bewußtsein zurückbrachte; nur kam er seit der neuen Epoche dieser Anstalt damals zum ersten und, wie er selbst prophetisch bemerkte, zum letzten Male dahin. Dagegen sehen wir noch jetzt jeden Sonnabend, (dem Sitzungstag dieser Akademie) den alten Merlin (von Douay), den einst so berühmten Direktor und Präsidenten des Directoriums im Jahre VII; nicht lange ist es her, daß dieser Veteran, nach einer glücklichen Augenoperation in den Saal geleitet, die Glückwünsche seiner Kollegen entgegennahm. Der bejahrte Herzog von Bassano, Minister des Innern unter Napoleon, ist noch jetzt eines der rüstigsten, thätigsten Mitglieder der Akademie. Man sieht ihn keine Sitzung verfehlen; niemand zeigt so gleichmäßige und ungetheilte Aufmerksamkeit; und wie anziehend, wenn der würdige Greis in anspruchslosester Art bei verschiedenen Gelegenheiten aus dem Bereiche seiner Erfahrungen über die Geschichte seiner Zeit Aufschlüsse giebt, oder wenn er denjenigen des Baron Bignon, eines andern ehemaligen Ministers Napoleons, heute seines Geschichtschreibers, durch seine Bemerkungen eine erhöhete Bedeutung giebt. Ich könnte noch einige nennen von diesen Alten, deren Häuflein immer mehr zusammenschmilzt, und den Berühmtheiten einer jüngern Generation den Platz räumt, den Guizot, den Dupin, den Cousin, Mignet u. A. Allein ich will Sie heute ausschließlich von demjenigen dieser Veteranen der Diplomatie und diplomatischen Wissenschaften unterhalten, der gleich jenen eines der ersten Mitglie-

der war, aus denen bei der Schöpfung des Instituts diese Akademie zusammengesetzt wurde, und welcher im Laufe des verflossenen Winters zur Betrübniß seiner Freunde und Verehrer durch seinen fast plötzlichen Tod ihre Zahl vermindert hat: vom Pair und Grafen Reinhard. Ein günstiges Geschick führte mich bei meiner Ankunft in Paris im vergangenen Herbste in die Nähe des Grafen, ganz kurz nach dessen Rückkehr aus Deutschland, namentlich aus Hamburg und Göttingen. Von jenem Zeitpunkte ab bis an seinen Tod, am ersten Weihnachtsfeiertage 1837, war ich ziemlich oft um seine Person, bei ihm im Hause oder in der Akademie, oder auf einem Spaziergange. Blicke ich jetzt auf jene ersten Monate meines hiesigen Aufenthalts zurück, welchen der Umgang mit dem Grafen Reinhard auf eine für Geist und Herz erhebende Weise vor der nachfolgenden Zeit auszeichnete, hier in einer Stadt wie Paris, wo Gegenstände und Begegnisse vorüberrauschen, eines das andere verdrängen will, so möchte ich mich fragen, ob jene mir so theuern Augenblicke wirklich in noch so geringer Entfernung hinter mir liegen, ob nicht die Frische meines Schmerzes über den erlittenen Verlust mir eine Frische längst verblichener Erinnerungen vorzuheucheln scheine: so schwer wird es, eine Gestalt dem Leben entrückt zu denken, welche uns nur in voller Kraft und Gediegenheit vor der Seele schwebt!..

Seine vielfältigen und unsterblichen Verdienste, die Geschichte seiner Laufbahn, seine Tugenden, sein Character sind seitdem in Frankreich und Deutschland mannigfach besprochen und gewürdigt worden. Selbst wer nie früher vom Grafen Reinhard gehört hätte, hat doch jetzt Notiz

von diesem Namen nehmen müssen, seitdem die Rede des Fürsten Talleyrand zu seinem Lobe in ganz Europa ihren Wiederklang gefunden hat. Kürzlich noch hat einer seiner würdigsten Freunde, Freiherr von Gagern, dem Grafen Reinhard ein herzliches Wort des Andenkens nachgerufen, und zugleich die Erwartung erregt, daß in Deutschland ein des Verstorbenen würdiges Denkmal zu unsrer Erbauung vorbereitet werde. Seinem Briefwechsel mit Göthe sehen wir seit längerer Zeit entgegen. Um die wesentlichste Seite seiner Wirksamkeit zu begreifen und zu schätzen, müßte man Reinhards Berichte im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten in Paris studiren dürfen. Zum Glück sind in seinem Nachlasse sämmtliche Concepte dieser Berichte erhalten, und so wird einst gewiß auch diese Lücke ergänzt werden können. Bis dahin muß ich bei dieser Skizze seines Lebens und Charakters, die ich für Sie aufsetze, die Nachsicht in Anspruch nehmen. Die Stimme der Dankbarkeit scheint kein verwerflicher Zeuge für den Ruhm des Edeln.

Karl Friedrich Reinhard wurde geboren den 2. October 1761 in Schorndorf im Würtembergischen. Sein Vater war lutherischer Pfarrer, späterhin Superintendent in Belingen. Sein erster Lehrer war der Präceptor in Maulbrunn, Namens Mebold. Von seinem dreizehnten bis zum siebzehnten Jahre besuchte er die Klosterschulen von Dickendorf und Maulbrunn. 1778 bezog er die Universität Tübingen, um Theologie zu studiren. Frühzeitig äußerte sich sein poetisches Talent, das er sowohl in eignen Hervorbringungen, als in metrischen Uebersetzungen der alten römischen Dichter, und nicht nur in der

Muttersprache, sondern auch im Lateinischen, späterhin sogar im Französischen übte. So nahm er an dem ersten Schwäbischen Musenalmanach von 1781 Antheil. In diese Periode fällt seine Bekanntschaft mit Schiller. Andere freundschaftliche Verbindungen für das Leben stiftete er mit Conrad Stäudlin, Osiander, Planck, Hartmann, Armbruster. Im Jahre 1783 ging er nach der Schweiz. Hier lernte er Lavater, Bodmer, Geßner, Füßli, W. Metzger, in Schaffhausen Ebel kennen. Bei Geßner und Fürst erschien seine metrische Uebersetzung des Tibull, für welche die Verleger sechs Louisd'or zahlten. Bis zu seiner Auswanderung stand er seinem Vater in Belingen als Vicar zur Seite. Hierauf nahm er eine Hauslehrerstelle in der Schweiz an, wo er Gelegenheit hatte, sich in der französischen Sprache festzusetzen. Der Tod seiner Mutter begeisterte ihn zu einer Elegie in deutscher und lateinischer Sprache (1786). Wie denn Reinhard während seines ganzen Lebens freudige und wehmüthige Epochen in würdiger Weise durch Gedichte feierte, in welchen sich, außer einem unverkennbar poetischen Talent in Erfindung und Ausdruck, die jedesmalige allgemeine Zeitstimmung auf eine prägnante Weise einen Ausdruck gegeben hat. Im nächsten Jahre (1787) geschah seine Auswanderung nach Frankreich. Er wirkte als Erzieher in Bordeaux. Sein damaliger Zögling (Lefebvre) ward nachmals in Florenz sein Legationssecretair. Seine Stellung hinderte ihn nicht, durch die Aufnahme in das Musée de Bordeaux, späterhin auch in die Societé des amis de la Constitution geehrt zu werden. Es war der Moment, wo die Geister, von neuen Ideen schwanger, für die nahe Zukunft

sich leichter und enger an einander schlossen. Reinhard erklärte sich für die Principien der Revolution, und wurde der Freund der vorzüglichsten Männer, deren Namen in der Gironde geglänzt haben, namentlich von Vergniaud und von Ducos, mit welchem er den anziehendsten Briefwechsel geführt hat. Seine Gesinnung verkündigte er (1788) in einer Ode à la liberté und andern französischen Gedichten. Er folgte diesen seinen Freunden nach Paris mit einer besondern Empfehlung an Sieyes versehen. Im Jahre 1792 ging er als Gesandschafts-Secretair unter Dumouriez nach London. Von hier aus schreibt sich sein persönliches Verhältniß zu Talleyrand. Er verließ London beim Ausbruche des Krieges und ward als Legations-Secretair nach Neapel geschickt. Auf dem Wege dahin mußte er Rom von seinem Schiffe aus erblicken, ohne ans Land steigen zu dürfen. Seit der Ermordung des französischen Geschäftsträgers von Bosseville zu Rom herrschte zwischen beiden Nationen eine noch ungestillte Aufregung. Reinhard dichtete im Anblicke Roms eine deutsche „Ode an Bosseville's Schatten" am vierten Mai 1793, in welcher Wehmuth, Zorn und politische Begeisterung jedes Wort färbten und die hohe Energie seines Geistes sich aussprach. Seine Rückkehr von Neapel nach Paris erfolgte während des Sturzes der Gironde. Diese Wandelungen hinderten seine Anstellung als Chef de Division im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten nicht; er verdankte sie seinem Freunde Otto Colchen in Paris. Unter Robespierre's Herrschaft ward er für das Comité de l'état public requirirt und war hier nahe daran, eines der Opfer der Guillotine zu werden. Im

Jahre 1795 wurde er zum Minister bei den deutschen Hansestädten in Hamburg ernannt. Hier, im Hause des Professor Reimarus lernte er seine künftige Gattin, Christine Reimarus, kennen, welche, wie ihre Mutter Sophie, zu den würdigsten Frauengestalten ihrer Zeit gehörte. Christine Reimarus war es, welche an Bollmann schrieb, als er in Ollmütz gefangen saß. Am 12. October 1796 geschah die Vermählung, welche Reinhard durch ein schönes Gedicht „Am Tage meiner Trauung" feierte. Er verließ 1798 mit seiner Gattin Hamburg und ging als Regierungskommissair nach Florenz über Rastadt und Tyrol. Hier in Florenz gab er herrliche Beweise seiner gerechten und menschenfreundlichen Sinnesart. Ihm hatte es dieser Staat zu danken, daß die Bildergallerie nicht entführt wurde. Als ferner eine Menge Franzosen in Mittelitalien, namentlich in Ancona und Viterbo in Gefahr waren, von dem fanatischen Pöbel ermordet zu werden, erleichterte er vielen das Entkommen vermittelst Verkleidungen. Zu diesen gehörte Mangourit, welcher aus Griechenland herübergekommen war, wo er als geheimer Agent die Griechen gegen die Pforte zum Aufstand hatte reizen sollen. Er begleitete später (1803) den General Mortier bei der Einnahme von Hannover und machte von hier eine Reise nach Hamburg, wo Reinhard zum andernmal als Minister residirte, und er seinen Wohlthäter wieder sah.

In Florenz gebar seine Gattin einen Sohn. Der Rückzug der Franzosen nach der Schlacht an der Trebbia nöthigte Reinhard Florenz zu verlassen. Er schiffte sich mit seiner Familie in Livorno ein, und hatte das Unglück, seinen jungen Sohn auf dem Schiffe durch den Tod zu

verlieren. Außerdem kam er bei Begegnung eines englischen Schiffes in große Gefahr. Im Hafen zu Villifranche fand er seine Ernennung zum Gesandten in der Schweiz vor; allein drei Wochen später in Toulon, wo er Quarantaine hielt, erhielt er die Berufung zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Bei seiner Rückkehr in Frankreich gab er den Eindrücken der letzten Vergangenheit eine Gestalt in seinem Gedichte: „Italien.“ Einige Jahre später umfaßte er den ganzen Zeitraum von 1798 bis 1801 in einem schönen Gelegenheitsgedichte auf den Geburtstag seiner Gattin (22. Februar 1801).

Reinhard verdankte den ihm unerwarteten Ruf, Talleyrand als Minister der auswärtigen Angelegenheiten zu ersetzen, diesem selbst, in Folge der Revolution des 30. Prairial, welche außer der Entfernung der alten Direktoren auch einen theilweisen Ministerwechsel herbeiführte. „Man gab ihm (Talleyrand) zum Nachfolger einen Würtemberger, schreibt Thiers in seiner Geschichte der französischen Revolution, welcher unter dem Aeußern der deutschen Bonhommie einen bemerkenswerthen Geist verbarg (qui sous les apparences de la bonhommie allemande cachait un esprit remarquable) und welchen Herr von Talleyrand als den fähigsten, ihn zu ersetzen, empfohlen hatte! Dies war Herr Reinhard. Man hat gesagt, daß diese Wahl nur provisorisch gewesen war und daß Herr Reinhard nur da stand, um den Moment abzuwarten, wo Herr von Talleyrand zurückgerufen werden könnte.“ — Es war die traurigste Periode der französischen Revolution, die Regierung desorganisirt, Niemand welcher gehorchen wollte, Niederlagen auf dem Schlachtfelde, eine

gewaltsame Veränderung der Verfassung vor der Thür. Das Direktorium wünschte jetzt die Rückkehr Bonaparte's und seiner Gefährten aus Aegypten, in einem Augenblicke, wo jener diese Wünsche im Oriente errathen hatte und bereits auf dem Wege nach Frankreich begriffen war. Dem alten Direktorium und seinem Minister Talleyrand hatte man zuletzt aus Bonaparte's Expedition nach Aegypten ein Verbrechen machen und darin nur ein dem großen Feldherrn auferlegtes Exil sehen wollen. Ob das Direktorium Bonaparten Ordre gegeben, von Aegypten zurückzukommen, war wenigstens bis auf die neueste Zeit streitig, wie sogar noch Thiers einräumt, indem er sich auf die Memoiren des abgesetzten Direktors Larévellière beruft. Doch vor zwei Jahren hat Mignet in der Lobrede auf Sieyes (gelesen in der öffentlichen Sitzung der Akademie den 28. Decbr. 1836) aus den Archiven der auswärtigen Angelegenheiten einen merkwürdigen Brief mitgetheilt, welcher jene Zweifel besiegte. Es war das Schreiben des Ministers Reinhard an den General Bonaparte vom 18. September 1799. Es verdient hier eine Stelle: „General! Le directoire exécutif m'a chargé de vous dire qu'il s'interesse avec sollicitude à votre situation, à celle de vos genereux compagnons d'armes et de travaux; qu'il regrette votre absence et qu'il desire ardemment votre retour ... Il vous attend, vous et les braves qui sont avec vous. Il ne veut pas que vous vous reposiez sur la négociation de Mr. de Bouligny *). Il vous autorise

*) Des Spanischen Gesandten in Konstantinopel — wegen der Räumung Aegyptens.

à prendre, pour hâter et assurer votre retour, toutes les mesures militaires et politiques, que votre génie et les évenemens vous suggereront ....

Dieser Brief kam nicht mehr in Bonaparte's Hände, welcher schon den 9. October in Frejas landete. Reinhard blieb auf seinem Posten bis zehn Tage nach dem 18. Brumaire, und trat ihn Talleyrand wieder ab am 3. Frimaire (24. Nov.).

Reinhard blieb nicht lange unthätig. Er wirkte 1801 bis 1802 als Gesandter in der Schweiz, wo er sich im Kampfe mit dem Grundsatze „der Einheit und Untheilbarkeit" zeigte. Darauf trat er seine zweite Mission in Hamburg an, diesem Orte, der ihm durch Bande der Verwandtschaft und der Freundschaft theuer geworden war, letztere namentlich mit Sieveking, Vogt u. A. Auch wurde ihm hier 1802 sein Sohn Karl, jetzt Graf Reinhard, geboren. Unter den Gedichten dieser Periode wird eines: Les trois Emblêmes, vom Januar 1805 bemerkt.

Reinhard hatte bereits im December 1802 die freie Elbschifffahrt sowohl der französischen, als auch der Schiffe derjenigen deutschen Staaten, welche Frankreichs Verbündete waren, gegen den König von Dänemark, als Herzogs von Holstein, siegreich behauptet und erklärt, daß keines dieser Fahrzeuge von nun ab salutiren werde. Im Jahre 1805 wurde Reinhard, nach der, gegen seinen Rath erfolgten Verhaftung des englischen Residenten Rumbold, durch Bourienne ersetzt, kehrte auf kurze Zeit nach Paris zurück, und ging 1806 als General-Konsul und Resident nach Jassy, wo er mit Ypsilanti, Morusi, Hammer Bekanntschaften knüpfte. Bei dem Einzuge der

Russen in diesen Ort verdankte er dem unversöhnlichen Hasse Dolgorucki's gegen Frankreich seine Wegführung nach Krementschuch am Dniepr, mitten unter einer Eskorte von Kosaken, im December 1807, bis nahe bei Pultawa, wo er aber sofort seine Freilassung erhielt, als der Kaiser Alexander davon benachrichtigt worden war. Auf der Rückkehr kam er durch Carlsbad. Hier gründete sich seine Verbindung mit Göthe, welche durch einen ununterbrochenen Briefwechsel unterhalten wurde. Einen Brief Göthe's an ihn vom Jahre 1818 gab der Graf Reinhard als Muster des Facsimile in dem Pariser Abdruck von Göthe's Werken. Göthe dankte hier für bewiesene Dienste bei Ueberschickung des Kreuzes der Ehrenlegion. Er begab sich an den Rhein und kaufte Landgüter, namentlich, in Gemeinschaft mit Sulpiz Boissereé, Apollinarisberg an. Mit den Brüdern Boisserée, so wie mit Friedrich Schlegel hatte er in Köln Bekanntschaft geschlossen. Er ging nach Paris, und wurde von Napoleon im Jahre 1808 „zur Ueberwachung seines Bruders" nach Kassel geschickt, wo er bis 1814 blieb. Hier lernte er Johannes von Müller, Hegner, Heeren, Villers kennen. Er empfahl sich im Jahre 1809 durch ein ausgezeichnetes Memoire über Hamburg. In der Epoche von 1812 befand er sich beim Kaiser in Dresden. Nach der Katastrophe von 1813 flüchtete er sich mit Jerôme von Kassel, und kehrte nur auf kurze Zeit dahin zurück. Im März 1814 war er mit Talleyrand in Paris. Dieser ernannte ihn zum Directeur de la Chancellerie. Unter den damals in Paris anwesenden Deutschen schlossen sich ihm Thiersch, Steffens, (Oelsner aus früherer Zeit), Lindemann, von Humboldt an. Während

des Aufenthaltes von Talleyrand in Wien, nach der Wiederkehr Napoleons von Elba, ging Reinhard nach Brüssel; hier und später in Lüttich war er einige Zeit thätig. In Folge von Mißverständnissen wurden seine Papiere in Aachen von den Oesterreichern in Beschlag genommen und nach Wien gebracht. Der König Ludwig XVIII. verwandte sich zu seinen Gunsten; die Papiere wurden mit unverletzten Siegeln wieder erstattet, dem Gekränkten eine Ehrenerklärung gegeben! Dieser hatte die Entwickelung dieser Wirrungen in Frankfurt am Main abgewartet. Er machte jetzt eine Reise nach Gent, um Ludwig XVIII. seine Dankbarkeit auszudrücken. Nach der Schlacht bei Waterloo brachte er in Mons eine Zeit großen, innern Kampfes zu, ging jedoch mit dem Entschlusse daraus hervor, von neuem in Frankreich Dienste zu nehmen. Talleyrand trug zu seiner Rückkehr nach Paris bei. Er ward, außer **Directeur de Chancellerie**, Mitglied des Staatsraths, und zur Anerkennung seiner vielfachen Verdienste von Ludwig XVIII. (also nicht von Napoleon) den 22. August 1815 in den Grafenstand erhoben. Im November dieses Jahres erhielt er seine Ernennung zum Gesandten beim deutschen Bundestage in Frankfurt, wo er im December ankam, und eine längere Reihe von Jahren verlebte. Er hatte seine Gemahlin, geborne Reimarus, schon am 20. Februar 1815 durch den Tod verloren. Er vermählte sich einige Jahre später (1825) mit dem Fräulein von Wimpfen, welche ihn heute als bekümmerte Witwe betrauert. In Frankreich stiftete er Freundschaft mit Herrn von Gagern, Smidt, Berg, Wessenberg, Schmitz, Grellenberg, Trett, Lerchenfeld, Lindenau, Carové. Im

Jahre 1829 wurde er durch den Fürsten Polignac zurückberufen. Er erlebte so die Juli-Revolution in Paris. In demselben Jahre noch ging der Veteran als Gesandter nach Dresden, wo ihm der Aufenthalt im Jahre 1831 durch den Besuch seines Sohnes mit dessen junger Gemahlin versüßt wurde. Seine Tochter hatte schon früher Herrn von Diemar geheirathet. Im Juli 1831 erfolgte endlich seine „retraite definitoire.“ Bald nach seiner Rückkehr, im October 1831, wurde er zum Pair ernannt. Das Jahr 1832 brachte ihm die Grandes lettres de naturalisation. Von jener Zeit ab bis an seinen Tod lebte er, die Theilnahme an den Sitzungen der Pairskammer abgerechnet, von öffentlicher diplomatischer Thätigkeit ganz zurückgezogen. Im Herbste des vorigen Jahres 1837 sah er den zahlreichen Kreis seiner Verwandten, Freunde und Verehrer auf einer Reise mit seiner Familie in Deutschland zum letztenmale. Ueber die Huldigungen, welche ihm bei der Jubelfeier in Göttingen in reichem Maaße wurden, haben Sie manches Nähere in dem Artikel des Herrn von Gagern in der Allgemeinen Zeitung gelesen.

Die nach allen Seiten bei ihm rege bleibende Theilnahme an der Gegenwart floß bei dem Greise aus einer Frische und Lebendigkeit des Geistes, welche sich an allem zündete und nährte, was der Fortschritt des Gedankens in Wissenschaft und Literatur, Civilisation und Kunst Neues zu Tage fördert; der Sechsundsiebzigjährige war noch des lebhaftesten Enthusiasmus fähig. Gleich Männern auf derselben Stufe einer hohen Geistesfreiheit verachtete er nichts — sein Tisch vertrug die flüchtige Novelle, wie die letzte Vergangenheit sie brachte, neben den gediegenen Werken

des Tiefsinns oder der Kritik. So unterhielt er einst während des Essens die Gesellschaft von den „Europamüden von Ernst Willkomm" und richtete an mich die Frage: ob nicht der Verfasser ein ganz junger Mann sei? Das Buch hatte ihm übrigens gefallen. Er hatte seinen letzten Aufenthalt in Deutschland benutzt, sich mit der neuesten deutschen Literatur vertraut zu machen, so daß ich ihm wenig ganz Neues von dort berichten konnte.

Der Graf Reinhard war seit der Stiftung des protestantischen Consistoriums darin Mitglied. Natürlich konnte er bei seiner seltenen Anwesenheit in Paris diesem Institute wenig mehr als den Glanz seines Namens leihen. Erst in den letzten Jahren wohnte er den Sitzungen regelmäßig bei, und suchte seinem Standpunkte gemäß zu wirken. Es darf hier wohl bemerkt werden, daß in seinem Hause ein christlich und kirchlich frommer Sinn jedes Glied der Familie beseelte. Man besuchte regelmäßig die lutherische Kirche in der rue des Billets, in welcher Cuvier, Verny predigen, und wohin die Gegenwart der Herzogin von Orleans seit längerer Zeit auch viele hinzieht, die zu dem reformirten Oratoire gehören. Der Graf Reinhard hielt darauf, den eigentlichen und strengen lutherischen Begriff zu bekennen. Daß er übrigens in Religion, wie in Politik und überall im Leben höchst freisinnig war, darf kaum hinzugefügt werden. Kirchliche und religiöse Fragen wurden bei und von ihm häufig besprochen, wozu die Besuche des schätzenswürdigen Pastor Verny besonders Veranlassung gaben. Er erlebte noch die Kölnischen Wirren, welche sein Interesse im hohen Grade erregten. Graf Reinhard entschied sich von vorn herein für die Sa-

che und das System der preußischen Regierung, und vertheidigte seine Ansicht mit einer Wärme, welche den Widerspruch bis zum lebhaftesten Ausdruck steigern konnte. Die Angriffe der französischen Blätter gegen Preußen und den Protestantismus kamen zur Sprache. Die Bemerkung eines Anwesenden gab dem Grafen Gelegenheit zu einer Kritik der vorhandenen französischen Journale, um darzuthun, wie französischer und deutscher Liberalismus divergiren; daß z. B. kein einziges der liberalen Blätter eigentlich berufen sei, dem Protestantismus in Frankreich gegen den Katholicismus eine Stütze zu sein, trotz der großen Verbreitung des erstern in diesem Lande. — —

. **Prag.** — Indem ich es unternehme, von unsern Lebensbewegungen Einiges zu Ihrer Kunde zu bringen, werfe ich zuerst einen flüchtigen Blick auf den Zustand unserer Literatur, und vorzugsweise auf die eingeborne, die czechische. Hier leisten als Historiker und slawische Philologen Palacky und Schafárik wahrhaft Gediegenes. Das umfassendste Werk Palacky's, die eben erscheinende Geschichte Böhmens, deren zweiten Band er mit unermüdetem Eifer zur Herausgabe vorbereitet, gehört zwar der Sprache nach in die deutsche, dem Gehalte und dem Wesen nach aber eigentlich in die böhmische Literatur. Der treffliche Verfasser will diesen Herbst zur Vermehrung seiner Quellen eine zweite Reise nach Italien unternehmen, wohin ihn diesmal zur Herstellung ihrer Gesundheit durch das mildere Klima auch seine kränkelnde Gattin begleiten soll. Seine böhmische Geschichte, so weit wir sie bis jetzt kennen, stellt den Verfasser schon unter die ausgezeichnet-

sten (besonders unter die gewissenhaftesten) Geschichtschreiber; was könnte das Werk aber erst sein, wenn Palacky ohne gewisse Nebenrücksichten auch alles schreiben dürfte was er weiß! Schafárik zeigt sich in seinem großen Werke über slawische Alterthumskunde (Slowanské starozitnosti) als einen Riesen an Geist und Wissen, an durchdringendem, läuterndem Scharfblick. Sehr achtbare Stimmen fremder Slawisten zollen diesem höchst verdienstvollen Manne nicht nur ein eben so begeistertes als gerechtes Lob, sondern lassen auch den Wunsch vernehmen, man möchte ihm die Mittel nicht fehlen lassen, seine klassischen Forschungen in der ganzen Ausdehnung der von Slawen bewohnten Länder, z. B. im Norden und Osten von Rußland, in den türkischen Provinzen u. s. w. an Ort und Stelle fortzusetzen, und so seinen köstlichen Schatz aus den reinsten, volkseigenthümlichsten Urquellen zu bereichern. Sollte das gänzlich ein frommer Wunsch bleiben? Freilich, wenn Schafárik nach einer reichlichen Belohnung, nach einem Ordenskreuze u. dgl. strebte, so hätte er eine andre Bahn einschlagen sollen — allenfalls eine neue Theorie aufstellen, nach welcher man die Husaren-Pferde wohlfeiler beschlagen könnte; so aber hat er nur ein Werk geliefert, welches eine feste Grundlage zur künftigen Geschichtsforschung für alle slawischen Nationen bildet, und der einzige Lohn für die ungeheure Mühe, mit welcher er eines der bis jetzt dunkelsten, unzugänglichsten historischen Labyrinthe entwirrte, ist ein wohlerworbener, dauerhafter Ruhm. Sollte man es nicht als allgemeine Volkssache betrachten, solch einen Mann wenigstens für seine physische Arbeit hinreichend zu entschädigen, und hiezu ein Zu-

sammentreten hochgesinnter Slawen zu bewirken suchen? Es käme vielleicht nur darauf an, daß Jemand einen guten Anfang machte und den ersten Impuls gäbe. — Die Kräfte der czechischen Literatur in der Poesie und Belletristik sind minder bedeutend. Zum Theil ist ihre unvortheilhafte Stellung daran Schuld. Das Uebergewicht der über alle unsre Gränzen einströmenden, ausländisch deutschen Literatur drückt sie um so mehr nieder, da sie in diesem Felde ohnehin kaum der böhmisch deutschen Produktivität das Gleichgewicht halten könnte. Meistens werden Erzählungen aus der deutschen, französischen, englischen oder einer ostslawischen Sprache übersetzt, unter den Gedichten sind noch die Originalarbeiten am häufigsten. Die jungen Czechen müssen ihre Stoffe entweder aus der unbestimmten Allgemeinheit, oder aus so alter Urzeit ihrer eigenen Geschichte entlehnen, daß die Umrisse, in nebeltrüber Ferne verschwimmend, keine festen Anhaltspunkte geben; wer aber einen Stoff aus der näher liegenden Epoche des Mittelalters wählte, müßte ihn so vorsichtig behandeln, daß die Phantasie stark gelähmt wäre! So fehlt der Sache der beste Kern. Schade daß sich der eben so talentvolle als originelle Jaroslaw Langer von literarischen Arbeiten zurückgezogen hat. Er hätte bedenken sollen: „Ein Mann ist viel werth in so theurer Zeit." Wer weiß ob nicht einmal die czechische Literatur bei den Schwierigkeiten eines kräftigen, anhaltenden, eigenen Aufschwungs, mit irgend einer ihrer ostslawischen Schwestern in eins verschmelzen wird? Vielleicht ist grade ein Gefühl von eigener Schwäche der Grund, daß manche der czechischen Schriftsteller das Fortschreiten ihrer deutsch dichtenden Collegen

mit Kälte, wo nicht gar mit Ungunst betrachten, während diese an jeder interessanten Erscheinung in böhmischer Sprache meistens wohlwollende Theilnahme zeigen. Palacky's Beispiel, welcher seine Geschichte Böhmens, um dafür ein größeres Publikum zu gewinnen, in deutscher Sprache schrieb, während er viele treffliche czechische Aufsätze geliefert hat, und noch fortwährend liefert, wurde von mehr als einem Ultra-Slawen als eine Apostasie angesehn; besser wirkten die Beispiele Schafárik's, Purkinie's, Kaubek's, Anielewsky's und Anderer, welche einzelne deutsche Aufsätze über slawische Stoffe in unsre gediegene, seit ihrem einjährigen Bestehen schon vielseitig auf das rühmlichste anerkannte Zeitschrift Ost und West lieferten. Von unsern deutsch schreibenden Schriftstellern ein ander mal ausführlicher, für jetzt melde ich Ihnen nur in Kürze, daß Karl Egon Ebert einen neuen Band Gedichte zum Druck vorbereitet. Balladen und epische Stoffe werden darin vorherrschend seyn, und nach den Proben, die ich vorläufig kennen lernte, darf man sich etwas Ausgezeichnetes versprechen. W. J. Tomaschek hat sechs von ihm komponirte alt-böhmische Gedichte aus der ehrwürdigen Königinhofer Handschrift herausgegeben. Die treffliche Eignung zur musikalischen Bearbeitung findet sich bei diesen kernigen Worten der Vorzeit in noch höherem Grade als bei der ohnehin schon so volltönenden und schmiegsamen neu-böhmischen Sprache, und Tomaschek hat sich als würdiger Tonsetzer der eben so eigenthümlichen als ausdrucksvollen Texte bewährt. Um dieses interessante Kunstwerk auch dem deutschen Publikum zugänglich zu machen, ist eine deutsche Uebersetzung, welche Prof. W. A. Swoboda

sehr sorgfältig der Metrik des Originals anpaßte, den Liedern beigegeben.

Die Katze läßt das Mausen nicht und der Prager nicht das Tanzen, es mag nun Winter oder Sommer sein. Als Schiller den Friedländer von seinen Landsleuten sagen ließ: „Dies Geschlecht kann sich nicht anders freun als bei der Tafel" hätte er noch prophetisch hinzufügen sollen: „beim Strauß'schen Walzer, beim athemlosen Galopp und beim langweiligen Cotillon." Der Abend mag noch so lieblich, die Natur noch so einladend sein, (und wie schön ist die Natur in Prag's Umgebungen!) man sperrt sich in den Saal der Färberinsel ein, weil man auf die Reunionen abonnirt ist, oder wenn man zum anspruchsloseren Theil des Publikums gehört, in den ersten besten Tanzboden. Da arbeiten sich die Leutchen halb zu Tode und schwitzen wie Dampfmaschinen, und holen sich irgendwo in einem frischen Luftzug die artigste Lungensucht. Das Beste dabei ist, daß in den Zwischenpausen des Tanzes manchmal ein gescheidtes Musikstück zu hören ist. Auf diese Reunionen, auf dieses Galopp- und Walzer Publikum ist das unterdrückte Talent des Componisten Emil Titl angewiesen. Ein lebender Beweis, wie man junge, tüchtige Künstler bei uns unterstützt und aufmuntert, wurde dieser wackre Compositeur, welcher in einer vollendeten und zwei angefangenen Opern, einer Messe, vielen einzelnen Gesang- und Clavier-Compositionen, Chören u. s. w. lobenswerthe Proben seiner Fähigkeit ablegte, durch die äußerste Noth dazu gezwungen, Regiments-Kapellmeister zu werden. Nun schreibt er ex officio Märsche, Tänze, Potpourri's &c. für die Janit-

scharen-Musik, und weil er es doch nicht ganz lassen kann, macht er zuweilen auch etwas Besseres. So componirte er z. B. unlängst einen Männerchor mit Orchesterbegleitung, die nächtliche Heerschau, welche selbst auf sein tanzschwindelndes Auditorium einen kräftigen Eindruck machte. Doch fort aus diesen schwülen, erstickenden Räumen, aus diesem Durcheinanderwirbeln menschlicher Kreisel! Wer für etwas Andres Sinn hat, der besteige mit mir den leichten Nachen, und von den Wellen der Moldau gewiegt, schweben wir hin durch die Nacht bis unter den Fuß des Wyssehrad. Der Vollmond ist aufgegangen über den letzten Trümmern des Gemäuers von der ehemaligen Fürstenburg; mit wehmüthiger Milde blickt er durch das kühn vorspringende Bogenthor, welchem die Sage den Namen „Libussenbad" beilegte. Die Kunde von Jahrtausenden haucht eine belebende Ahnung in die Schauer der Nacht, riesige Schlagschatten geben dem imposanten Anblick der mächtigen Felsmassen eine doppelt verstärkte Wirkung, die duftig beleuchteten vorspringenden Kanten werfen den magischen Strahl auf den Wasserspiegel zurück; und die räthselhaften Bilder des Zwielichtes schweben wie Heldengeister über der dunklen, geheimnißvollen Tiefe der Fluthen. —

†† **Hanau.** — Literatur ist nicht unsere Hauptsache. Der Hanauer lebt gern, d. h. außer seinem Geschäft, das er gern auf den Fuß oder wenigstens den Namen einer Fabrik zu heben sucht, läßt er es sich gern wohl sein. Frankfurt spornt ihn zum Erwerben und zum Genießen, es steigert unsere Ansprüche und unsern Aufwand. Manchen zum Nachtheil. Es trägt aber auch zur Bil-

dung bei — besonders des Geschmacks in Einrichtungen des Lebens, so wie der Kunst, da wir an allen Ausstellungen, Theater und Sehenswürdigkeiten leicht Antheil nehmen können. — — Unter den hiesigen Frauen ist viel Sinn und Bildung, unter den Männern, besonders aus der Klasse der Fabrikanten, viel Lebensgewandtheit, Liebe zur Musik, mimische Talente. Man findet nicht leicht eine Stadt oder ein Städtchen, wo die Elemente so angenehm gemischt und neutralisirt wären, — die Staatsdienerschaft, die Fabrikanten, die Kaufleute. Der Adel ist zu unbedeutend, um sich zu sondern und die Gesellschaft zu zersetzen. Dennoch theilt er sich in öffentlichen Vergnügungen sehr, wenn nicht nach Kasten, doch nach persönlichem Behagen. Eine Hauptresource für den Sommer ist das nahe Wilhelmsbad, wo an gewissen Tagen Versammlung von weit und breit, und wöchentlich zweimal Hazardspiel stattfindet. — Jene angenehme Mischung der Gesellschaft zeigt sich kirchlich durch eine seltne Toleranz der verschiedenen Bekenntnisse. Das Religiöse ist durchaus dem Umgänglichen untergeordnet, und der Pietismus regt sich nur in einer ganz niedern Klasse auf kaum beachtete Weise. Und damit auch jede kirchliche Eifersucht entfernt bleibe, besitzt keine Gemeinde einen ausgezeichneten Prediger oder nur einen irgend hervorstechenden. — Wir haben keine Bibliothek und kaum die bekanntesten Literaturblätter werden in kleinen Kreisen gelesen. — Trotz Allem dem haben wir einige Literaten und Schriftsteller. Unser viel beschäftigter Arzt Kopp hat in seiner Wissenschaft einen bedeutenden Namen, und zufällig einen bis Rußland verbreiteten. Vor etlichen Jahren kam nämlich der russische

Dichter Shukowsky krank in die Gegend und nahm auf Anrathen eines hier privatisirenden, ihm aus Petersburg bekannten Militärs, (Russen aus deutschen Provinzen) Kopp zum Arzte an, und wurde von ihm hergestellt, nachdem man ihn in Petersburg aufgegeben hatte. Da Shukowsky Erzieher der kaiserlichen Prinzen ist, so erregte dies viel Aufmerksamkeit in Petersburg und Rußland. Seitdem kommen häufig Russen hierher, berathen sich bei Kopp oder bleiben auch kürzere oder längere Zeit. So sind schon mehrere Literaten hier gewesen. Außer Shukowsky — der Fürst Wäsemsky, Gogol, Melgunoff. Auf diese Weise konnte die von H. Koenig herausgegebene und bearbeitete Schrift: „Literarische Bilder aus Rußland," die aus dem Verkehr Koenigs mit Melgunoff entstanden, gerade von Hanau ausgehen. Herr Koenig ist gegenwärtig mit einem neuen größeren Roman beschäftigt, der Shakspeare und seine Zeit zum Gegenstand hat und hoffentlich noch in diesem Jahre zum Druck gelangen wird. — Ein anderer Hanauer Schriftsteller, ein geborner Fuldaer, ist Karl Arnd, Ingenieur und durch mehre Schriften über National-Oekonomie, über Wasserbau rc. bekannt. Derselbe giebt jetzt auch die „Zeitschrift für die Provinz Hanau" heraus, die mit der Geschichte, der laufenden Bildung und den Interessen dieser Provinz bekannt machen soll. — Unser Gymnasium hat mehrere recht gebildete Schulmänner, die sich aber gerade als Schriftsteller noch nicht besonders hervorgethan haben. — Unsere Pensions-Anstalten, besonders weibliche, sind sehr alt und waren stets auch vom Ausland besucht. Seit einiger Zeit thut sich auch die Knabenschule mit Pension des Dr. Den-

hard hervor durch den Eifer junger Freunde, welche die Anstalt unternommen haben.

* **Wien.** Der Name Anastasius Grün darf hier nicht mehr gedruckt werden, weil er von keinem Censor das Imprimatur erhält, und zwar aus dem Grunde nicht, da es keinen Nachweis dafür giebt, daß ein solcher Dichter als Person existirt. In dem kürzlich erschienenen Album, welches alle österreichischen Dichter auf einer Tenne vereinigt zeigt, fehlt daher Anastasius Grün, dafür ist der Graf Auersperg mit einem Gedicht, das diesen seinen Namen führt, eingetreten.

† **München.** Das von R. Marggraff neubegründete Kunstblatt wird unter dem Titel: „Münchener Jahrbücher für bildende Kunst" jetzt (in einem Leipziger Verlag) ins Leben treten und sollen in diesem Jahre noch zwei Hefte mit den dazu gehörigen lithographischen Abbildungen, unter denen sich besonders eine Gruppe aus Kaulbachs neuem (noch unvollendeten) großem Bilde: die Zerstörung Jerusalems auszeichnen wird, geliefert werden. Der Jahrgang dieses Kunstblattes wird 4 Hefte umfassen. In den artistischen Beilagen, die den Hauptzweck der Münchener Jahrbücher bilden sollen, ist es besonders darauf abgesehen, die bedeutendsten Kunstwerke der Münchener Schule zu reproduciren, doch dürften auch die Leistungen anderer Schulen bald hinzuzuziehen sein, um dem Publicum eine vollständige Anschauung von dem Zustande der heutigen Kunst zu bieten. —

Hamburg. Ludolf Wienbarg hat ein höchst interessantes Manuscript: Hannover und die Sieben, bereits seit längerer Zeit vollendet, doch dürfte dem unmit-

telbaren Erscheinen dieser Schrift noch mancherlei im Wege stehen, das sich aber wohl beseitigen lassen wird. Sein Tagebuch aus Helgoland wird hier sehr stark gelesen, und findet überhaupt in Deutschland die verdiente Anerkennung, welche beweist, daß die ächten, edeln und ehrenwerthen Leistungen der neuesten Literatur beim deutschen Publicum noch nicht die Sympathieen verloren haben, welche ein anderer von unglücklicher Ruhmsucht getriebener Autor durch allerlei Schmutz, den er auf dem literarischen Gebiet zusammenschleppte, gewaltsam zu zerstören bemüht war. Wenn man den edeln und würdigen Charakter betrachtet, den sich Wienbarg in der Literatur zu erhalten gewußt hat, so sieht man die innere Grundlosigkeit jener Genossenschaft ein, die ihm vor einigen Jahren durch Gutzkow angehäkelt ward und welche von beiden als das junge Deutschland getauft wurde, das leider auf die allerunnützeste Weise von der Welt Veranlassung gab, Wienbargs und so mancher Andern Thätigkeit auf längere Zeit zu hemmen und in den Bann zu thun. Sein ehemaliger Genosse Gutzkow scheint wenigstens in dem moralischen Bann dieses jungen Deutschlands verblieben zu sein, indem er sich von Neuem in eine literarische Verworfenheit hineingearbeitet hat, in der man ihn diesmal sich selbst überlassen muß, während Wienbarg zu der unzweideutigen und ruhmwürdigen Stellung zurückgekehrt ist, die er selbstständig für sich zu behaupten im Stande ist. —

= **Leipzig.** Die Arbeiten zur Gasbeleuchtung, die auch in unserer Stadt eingeführt werden soll, werden gegenwärtig sehr stark betrieben, und wird Leipzig schon zu Anfang Septembers, also zur jährlichen Feier des Con-

stitutionsfestes, die Aufklärung dieses neuen Lichtstoffes an sich bewähren lassen. Zur Verschönerung der Stadt geschieht jetzt sehr viel, überall entstehen hier neue Gebäude in einem großartig schönen Styl, Leipzig verliert allmählig die alte pittoreske Giebelform, und wird dafür eine moderne Stadt. Nur dürften bei modernerer Bauart die engen Gassen sich nicht mehr so traulich, wie bisher zu den Erkerhäusern, verhalten, sondern eher ein Mißverhältniß zeigen, da die Häuser, die man jetzt baut, auf eine größere Perspective des Raumes berechnet sind. Das neue Postgebäude vor dem Grimmaischen Thor ist seiner Vollendung und demnächstigen Benutzung nahe, es gewährt einen ebenso imposanten als geschmackvollen Anblick und ist der Centralbedeutung Leipzigs in dieser Beziehung vollkommen würdig, während das bisherige in der Stadt gelegene nicht nur nicht ausreichte, sondern auch durch die Enge der Gasse, in der es sich befand, hin und wieder sogar Unglück veranlaßt hat. — Den sich in Sachsen aufhaltenden Preußen, die besonders in Leipzig bei einem längern Aufenthalt mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen hatten, ist jetzt durch das neue sehr liberale Heimathsgesetz, welches Preußen erlassen hat, eine bedeutende Vergünstigung bereitet. Da die preußische Regierung jetzt zu einem Aufenthalt im Auslande Heimathsscheine auf drei Jahre ausstellt und zu fünf Jahren verlängert, unter Umständen auch darüber hinaus, man also dadurch nachweisen kann, daß man in einem bestimmten heimischen Verbande bleibt, der jederzeit wieder Rückhalt und Schutz zu gewähren vermag, so wird Sachsen, das sich unter allen Bundesländern darin am schwierigsten gezeigt hat,

in der Aufnahme von Ausländern wohl von jetzt an sich duldsamer erweisen. — Unsere Eisenbahn wird vom 31. Juli an bereits bis Wurzen befahren und hat somit schon eine für den Weg nach Dresden wichtige Poststation erobert. Noch immer herrscht bei der hiesigen Bevölkerung eine wahre Manie, Spazierfahrten auf der Eisenbahn zu machen, die aber mit der größeren Ausdehnung der Bahn wohl allmählig dem gewöhnlichen Geschäftsbetriebe weichen wird.

Jacob Grimm hält sich seit einiger Zeit hier auf und ist beschäftigt, mit der Weidmann'schen Buchhandlung (Reimer) eine große wissenschaftliche Unternehmung zu berathen. Diese wird in einem etymologischen Wörterbuch der deutschen Sprache bestehen, das Grimm unter Mitwirkung von Lachmann und Moritz Haupt herausgeben will.

Der junge talentvolle Dichter Karl Beck hat ein neues größeres Gedicht vollendet, das unter dem Titel: „der fahrende Poet" in diesen Tagen erscheinen wird und in Weise von Lord Byrons Ritter Harold, jedoch in ganz selbstständiger Conception, eine Sängerfahrt darstellt, die besonders in Ungarn, Wien, Weimar und auf der Wartburg beschreibend und betrachtend verweilt, und dabei in den mannichfachsten Zeitanklängen sich ergeht. Das Gedicht ist in Sonetten geschrieben.

Von der bei Leopold Voß erscheinenden und durch Rosenkranz und Schubert herausgegebenen Ausgabe Kant's sind soeben vier neue Lieferungen: Der zweite Band (Kritik der reinen Vernunft), der dritte Band (Prolegomena zur Metaphysik und Logik), der siebente

Band, in zwei Abtheilungen (kleine anthropologisch-praktische Schriften und die Anthropologie in pragmatischer Hinsicht) herausgekommen. Diese Ausgabe fährt fort sich in ihrer prächtigen und gediegenen Ausstattung und durch den ächt wissenschaftlichen Geist der Besorgung als eine der ausgezeichnetsten literarischen Unternehmungen unserer Zeit zu bewähren. *)

β. **Berlin.** Nachdem der Fürstencongreß, welcher unserer Hauptstadt im Juni so vielen Glanz verlieh, vorübergegangen ist, hat die stille träumerische Ruhe des Sommers, wie gewöhnlich und vielleicht im noch verstärkten Maße, sich auf Berlin gelagert. Wer fort kann, wandert aus und der Drang nach den schlesischen und böhmischen Bädern war so gewaltig, daß die Schnellpost nach Dresden oft auf vierzehn Tage hinaus keinen Platz mehr zu vergeben hatte. — Man sieht, daß gegen die Reise- und Badelust unserer Zeit Edicte so wenig helfen, wie einst vor Jahrhunderten gegen üppige Feste und Pluderhosen, und doch ist es nicht lange her, daß der Staat selbst allen Aerzten es zur Pflicht machte, ihren Patienten Reisen und Bäder so wenig als möglich anzurathen, weil mancher allzuzärtliche Gemahl sich für die Wünsche seiner schönen bittenden Gefährtin in Schulden stürze, Familienglück zerstört und Unfrieden ohne Noth erzeugt werde. Es ist ein hübsches Bestreben jeden guten Bürger beim besten Muthe zu erhalten, und Schranken für den Armen

*) Wir werden in einem unserer nächsten Hefte ausführlicher darauf zurückkommen. D. R.

zu bauen, ohne Unmuth über göttliche und irdische Weisheit in seine Seele zu bringen; aber was kann man gegen den Willen der Mode und den herrschenden Geist der Zeit, welcher epikuräisch alle Zwecke des Lebens in den Genuß setzt. Die schnellen Posten und die schönen Heerstraßen laden von selbst zum vermehrten Wechsel ein, man müßte Alles beim Alten lassen, wollte man das Alte erhalten. Kommen nun gar erst die Eisenbahnen, so wird es mit jeder Reiseabschreckungstheorie völlig zu Ende sein, und jeder Gevatter Schneider und Handschuhmacher seinen freien Sonntag wenigstens in Leipzig oder Dresden, in Stettin oder Breslau nach Belieben verdämmern können, und die Aristokratie auch diesen Vorzug verlieren. —

Wer in Berlin zurückbleiben mußte, hat wenigstens zu seiner Entschädigung den Wollmarkt und das Pferderennen gehabt; aber der erste ist so verzweifelt schnell vorüber gegangen, daß man weder die runden sonnenverbrannten Gesichter der würdigen Landjunker und Amtleute, noch die kleinen, rothwangigen Fräulein, welche alljährlich sonst in Schaaren herbeiziehen, um nach dem überstandenen Fegefeuer der Verkaufstage aus den gefüllten Börsen ihrer Anbeter, Väter und Onkel sich zu modernisiren, gehörig betrachten konnte. — Der Wollüstlinge (wie die Berliner sagen) waren diesmal zu viele, und die Wollhabenden verkauften oft ehe sie noch die Thore erreichten, und brachten gar zu schnell ihr Geld und ihre Schäfchen in Sicherheit. Kläglicher noch ging es mit dem Pferderennen. Der Hof war schon nach Schlesien abgereist, die Prinzen fast sämmtlich in verschiedene Provinzen zerstreut und der größte Theil der hohen Aristo-

kratie ebenfalls verflogen. Ueberhaupt aber ist die Theilnahme für diese Vergnügen beträchtlich im Abnehmen, und eine Anzahl junger Offiziere und Dandys die einzigen fast, welche als Actionairs und Wettende lebendigen Antheil nehmen. Es muß etwas Außerordentliches geschehen, wenn die Pferderennen sich halten sollen, denn man sieht immer mehr ein, daß sie im jetzigen Zustande wenig nützen. Komisch ist es dabei, daß die englischen Jokeys gewöhnlich schon vorher wissen, welches Pferd der Sieger sein wird, und die eigentliche bestimmende Macht sind, welche ihre Tractate schließt und das Schicksal des Tages leitet. — Eine neue Zierde Berlins wird das Universitätsgebäude werden, dessen Ausbau rüstig fortschreitet. Dieser alte Palast des Prinzen Heinrich hat allerdings das sonderbare Schicksal gehabt, in einer Zeit, wo in Preußen plötzlich für geistige Entwickelung des Volkes nichts zu hoch und zu heilig erschien, in einen Sitz der Musen verwandelt zu werden. Später freilich dachte man daran und ging mit dem Plane um, ihn seiner ursprünglichen Bestimmung wieder zuzuwenden, die Musen und ihre Zöglinge aber in eine stillere Gegend zu verbannen und auf den Feldmarken am Köpniker Thor ein quartier latin zu stiften. — In einem so gut geordneten Staatshaushalte berechnet man jedoch vor allen Dingen die Kosten, und so wurde denn der baufällige Palast nicht niedergerissen um einem modernen Königsschlosse Raum zu geben, sondern er blieb den Wissenschaften und wird so geschmackvoll ausgebaut, wie es die unschönen Verhältnisse zulassen. — Es ist bekannt, wie der witzige Ausspruch Friedrichs des Großen lautete, als er den Bau zuerst sah. Mein Bruder, sagte er lachend, hat

sich ein Haus gebaut, das unten wie eine Festung, in der Mitte wie eine Kirche und oben wie ein * * * aussieht, und man muß gestehen, daß viel Wahres darin liegt. — Indeß passen sich die kühlen hohen Räume in den gewaltigen Mauern recht gut zu Hörsälen und Museen, und die moderne Kunst verschönt, wie sie kann. — Der Park hinter dem Schlosse wird auch umgeschaffen, und unter den alten schattigen Bäumen werden die Bronzebüsten der berühmtesten Lehrer der Universität aufgestellt werden, namentlich: Fichtes, Hegels, Solgers, Wolfs, Schleiermachers Köpfe, mahnende Zeichen der Zeit, welche nicht mehr Heerführern und Fürsten in Purpur allein zu Denkmälern bevorzugt. — Auch zu der längst beschlossenen Reiterstatue Friedrichs des Großen soll endlich das Modell begonnen werden, nachdem man Jahre lang über den Platz gestritten hat, wo sie aufzustellen sei.

Die Wissenschaft hat wieder einen harten Verlust durch den schnellen Tod des Professor Bartels gehabt, dieses gelehrten und vielverdienten Mediziners. Man sucht jetzt auf allen Universitäten nach einem würdigen Nachfolger, und der würdigste würde unstreitig Schönlein sein, wenn nicht — politische Rücksichten, ihn sowohl wie Oken, Grimm und Andere von uns entfernten. — Es ist übel, daß die Politik selbst der Wissenschaft Rücksichten auferlegt, und somit wird auch nicht Schönlein, sondern der Professor Nasse aus Bonn Bartels Stelle einnehmen. —

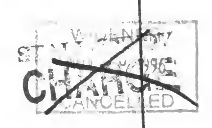
Vor Kurzem befand sich in unsern Mauern der Geh. Legationsrath Kölle aus Stuttgart, Verfasser der Schrift über Diplomatie und der bekannten Handbücher über Paris, Rom u. s. w. Vielleicht hatte seine hiesige An-



wesenheit theilweise den Zweck, die Kräfte der norddeutschen Hauptstadt für die Cotta'sche Vierteljahrschrift zu gewinnen, als deren Hauptbetheiligten sich Herr Kölle jetzt ziemlich deutlich zu erkennen giebt.

Druck von Bernh. Tauchnitz jun. in Leipzig.






MAX RIEMER
HOF-BUCHBINDERMSTR.
KIEL, HOLSTENSTR. 43



